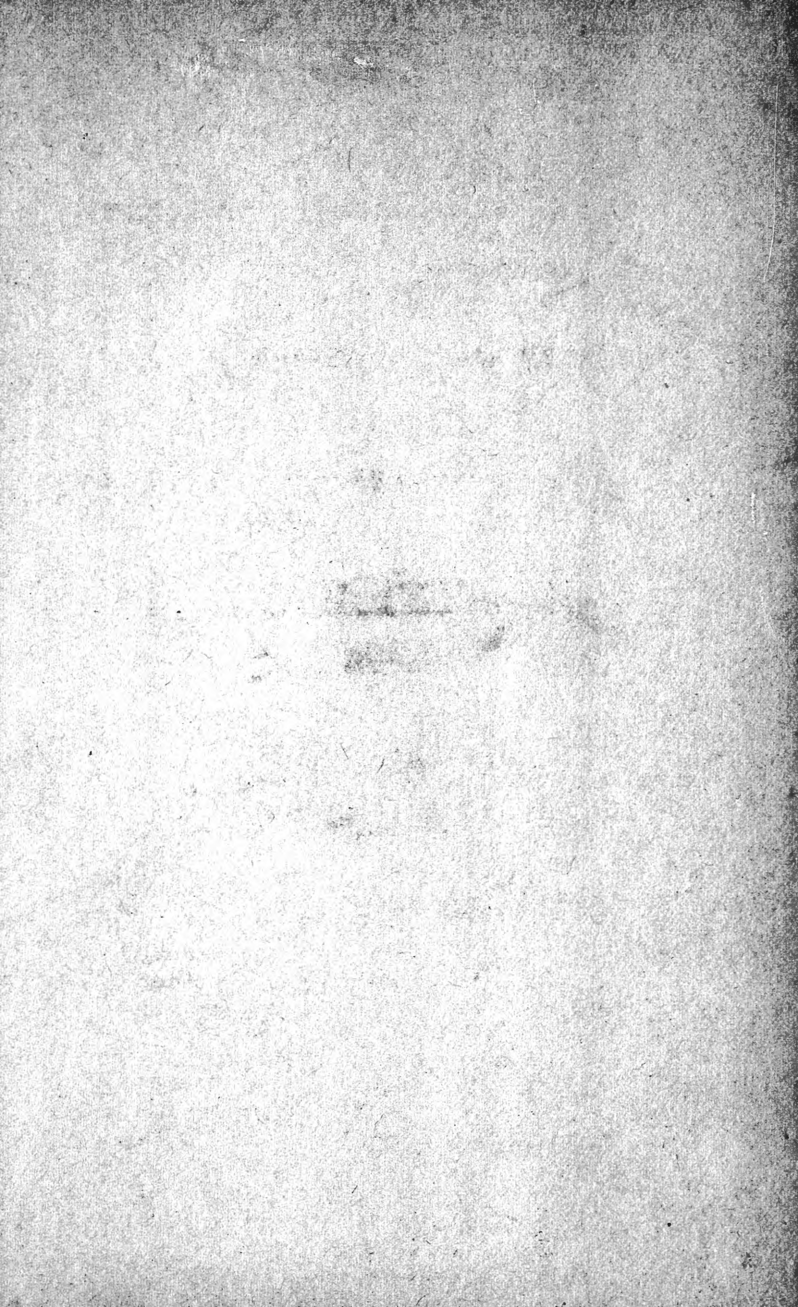


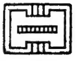


Die verdammte Liebe

Roman

von

Ernst von Wolzogen.



1919

Montanusverlag zu Siegen



Meinem lieben Stammhalter

Hans Wolf-Dietrich

sei dieses Werk gewidmet.

Darmstadt, am 15. Gilbharts des vierten Kriegsjahres.



Inhaltstafel.

1. Hauptstück

handelt vom ehelichen Krieg, von Kindern und Känguruhs.

Das Klavierspiel in dem kleinen Salon nebenan brach jäh ab, als das hohe dünne Stimmchen der Empire-Stutzuhr auf Frau Elfriede Rhodes Kommode die vierte Nachmittagsstunde verkündete. Gleich darauf trat ihr Gatte herein, warf sich mit einem Seufzer in die Sofaecke und sagte, die langen Beine weit von sich streckend: „Nein, du, Klavierstunden geben ist nichts für mich. Dabei geht einem ja der Rest von Nerven noch vollends zum Deixel."

Frau Elfriede sah von ihrer Näharbeit auf, zog die dicken schwarzen Brauen hoch und streifte ihren Mann mit einem fast ver-

ächtlichen Blick. „Schon wieder zu Ende mit deiner Geduld?“ sagte sie, an ihrer Flickerei lässig weiterstichelnd. „Erst warst du Feuer und Flamme dafür, wie immer bei jedem neuen Unternehmen. Ebba soll doch deiner Meinung nach riesig musikalisch sein. Sie müßte von Anfang an in die richtigen Hände kommen, hast du behauptet und dich verschworen, sie in einem Jahre weiterzubringen, als sie sonst in dreien kommen könnte. Na ja — wie gewöhnlich! Gerade jetzt, wo du vor lauter Muße nicht weißt, was du mit dir anfangen sollst, jetzt, wo du keinen Groschen verdienst, könntest du mir doch wenigstens sparen helfen.“

„Das war ja auch mein Hauptgesichtspunkt bei dem Unternehmen,“ gab Tillmann mißmutig zu, indem er eine Zigarre in Brand setzte: „aber ich glaube, ich habe mich getäuscht in Ebba. Sie hat Mordspratzen für ihre zehn Jahre und Kraft und Ernst in allem was sie anpackt; aber keine Spur von rhythmischem Gefühl. Einfach trostlos! Zum Verzweifeln!“

Frau Elfriede zuckte geringschätzig die Achseln: „Trostlos und zum Verzweifeln — wie immer, wenn dir was nicht auf Anhieb gelingt.“

Der lange Tillmann räkelte sich ungeduldig in seiner Sofaecke: „Soll ich wieder angeblasen werden? Da geh ich lieber spazieren.“

„Das heißt ins Kaffee und verschwätzest Stunden mit allen möglichen zweifelhaften Bekanntschaften!“

„Durch Kaffeehausbekanntschaften habe ich bis jetzt noch fast alle meine besten Geschäfte gemacht.“

„Deine besten Geschäfte!“ höhnte Elfriede. „Als ob du überhaupt schon jemals ein gutes Geschäft gemacht hättest! 105 775 M. kosten mich deine Geschäfte, seit sie dich von der Artillerie geschwenkt haben, bis auf den heutigen Tag. Ich habe genau Buch geführt. Das macht auf die neun Jahre deines Ruhestandes verteilt im Jahre .... Rechne dir's aus. Vater rückt nichts mehr heraus, und wenn du im bisherigen Stile weiter Geschäfte machst, haben wir in vier bis fünf Jahren

nichts mehr, um nur das nackte Leben zu fristen.“

Tillmann Rohde knurrte eine undeutliche Verwünschung vor sich hin und fuhr sich mit den fünf Fingern der Linken durch den braunen Schopf, der nur an den Schläfen mit einem ersten grauen Schimmer seine zweiundvierzig Jahre andeutete. Er sprang auf, trat an das Arbeitstischchen seiner Frau heran und sein mühsam im Zaum gehaltener Groll unterstrich jedes einzelne Wort: „Wenn du mir zum dreitausendsten Male deinen Schaden vorrechnest, so nötigst du mich, dir zum dreihundertsten Male die Tatsache ins Gedächtnis zurückzurufen, daß die kostspieligsten meiner Unternehmungen diejenigen waren, für die du dich mit Begeisterung eingesetzt hast. Geglückt sind mir ausschließlich die Sachen, von denen du durchaus nichts wissen wolltest.“

Frau Elfriede erhob sich gleichfalls. Sie war um reichlich zwei Kopflängen kleiner als er, ersetzte aber durch Masse, was ihr an Länge abging. Ihre großen runden Schwarzkirschenaugen flammten ihn herausfordernd an

und ihre üppige Oberlippe verbog sich unschön, indem sie ihm ihre Entgegnung zuschleuderte: „So?! Habe ich mich vielleicht damals für die elenden Känguruhs begeistert? Ebenso gut hätten wir Ratten in der Speisekammer züchten können. Kahl gefressen haben mich die Bestien. Soll ich dir vielleicht den Posten Känguruh in meinem Buch aufschlagen?"

Tilo griff sich mit beiden Händen an den Kopf: „Die Känguruh, die Sakra! Willst du etwa leugnen, daß wir mit die Känguruhs Millionäre geworden wären, wenn nicht unglücklicherweise die Malifiz Pestilenz sie derwischt hätte?"

„Ja, wenn! Alle vernünftigen Leute haben dir vorhergesagt, daß Känguruhs nach Neuseeland gehören und nicht nach Oberbayern."

„Darum wollt ich doch nach Neuseeland!" gab er triumphierend zurück. „Aber du wolltest doch nicht mitkommen. Siehgst es, daß du schuld bist an dem Känguruhdébâcle? Neuseeland war meine beste Idee."

„Jawohl, und du hast dich auf die Maort-Mädchen gespitzt gehabt."

Tillmann lachte gutmütig: „Des a noch! Nein. Weißt, wanns d' mit dem Kapital wieder anfangst, nachher is 's gar. Ich schau, daß ich weiter komm'. Servus."

Er wollte sich eben hinaustrollen, als die Tür des Musikzimmers sich auftat und Ebba, sein Töchterchen, über die Schwelle trat. Sie war für ihre zehn Jahre hoch aufgeschossen und sonderbar blond angesichts ihrer schwarzen Mutter und des fast kastanienbraunen Vaters. Das schlicht gebürstete und gescheitelte Haar umrahmte bescheiden ein feines schmales, überaus ernstes Gesicht, aus dem ein Paar dunkelgraue große Augen unter langen Wimpern leuchteten. „Gehst fort, Vater?" sagte das Kind mit seiner seltsam tiefen Stimme, sich leicht an ihn nestelnd. „Geh, sei g'scheit und nimm mich mit!"

„Hast du deine Schularbeiten schon gemacht?" fragte die Mutter in strengem Tone von ihrem Platze herüber.

„Wir haben heut' eh nix besonderes auf. Das Bisserl schaff' ich schon noch," versetzte das Kind leichthin und sah bittend zum Vater auf.

Tilo legte seinen Arm um die schmalen Schultern und sagte freundlich: „Also is recht, sein wir g'scheit, spaziern wir mitsammen. Das heißt, wart a bissel, weil ich nämlich grad mit der Mutter davon gered' hab! Sag, Deandl, g'fallt dir die Klavierstunde?"

„Nein, garnet," erwiderte das Kind ernst und ehrlich.

„Mir auch net!" lachte Tilo. Und dann setzte er sich auf den nächsten Stuhl, zog das Mädelchen zwischen seine Kniee und nahm seinen Kopf in seine beiden Hände. „Also jetzt sag amal, Deandl, aber ganz wie's du's denkst: Möchtst eine berühmte Künstlerin werden? Eine Zauberin am Flügel? Daß d' Leit nur so hinströmen, wann 's auf den Plakatsäulen angekündigt ist und sich nachher die Pratzen zerklopfen vor Begeisterung, wann 's die schwierigsten Stückerln von den Tasten herunterfegt, wie die Mama die Brot-

bröserln vom Tischtuch nach dem Essen, so — einfach wie nix?"

Ebba schüttelte ohne Besinnen das ausdrucksvolle Köpfchen und gab sehr entschieden zur Antwort: „Nein, ich stell' mich net so vor alle Leit' hin."

„Aha!" Tillmann nickte zufrieden: „Bravo! Mein Kind! Ich wäre wahrscheinlich auch Musiker geworden, wenn mir nicht der Gedanke so gräßlich wäre, den Leuten für Geld was vorzumachen und sich hinterher von jedem Esel in der Zeitung eine Zensur erteilen lassen zu müssen. Aber sag' doch," forschte er weiter, „was möchtst' denn sonst gern werden? Daß du dir einmal dein Brot selbst verdienen mußt, das weißt' doch. Hast du schon ein Ideal?"

„Ideal, was is jetzt des?" fragte die Kleine lebhaft aufhorchend.

Und der Vater erklärte ihr lächelnd: „Ideal, d. h. zu deutsch ein Hochziel. Weißt, so ein Gedanke, der einem fest im Schädel steckt, daß man gar nimmer davon loskann und immer daran denken muß: das, wenn

du erreichen könntst! Das, wenn dir einmal vergunnt wär, das tät mich ganz glücklich machen. Verstehst?"

„Ja, jetzt versteh ich schon," nickte das Kind. „Ich hab auch so eins, so ein Ideal."

„No, und das wäre?"

„Ich möchte viele, viele so kleine Kinderln kriegen wie die Känguruhhäsinnen — bloß zwei Zentimeter lang. Und so ein Tascherl möcht ich auch an mei'm Bauchi haben, wo ich 's alle hineintun könnt'."

Vater Tillmann lachte herzlich auf und küßte sein widerstrebendes Mädelchen auf beide Wangen, während Frau Elfriede sich nur zu einem bedauernden Lächeln entschließen konnte. Mit vorwurfsvollem Tone wandte sie sich an ihren Gatten: „Da siehst du, was du mit deiner Känguruhfarm angerichtet hast. Die Kinder sind beide ganz verdreht seither, ganz verkänguruht. Roderich noch mehr wie Ebba. Das ist auch der Grund, weshalb sie jetzt so schlecht lernen. Alles Geistige hat keinen Reiz mehr für sie. Im Wachen und im Träumen beschäftigen

sie sich nur noch mit Viechern. Ich weiß nicht, was das noch werden soll. Wenn nicht ein starker Anstoß, ein überwältigender Eindruck nach einer ganz anderen Richtung hin kommt, versimpeln und verbauern mir die Kinder."

„Verbauern wäre noch nicht das Schlimmste," unterbrach Tillmann ihren Redefluß: „Was kann der Mensch Besseres tun, als Bauer sein. Auf alle Fälle ist es nobler als die elende Profitchenmacherei. Allen Geschäftchen nachlaufen und um Provisionen sich erniedrigen — pfui Deixel! Ich hab's bis dahin! Als Känguruhfarmer hab' ich mich zum erstenmal wohl gefühlt und meinen Stolz wiedergefunden, seit ich den Offiziersrock ausgezogen hab'. — Wo steckt denn übrigens Rodi, der Lausbub?"

„Er hat doch heute Nachhilfestunde."

Der Vater sah nach der Uhr: „Müßte aber doch längst zurück sein?"

„Der springt doch mit die Gassenbuben umeinand!" warf Ebba dazwischen.

Frau Elfriede zog die dicken Brauen zusammen und warf dem Kinde einen strafenden Blick zu: „Mußt du denn immer den Buben verklagen? Herr Breitwieser wird eben den Unterricht nicht pünktlich geschlossen haben.“

Aber Ebba ließ sich nicht irre machen und erwiderte todernst und ruhig: „Herr Breitwieser schließt immer wann's schlagt. Der ist doch froh, bald er die bösen Buben los wird. Rodi lügt.“

Die Mama bekam einen roten Kopf und räusperte sich zu einer heftigen Entgegnung; aber der Vater machte dem Streit ein Ende und zog mit den Worten: „Also komm, gehn wir ihm entgegen,“ sein Töchterchen mit sich hinaus.

Pünktlich zur Stunde des Nachtmahls kehrte Tillmann Rohde mit seiner Tochter vom Spaziergange heim in seine vier Stiegen hoch, in einem klatschneuen Hause der Ißmaningerstraße, gelegene und „mit allen Errungenschaften der Neuzeit“ ausgestattete Fünf-

Zimmer-Wohnung. Es war ein heißer Juni-
nachmittag mit schön bayrisch blau-weiß ge-
streiftem Himmel gewesen und er war mit
seinem Mädel bis zum Aumeister gelaufen.
Vater und Tochter waren durch und durch
gargekocht, rechtschaffen müde und wolfs-
hungrig. Aber so ohne weiteres sollten sie
doch nicht zu ihrem Nachtmahl kommen. Be-
vor Tillmann noch die Wäsche wechseln und
sich durch einen kalten Guß erfrischen konnte,
mußte er ein väterliches Strafgericht an Ro-
derich, dem Lausbuben, vollziehen. Der war
nämlich erst vor einer knappen halben Stunde
heimgekehrt, seinen neuen Waschanzug ent-
setzlich verschmutzt, das Gesicht zerkratzt, das
linke Knie aufgeschlagen und sein Stroh-
hütchen so übel zugerichtet, daß es nicht
mehr zu brauchen war. Er hatte eine große
Räubergeschichte erzählt von einem bösen
Buben aus seiner Klasse, der ihm neidisch
sei und ihm beim Heimweg von seiner Nach-
hilfestunde mit etlichen Spießgesellen aufge-
lauert und jämmerlich zerbläut habe. Da es
zu Roderichs Gepflogenheiten gehörte, gegen

neue Anzüge und sonstige Bekleidungsstücke feindselig zu verfahren, vermutlich weil er eine angeborne Abneigung gegen das Dandytum hatte, und da alle Ermahnungen zu einem gesitteten Benehmen auf der Straße und einem manierlichen Verkehr mit neuen Kleidungsstücken bisher vergeblich gewesen waren, so packte den Vater ein jacher Zorn, also daß er seinen Buben übers Knie legte und ihm das Gesäß dermaßen verarbeitete, daß ihm die Hand wie Feuer brannte. Außerdem war der Bengel mit seinen acht Jahren schon so widerstandskräftig, daß es den Vater eine gehörige Anstrengung kostete, das zähe Stämmchen über sein Knie zu biegen.

Tillmann prügelte seine Kinder höchst ungern und regte sich dabei so sehr auf, daß er Herzklopfen und Atemnot bekam und die gute Laune ihm auf Stunden verdorben war. Überdies fiel es ihm erst hinterher ein, daß der Bub vielleicht diesmal ausnahmsweise doch nicht gelogen haben mochte. Wenn es sich nämlich tatsächlich so verhielt, daß Rodi den feigen Überfall nicht ungerächt hin-

nehmen wollte, sondern vielmehr erst seine Spezi zusammentrommelte, um sofort einen Vergeltungsangriff auf die feindliche Partei zu unternehmen, so war seine lange Abwesenheit glaubwürdig erklärt und seine Bubenehre gewahrt. Es war Tillmanns oberster Erziehungsgrundsatz, Buben nur wegen Lügens, wegen Feigheit und sonstiger Offenbarungen niedriger Gesinnung körperlich zu strafen. Wenn er diesmal einen groben Mißgriff begangen hatte, so durfte der Bub mit Recht an seiner Gerechtigkeit zweifeln und ihm das lange nachtragen. Jedenfalls war ihm für den Rest des Tages die gute Laune verdorben und der Überschuß von Sonne, den er von seinem Spaziergang heimgebracht, schnöde vergeudet. Schweigend verzehrte er sein Abendbrot und mißmutig setzte er sich mit seiner Pfeife ans offene Fenster seines erbärmlich engen Arbeitszimmers, um das Abendblatt zu lesen.

Er blieb nicht lange allein. Sobald die Kinder ins Bett gebracht waren, stellte sich Frau Elfriede bei ihm ein, zündete sich eine

von seinen Zigaretten an und eröffnete, noch am Schreibtisch stehend, die gewohnte abendliche Eheverhandlung. Sie blähte ihre Backen auf, wie sie beim Rauchen immer zu tun pflegte und behauptete, ohne den Gatten anzusehen, an die Wand hinsprechend, daß das so nicht weitergehe.

„Was?"

„Das mit den Kindern."

Der Gatte lachte ironisch auf: „Ist's wieder mal so weit? Willst wieder einmal Maßregeln ergreifen?"

„Allerdings und zwar durchgreifende." Mit diesen Worten nahm die umfangreiche Dame auf dem schmalen Diwan, den eine billige bunte Decke verhüllte, Platz, zupfte an ihrem weiten lichten Sommergewand herum und nahm eine eindrucksvolle Haltung an.

„Das Gymnasium ist nichts für Rodi," setzte die Königin Mutter mit einer jeden Widerspruch im Keime erstickenden Festigkeit ein: „Roderichs Psyche ist durchaus realistisch eingestellt."

„Oh jeckerl!" meckerte der Gatte ironisch.

„Bitte laß mich ausreden," sagte die Dame mit einer edel abwehrenden Gebärde.

„Hast du schon jemals noch net ausgered't, wann du zum reden ang'fangen hattest?" warf ihr Tillmann kampflustig entgegen.

Aber sie überging den Einwurf mit Verachtung und fuhr fließend fort: „Rodi gehört aufs Land. Die Großstadt tut ihm nicht gut. Ich werde ihn sofort nach Schulschluß in Dr. Hinkelbeins Landerziehungsheim bringen. Du hast ja die Drucksachen gelesen. Die Hinkelbeinschen Richtlinien sind wundervoll: In Freiheit zur Freiheit. Kein Brechen des Willens. Kein brutales Zertreten der Eigenart. Das Gehäuse des Leibes ehrfurchtsvoll zum Tempel einer reinen starken Seele ausbauen. Kein öder Wissensballast, sondern nur allmähliche Erweiterung des Gesichtskreises, Vertiefung der Erkenntnis. Verlockung zu allem Guten und Schönen durch kameradschaftliches Zureden und fröhliches Beispielgeben. Ein herzerfrischendes Programm."

Der Gatte nickte zustimmend von seinem Fensterplatz her und fügte sogar noch ausdrücklich hinzu: „Herzerfrischend, ohne Zweifel. Sowohl für den freundlichen Leser der Reklamedrucksachen wie auch für die Herren Buben. Mich geniert dabei, außer der Kostspieligkeit, nur der Umstand, daß es leider feststeht, daß die Produkte dieser und ähnlicher Anstalten nur in den seltensten Fällen die vorgeschriebenen Examina bestehen."

„Als ob es darauf ankäme!"

Tillmann wurde ernsthaft. Er paffte ein paar dicke Wolken aus seiner Pfeife bevor er der Gattin erwiderte: „Für kleine Rentner wie wir kommt alles darauf an. So idealische Experimente mögen sich ganz reiche Leute mit bequemen, gutartigen Kindern leisten. Unser Sohn braucht Berechtigungsscheine und Zeugnisse mit Wapperln drauf, sonst kommt er unter die Räder und wird Prolet."

Frau Elfriede begehrte würdevoll auf: „Niemand wird Prolet, der nicht als Prolet geboren ist."

„Schön gesagt, stimmt aber net," versetzte er trocken. „Der elendigliche Mangel an Geld kann selbst die vornehmsten Naturen in die Niedrungen der Gemeinheit herunterziehen, ebenso wie der Erwerb von viel Geld durch gemeine Mittel. Aber bei uns zu Lande ist es einfach unmöglich, sich auf anständige Weise Geld erwerben, wenn man nichts gelernt hat und keine Zeugnisse vorweisen kann."

Frau Elfriede erhob sich ärgerlich, trat zu ihrem Gatten und rief überlaut, um einen auf der Straße vorbeifahrenden Lastwagen zu übertönen: „Das ist es ja eben, wozu Dr. Hinkelbein ihm verhelfen soll: lernen lernen soll der Junge! Das ist das einzige, woran es ihm fehlt."

Tillmann machte ihr eine ironisch höfliche Verbeugung: „Bedaure, gnädige Frau, nicht völlig zustimmen zu können. Widerstand überwinden können, das ist's, was dem Buben fehlt. Und das ist überhaupt die einzige Aufgabe einer vernünftigen Erziehung — neben dem guten Beispiel, das die El-

tern und ihre ganze Umwelt geben sollen. Rodi ist gewöhnt, daß ihm sein Wille geschieht. Wenn ihm seine Lehrer zu streng sind, braucht er sich nur bei der Frau Mama zu beklagen und darf sicher sein, daß sie ihn aus der Schule nimmt. Wenn ihm seine Aufgabe Schwierigkeiten bereitet, braucht er nur Kopfweh vorzuschützen und die Frau Mama behalten ihn zu Hause oder helfen ihm die Lehrer täuschen, indem sie für ihn die Aufgabe lösen. Auf diese Weise wird nie ein Mann aus dem Lausbuben. Hindernisse muß er nehmen lernen und wenn sie noch so hoch wären. Wenn er ewig nur auf der Flachbahn unter Blumen grasen soll, wird er höchstens dick, faul und stumpfsinnig, aber nie ein Steepler von Rasse, der am Totalisator große Chancen hat. — Im übrigen wäre ich auch für Landerziehung; aber in Anbetracht, daß der Schlankel noch nicht einmal die allerelementarsten Dinge intus hat, wäre mir ein Dorfschulmeister oder Pfarrer mit dem Grundsatz „wen der Herr lieb hat, den züchtigt er“ schon lieber, als der ver-

stiegene Dr. Hinkelbein. Also Schluß der Debatte, gelt?" Er erhob sich und klopfte seine Pfeife über dem Aschbecher aus.

Frau Elfriede schoß Blitze aus ihren schwarzen Funkelaugen. „Sehr bequem machst du dir's!" rief sie zornentbrannt. „Wie kommst du überhaupt dazu, auf diese Weise Entscheidungen treffen zu wollen? Bezahlst du vielleicht die Kosten, wenn ich meine Absichten verwirklichen will? Über mein Geld hast du nicht zu verfügen, das vergißt du wohl."

„Darum rate ich ja eben zu einem billigeren Ausweg," knurrte der Gatte mit verhaltenem Grimm zurück. „Außerdem darf ich mir wohl einbilden, von Bubenerziehung mehr zu verstehen als du."

„So? Vielleicht, weil du so ausgezeichnet erzogen bist? Weil du so einen weisen und vorbildlichen Herrn Vater gehabt hast?"

„Laß meinen Vater aus dem Spiel!" schrie Tillmann auf; aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt und setzte ruhig hinzu: „Eben weil ich selber garnicht erzogen bin,

weiß ich, wie ich's bei meinem Buben besser zu machen habe. Am gescheitesten wär's schon, wir zögen alle miteinander auf's Land und fingen eine nahrhafte Wirtschaft an."

„Daß ich auch noch mit verbaure!" rief ihm Frau Elfriede herausfordernd zu. „Dann wäre es am gescheitesten gewesen, gleich zu den Känguruhs nach Neuseeland auszuwandern."

„Gewiß wäre das das Gescheiteste gewesen," gab Tillmann lustig zu und zeigte seine tadellosen Zähne. „Neuseeland wäre doch gerade für dich das ideale Land gewesen. Du hast doch darüber gelesen: in Neuseeland sind alle Männer Hausknechte und alle Weiber Damen, im Besitze sämtlicher Vorrechte der geistigen Oberschicht, einschließlich des aktiven und passiven Wahlrechts. Herz, was begehrst du mehr?"

„Ich rede nicht mehr mit dir!" schrie ihn die Gattin wütend an.

„Gott sei Dank!" murmelte er vergnügt, indem er sich zufrieden über den martialischen Schnurrbart strich.

Aber mit der Klinke in der Hand wandte sie sich ihm noch einmal zu und sagte: „Nur das Eine noch: ich habe für Ebba eine Klavierlehrerin engagiert.“ Und hoch erhobenen Hauptes, wie nach einem errungenen Siege verließ sie das Zimmer.

Tillmann sah seiner Frau mit zufriedenem Schmunzeln nach. Er fühlte sich durchaus nicht geschlagen, obwohl sie selbstverständlich, wie immer, das letzte Wort behalten hatte. Gerade jetzt war es für ihn von großer Bedeutung, wenn er in häuslichen Machtfragen obsiegte, denn er war in peinlicher Geldverlegenheit und hatte ihr noch nicht zu gestehen gewagt, daß er die letzten paar hundert Mark von seinem selbstverdienten Gelde vor etlichen Tagen dazu verwandt hatte, einem hungrigen armen Teufel eine Erfindung abzukaufen, die vielleicht niemals zu verwerten sein würde. Er war sich vollständig klar darüber, daß alle vernünftigen Leute darin einig sein würden, daß er einen Narrenstreich begangen habe, indem er mitten im tiefsten Frieden ein Patent auf ein neues Mord-

werkzeug ankaufte, dessen Anwendung nur denkbar war, wenn das deutsche Heer zu den Sitten des Dreißigjährigen Krieges zurückkehren sollte. Es handelte sich nämlich um eine Handgranate! Eine Handgranate im Zeitalter des artilleristischen Fernkampfes, wo sich die Gegner überhaupt kaum mehr zu Gesichte bekamen, sondern unsichtbare Batterien über Hügel und Wälder hinweg meilenweit feuerten, gelenkt von Ballonbeobachtern und kühnen Fliegern!

Er war Artillerist gewesen, und zwar ein guter Artillerist, ein rascher kühler Rechner, dessen strategische Begabung seine Vorgesetzten früh anerkannt und dem sie einen raschen Aufstieg in Aussicht gestellt hatten. Er wußte, daß seine Kameraden von der Artillerie ihn vielleicht am lautesten wegen der Handgranate auslachen würden. Und dennoch hatte er sich zu dem billigen Gelegenheitskauf rasch entschlossen, weil er schon seit Jahren mit dem Weltkrieg rechnete und weil er überzeugt war, daß in diesem Entscheidungsringen der Völker alle bisher für unerschütterlich gehaltenen

Grundsätze der Taktik über den Haufen geworfen werden und große neue Richtlinien, ungeahnte Verteidigungs- und Angriffsmittel aus der Not geboren werden würden.

Aber er fürchtete sich knabenhaft vor dem Augenblick, wo er vor seine Frau hintreten mußte mit der demütigen Bitte: „Du, gib mir ein kleines Taschengeld, ich bin gänzlich abgebrannt. Ich habe nichts mehr für meine kleinen Zechen im Kaffee und im Bierkeller, nichts mehr zu einer Pfeife Tabak oder zu einem Paar neuer Socken. Und meine letzten Spargroschen habe ich verwandt für eine Sache, über die ich dir keine Auskunft geben kann, weil du nichts davon verstehst." Oh Himmelvater, das würde einen Vulkanausbruch geben, der ihm Blasen auf sein allmählich reichlich dick gewordenes Fell brennen würde. Sie zu überzeugen, daß aus seiner Kapitalanlage mit der Handgranate ein Bomben geschäft herausspringen müsse, war gänzlich aussichtslos. Und wenn er ihr es nicht sagte, wofür er das Geld verwandt hatte, so würde sie aus ihrer gedrungenen

Fülle das Äußerste an königlicher Haltung herausholen und ihn mit dem Vernichtungsfeuer ihrer großen Racheengelaugen gänzlich zudecken. Selbstverständlich würde sie behaupten, er habe wieder eine von seinen verruchten Liebesgeschichten angebändelt und seine letzten blauen Lappen an ein leichtes Mädel verzettelt. Die gänzliche Erfolglosigkeit der heiligsten Schwüre und riesigsten Ehrenwörter in solchen Fällen war ihm aus Erfahrung bekannt. Und das sichere Ergebnis des Zusammenpralls war ein neues Aufflammen des ehelichen Krieges, in welchem Elfriede mit klingendem Spiel zum Sturm vorging, während er sich auf eine aussichtslose Verteidigung beschränken mußte. Das Schlimmste war, daß in allen diesen offenen Kampfperioden die Neutralen, nämlich die Kinder, am meisten litten. Wenn Frau Elfriedes gekränktes Herz überfloß, mußte sie reden, ausgiebig, unermüdlich und zwar am liebsten vor Zeugen. Denn unter vier Augen richtete sie gegen seine Kaltblütigkeit, seine Schafsgeduld und seine überlegene Ironie

nicht viel aus. Die Demütigung vor Zeugen, die spürte er empfindlich, und das war ein Erfolg, der ihr wohltat. Weil sie nun aber so wenig Verkehr hatten, daß die Gelegenheit, ihn vor hämisch lächelnden Fremden zu blamieren, selten war, so mußten die Ohren der Kinder herhalten. Und es geht nicht alles, was in ein Kinderohr eindringt, zum andern wieder heraus, sondern es bleibt mit kleinen Widerhäkchen wie ein Flugsamenkorn in den geräumigen Gehirnkammern haften und keimt und wächst sich aus zu giftigem Zweifel, zu Mißtrauen und Haß wohl gar. Bis jetzt freilich schien es, als ob die Herzen der Kinder ihm mehr zuneigten als der Mutter, obwohl die ihn schon oft vor deren weit geöffneten Augen bis auf's Armsünderhemdchen ausgezogen hatte. Kinder haben eben ein feines Gefühl für Gerechtigkeit und für geistige Überlegenheit, vorausgesetzt, daß sie selber in der Zone der Geistigkeit aufgewachsen sind. Und Ebba und Roderich hatten nur allzu oft an der Gerechtigkeit ihrer Mutter zweifeln müssen, obwohl

sie ihnen fast jeden Willen tat und alle strengen Maßnahmen des Vaters zu durchkreuzen versuchte. Sie ließ sich von ihrem Temperament und ihrer lebhaften Phantasie treiben, sah ihre aus Stimmungen entsprungenen Einbildungen immer für Wirklichkeiten an, ließ in ihrem Zorn auch die triftigsten Entschuldigungen nicht gelten, schrie und tobte mit großen Worten und strafte im Fieber ihres Blutes. Selbst Roderich, der ein geborner Diplomat war und die Schwächen seiner Mutter zu seinem Vorteil auszunutzen verstand, hatte vor sich selbst meistens zugeben müssen, daß des Vaters Hand ihn verdienter Maßen getroffen habe. Und das hatte wenigstens den Erfolg gehabt, daß er ihm gegenüber mit seinen Schwindeleien vorsichtig war, während er der Mutter seelenruhig die dicksten Märchenbären aufband, die sein Selbsterhaltungstrieb aus dem Urbrei seiner Vorstellungswelt zu formen verstand. Mit Ebba war es anders bewandt. Sie hatte des Vaters Wahrhaftigkeit geerbt und schon sehr früh die Mutter auf dem Lügenpfade

ertappt. Deshalb hatte sie nur für den Vater den gläubigen Kinderblick, für die Mutter dagegen eine frühreife kritische Zurückhaltung. Zärtlich war sie zu keinem von beiden und duldete auch Zärtlichkeiten nur widerwillig. Was sie von Liebeskraft in sich bergen mochte, das äußerte sich nur in dem frohen Vertrauen, das sie allen väterlichen Aussagen und Anordnungen entgegenbrachte. Es hatte ihm immer weh getan, so oft die Mutter in Gegenwart der Kinder ihn mit ihren Anklagen überfallen und Ebba ihn mit ihren großen Augen so forschend dabei angestarrt hatte. Dann bildete sich immer eine verfrühte Steilfalte von ihrer rechten Braue geradeaus zur Stirn hinauf. Wenn nur das Kind nicht an ihm zu zweifeln anfing! Es war ihm in seiner zwölfjährigen Eheerfahrung die Erkenntnis aufgegangen, daß Mädchen schon in völliger Kinderunschuld eine starke Ahnung von den Beziehungen der Geschlechter zueinander besitzen, und daß Anspielungen auf eheliche Untreue ihr Gemüt schon beunruhigen können, wenn sie noch gar keine

Vorstellung von dem Wesen der Ehe besitzen. Wenn Ebba immer wieder die mütterliche Klage über Vaters Untreue mit anhören mußte, so konnte das schließlich doch dazu führen, daß ihr Vertrauen ins Wanken geriet, und dann war der letzte Anker von der Kette gerissen, der sein Gemüt noch in dieser Ehe festhielt.

Er liebte seine Ebba zärtlich. Ein Jammer, daß dem Kinde so gar keine Zärtlichkeit gegeben war! Sein heftiges Bedürfnis nach Zärtlichkeit war ja eben die Ursache seiner leichten Entzündlichkeit für andere Frauen — wenigstens entschuldigte er sich so vor seinem Gewissen. Freilich, von seiner schwarzen Elfriede hätte er so viel Zärtlichkeit haben können, als er nur immer wünschte; denn ihre Sinnlichkeit war sehr stark und loderte immer am heftigsten auf, wenn die Gefahr, den prachtvoll männlichen, geistig und leiblich starken und immer noch jugendlich biegsamen Gatten an eine fremde Frau zu verlieren, am bedrohlichsten war. Ihm aber war ihre Sinnlichkeit im Laufe der Jahre immer peinlicher geworden, denn es

fehlte ihr der natürliche gute Geschmack, um die Ausdrucksmöglichkeiten ihrer Verliebtheit mit dem Verfall ihrer Reize in Einklang zu bringen, und er war zu zartfühlend, um es ihr geradeheraus sagen, daß man sich nicht seinem Manne auf die Kniee setzt, wenn man hundertsiebzig Pfund wiegt, oder kokett im Hemdchen herumtanzt, wenn man so dicke Beine hat. Tillmann war durchaus kein verzärtelter Ästhet; aber Geschmacklosigkeiten in der ehelichen Intimität fielen ihm auf die Nerven. So hatte er sich allmählich die Zärtlichkeit gegen die feurige Gattin abgewöhnt, und nur sein böses Gewissen vermochte ihn zuweilen noch zu einer sauren Schauspielerei zu veranlassen. Das hatte die kluge Elfriede mit ihrem feinen Instinkt sehr bald entdeckt, und er konnte sicher sein, daß sie jede Aufwallung seines Blutes mit dem Ausruf abkühlte: „Mann, was ficht dich an? Du hast wieder was mit einem Weibsbilde!" Nach solcher Erfahrung hatte er, seit sie nach dem verunglückten Abenteuer mit der Känguruhfarm nach München gezogen

waren, seine Sinnlichkeit vollends an die Kandare genommen und sich hoch und heilig verschworen, sich entweder zum vollendeten Mönch zu dressieren oder aber, wenn das sich als unmöglich herausstellte, eine bestimmte gemäßigte Temperatur in seiner Ehe um jeden Preis einzuhalten. Er hatte sich so viel versprochen von dem heranwachsenden Töchterchen. So ein lieb' Ding im Arm zu halten, zu hudeln und zu küssen, war das nicht genug an lichter Wärme, um reichlich aufzuwiegen, was die Zeit und die böse Gewöhnung an dunkles Mißtrauen und erkältendes Keifen seiner Frau an Liebreiz geraubt hatten? Er hatte immer gehofft, daß Ebba der rettende Engel sein würde, der ihn aus den Geierkrallen der verdammten Liebe befreien werde, und nun war das Kind unglücklicherweise garnicht zärtlich veranlagt.

Tillmann seufzte tief auf, als er in seinem Gedankengang so weit gekommen war. Er ging in sein Schlafzimmer, um sich zu einem Ausgang ein wenig zurechtzubürsten, denn er hatte sich noch mit einem Geschäfts-

freunde zu einem Glase Bier verabredet. Und wie er sich im Spiegel besah, lächelte er sich wehmütig zu: „Armer Hascher, hast dir dein Leben elend verpfuscht. Schau, daß d' weiterkommst; eine Lucken wird eh niemand g'spüren bald'st nimmer da bist."

Als er sich im Vorflur seinen Strohhut aufstülpte, schoß Elfriede aus der Tür des Wohnzimmers heraus und fuhr ihn mißtrauisch an: „Wohin denn noch? Hast du noch nicht genug vom Aumeister?"

„Eine Verabredung. Geschäftlich," gab er ärgerlich Auskunft. „Mit einem Herrn. Mit dem Ding da — dem Darlhuber."

„Darlhuber? Kenne ich nicht. Klingt mir unwahrscheinlich. Du besprichst doch sonst alle deine Geschäfte mit mir. Worum handelt es sich denn?"

„Um an Schmarr'n," versetzte er gequält. „Geh, sei stad, dann will ich mich auch erkenntlich zeigen und die Klavierlehrerin für Ebba bewilligen." Damit warf er ihr einen freundlich grüßenden Blick zu und schlüpfte rasch zur Tür hinaus.

2. Hauptstück:

Handelt von Butter, Käse und alter Liebe.

Etliche Tage später erschien der Oberleutnant a. D. Tillmann Rohde am Frühstückstisch mit auffallend düster gespannter Miene. Draußen regnete es in Strömen und das nach Norden zu gelegene Zimmer war dunkel wie an einem trüben Novembertage. Das Fenster hatte geschlossen werden müssen, weil der Wind von Nordwesten blies, sodaß die Wasserströme in unregelmäßigen Stößen gegen die Scheiben klatschten. Die Schwüle der letzten heißen Tage hing noch im Zimmer und Scharen von Fliegen hatten sich aus der feuchten Ungemütlichkeit da draußen in die dunstige Wärme hineingeflüchtet. Frau Elfriede hatte an der alten scheußlichen Stein-

ölhängelampe, die immer noch nicht auf Elektrizität eingerichtet war, einen Fliegenfänger aufgehängt, auf dessen frisch beleimtem Bande bereits eine Menge Leichen pappten und Todeskämpfe gekämpft wurden.

Tilo haßte die Hängelampe und noch mehr diese widerwärtigen Leimspiralen. Er wollte eben den Mund auftun, um seiner Frau seine entschiedene Mißbilligung darüber auszusprechen, daß sie so wenig Rücksicht auf seinen so oft ausgesprochenen Wunsch nahm, diese garstigen Mordwerkzeuge nicht in den Wohnzimmern zu sehen; da fiel ihm ein, daß er die peinliche Aussprache, zu der er sich heute früh beim Aufwachen fest entschlossen hatte, nicht gut mit einem eheherrlichen Tadel eröffnen konnte. Er hatte nämlich immer noch nicht seine Geldverlegenheit gebeichtet, denn die Hitze der letzten Tage hatte ihn dermaßen erschlafft, daß er dazu nicht den Mut aufbrachte. Heute aber sollte es geschehen — unwiderruflich. Mit einem schiefen, sauren Blick auf das scheusälige Honigband setzte er sich an seinen Platz und

langte grimmig vor sich hinknurrend: „Ekelhaftes Muckengeschmeiß!" nach der Kaffeekanne. Seine Gattin sah gut ausgeschlafen aus und hatte sogar einen rosigen Schimmer auf ihren blassen Wangen. Ihre Amselaugen blitzten blank und herausfordernd, fast wie in ihren fernen Mädchentagen, als sie noch so viel charmantes Unglück damit anzurichten verstand. Es fiel Tilo auf, daß sie heute ganz gegen die Gewohnheit der letzten Jahre sich erbot, ihm seine Brötchen zu streichen, während er den Zucker in seiner Tasse verrührte. Er streifte sie mit einem mißtrauischen Blick, bemerkte den Glanz ihrer Augen und wußte sofort: Sie führt was im Schilde gegen dich. Sie hat den Fliegenfängtr „mit z' Fleiß" über den Kaffeetisch gehängt.

Aber es genügte ihr vorläufig, sich an seiner verärgerten Miene zu weiden. Erst als er die Postsachen, die zur Rechten seines Platzes lagen, eine nach der anderen aufhob, um flüchtig die Aufschriften zu mustern, ging sie zum Angriff über: „Du mußt nicht bös

sein, lieber Tilo," flötete sie lieblich, indem sie ein neben ihr auf dem Tische liegendes geöffnetes Briefchen aufnahm und ihm zwischen zwei Fingern entgegenhielt: „ich habe da aus Versehen was aufgemacht, was an dich gerichtet ist. Die Liesel hat es unter meine Post getan, und da es eine Damenhandschrift ist, habe ich nicht weiter auf die Adresse geachtet. Bitte."

Er griff über den Tisch hinüber nach dem rosa Briefchen und vertiefte sich, banger Ahnung voll, in das Studium der Aufschrift Es war eine dünne flüchtige Frauenhandschrift, wie sie tausendfach vorkommt, eine Handschrift, die durchaus zu keiner neugierigen Frage reizt. „Kenne ich nicht," sagte Tillmann schon ein wenig erleichtert, indem er sich anschickte, den Brief aus dem Umschlag zu nehmen.

„Mich wundert, daß kein Fettfleck darauf ist," warf Elfriede spitzig hin.

„Wieso Fettfleck?"

„Weil das billet doux aus einem Buttergeschäft stammt."

„Buttergeschäft?" echote Tillmann lachend. Und dann hielt er das Papier gegen das matte Morgenlicht vom Fenster her und las:

Mein lieber, alter Tillmann!

Du wirst dich wundern, nach so vielen langen Jahren mal wieder meine Handschrift zu Gesichte zu bekommen, aber ich dachte mir, was kann da sein, du schreibst ihm halt, daß du lebst und gesund bist, übelnehmen kann er dirs nicht, der gute alte Tilo, denn wir sind ja doch nicht im Bösen auseinandergegangen, gelt? Wo wir doch so dicke Freunde waren, gelt? Das heißt, du warst ja nie dick und bei mir hat's auch erst in den letzten Jahren angefangen, eigentlich erst seit ich Witwe bin, ich glaube, das sind die Sorgen. Ich habe nämlich kürzlich hier einen gemeinsamen Freund wiedergetroffen, den Dankl den Schlankel, der ist nämlich hier beim Volkstheater gelandet, da frißt er das Gnadenbrot als humoristischer Vater. Der hat mir erzählt, daß du auch kürzlich wieder

in deiner Heimatstadt München gelandet bist und daß du reich geheiratet hättest und sonst noch alles mögliche Schöne, da habe ich mir gedacht, warum denn nicht — Wiedersehen macht Freude! Oder scheniert es dich vielleicht, daß ich jetzt ein Butter- und Käsegeschäft habe? Nämlich wie vor zwei Jahren mein Mann gestorben war. Wir hatten immer gut gelebt und uns keine Sorgen gemacht. Da war nichts mehr da und ich mußte mich drum umschaun wie ich mir meinen Unterhalt verdienen könnte. Wir wohnten doch zuletzt auf dem Lande, weil er doch Veterinär war und da hatten wir fast nur mit Bauern zu tun und ich kannte schließlich die ganze Gegend und wußte, wer den besten Butter hatte und überhaupt so Sachen. Und weil ich doch gern wieder in die Stadt wollte, hielt ich mir die Münchener Neuesten und las alle Anzeigen um eine Stellung für mich zu finden, es war aber alles nichts. Bis einmal ein Butter- und Käsegeschäft in

der Neuhauser Straße ausgeboten wurde, da habe ich gleich zugegriffen und es auch nicht bereut so weit, denn ich kann ganz gut davon leben — bloß wegen dem, daß ich nichts übrig behalt, deshalb wollt ich gern einmal mit dir reden, indem daß du doch ein Herr bist, der wo viel herumgekommen ist in der Welt und kennt sich aus in Geschäften seit du nimmer Leutnant bist. Also geh, sei lieb und schreib mir gleich, ob ich dich besuchen darf oder ob du zu mir kommen magst. Vielleicht am Sonntag in die Privatwohnung.

Es grüßt dich von Herzen

deine unentwegt getreue

Louise, verw. Holderblüt.

Und darunter stand noch die Geschäfts- und die Privatadresse.

„Keine blasse Ahnung," sagte Tilo kopfschüttelnd, als er zu Ende gelesen hatte, und begegnete seelenruhig dem forschenden Blicke seiner Frau.

Die blähte kampflustig die Backen: „Na, weißt du,“ rief sie schon weniger flötend, „du verstellst dich wirklich meisterhaft! Das hast du wohl durch die langjährige Erfahrung gelernt? Oder waren deine Liebschaften so zahllos, daß du sie tatsächlich nicht im Kopfe behalten kannst? Du hast doch sonst so ein gutes Gedächtnis.“

„Ich bitte dich, laß deine Ironie beiseite,“ knurrte Tilo mißmutig. „Ich gebe dir mein Ehrenwort, ich habe keine Ahnung. Warum muß es denn überhaupt eine Liebschaft gewesen sein? Meinst du vielleicht, daß ich niemals harmlose Damenbekanntschaften gehabt hätte?“

„Wie ich dich kenne, möchte ich das allerdings beinahe meinen,“ versetzte Frau Elfriede herausfordernd. „Besinne dich nur ordentlich — Louise — Lieschen — Lieserl — na? — Aber auf den alten Dankl wirst du dich doch besinnen?“

„Also du kannst mich totschlagen, ich finde keine Louise und keinen alten Dankl in meiner Erinnerung!“

„Du brauchst doch bloß an Herrn Dankl beim Volkstheater zu schreiben und um Aufklärung bitten, wer die verwitwete Holderblüt sei."

„Ja, Herrgottsakrament!" lachte Tillmann gemütlich, „jetzt sag mir bloß, Weib, was hast denn du für ein Interesse daran, daß ich diese Holderblüt identifiziere. Ich versichre dich, es liegt mir nichts ferner, als in diesen alten Käse hineinzuriechen, um eine alte Bekanntschaft aufzufrischen! Na, und wenn's schon wirklich eine alte Liebschaft gewesen wäre: aus dem Käse mag ich sie mir nicht wieder ausgraben!"

„Ich kenne dich ja doch," frohlockte Elfriede merkwürdig gut gelaunt: „Ich möchte jede Wette eingehen, daß du dir heute noch in der Neuhauser Straße ein Viertel Käse kaufst."

Tillo ersah den Fisch Gelegenheit und warf geschickt seinen Haken danach aus, indem er ganz munter einfiel: „Die Wette hast du schon verloren, teures Friedchen."

„Wieso?"

„Weil ich kein Viertel Käse mehr zahlen kann.“ Und da sie ihn betroffen zweifelnd anstarrte, fügte er seufzend hinzu: „Tatsache. Ich bin total abgebrannt. Ich muß dich anpumpen: hab' Erbarmen mit dem Vater deiner unschuldigen Kindlein!“

Frau Elfriede erblaßte und der unglückliche Gatte war darauf gefaßt, daß über sein braunes Lockenhaupt ein ebenso heftiger Guß von Vorwürfen niederprasseln würde, wie eben eine frische Nordwestbö einen solchen gegen das Fenster schleuderte. Zu seiner großen Verwunderung preßte aber die empörte Kapitalistin ihre üppigen Lippen stumm aufeinander und nur ihre Nasenflügel redeten deutlich. Und plötzlich entspannten sich ihre Züge, ihre Augen leuchteten auf und sie erhob sich mit einem geradezu verschmitzten Lächeln.

„Ich gehe dir ein Zwanzigmarkstück zu holen; aber unter einer Bedingung.“

. . . . ?

„Daß du mir persönlich ein Pfund Emmen-

taler von der Holderblütin in der Neuhauser Straße holst."

Ohne seine Antwort abzuwarten schritt sie in ihr nebenan gelegenes Zimmer. Tilo aber sprang von seinem Stuhl auf, so heftig, daß der umfiel und weit weg schlitterte. Er machte seinem Grimm durch einen urbajuwarischen Kernfluch Luft und zerriß den Brief der Holderblütin in kleine Fetzen. Dann ging er kurz entschlossen seiner Frau nach, warf die Tür hinter sich mit einem Krach ins Schloß und schnauzte wie auf dem Kasernenhofe: „Behalt' dein Geld! — Ich pfeif' auf dein Geld! Ich bin kein Hund, der sich einen abgenagten Knochen aus dem Dreck auflicst, verstehst mich? Jetzt geh' ich hin zu dem Pillendreher und unterschreibe seine Bedingungen. Du erinnerst dich: Vigorin-Tabletten, Generalvertretung für Deutschland. Lieber geb' ich mich schon zu so einem blöden Schwindel her, eh daß ich dir für Geld den Wurschtel mach'."

Sprach's und verließ zornrot das Zimmer seiner Frau.

Elfriede erschrak. Vor seinem roten Kopf und vor seiner durchdringenden Kommandostimme hatte sie Angst. Wenn er sich auf vernünftige Auseinandersetzung einließ, behielt sie immer die Oberhand, weil sie nie um neue Einwürfe verlegen war und seelenruhig selbst durch Tatsachen widerlegte Behauptungen am Schlusse langer Verhandlungen als neuen Beweisgrund wieder vorbrachte, so daß er in heller Verzweiflung den Versuch, sie zu überzeugen, aufgeben mußte. Wenn er aber schrie, behielt er Recht und die zuknallende Tür war das Punktum unter seinen Tagesbefehl.

Sie war wieder einmal zu weit gegangen und sah ein, daß sie durch solche groben Demütigungen ihre Hausmacht nicht verstärkte. Kurz entschlossen folgte sie ihm und rief ihm, als er eben durch die andere Tür das Eßzimmer verließ, nach: „Stelle dich doch nicht so an, ich habe selbstverständlich nur Spaß gemacht."

Doch er hörte nicht mehr. Auch die Flurtür fiel ihr krachend ins Wort. Da — jetzt

polterte er schon die Treppe hinunter. Nicht einmal soviel Zeit hatte er sich genommen, um seinen Regenmantel erst anzuziehen. In das wüste Wetter stürmte er hinaus, um sich dem Apotheker für sein Schwindelunternehmen zur Verfügung zu stellen.

Nun bekam auch Elfriede einen roten Kopf. Auch sie zog die Tür krachend hinter sich ins Schloß und gab dem Stuhl, der ihr im Wege lag, noch einen Stoß mit dem Fuß. Aber sie wütete nicht etwa gegen sich selbst — oh nein, das tat sie nie! Sie war immer im Recht. Sie war immer die unschuldig Gekränkte. Und niemals noch hatte sie ihren guten Verstand vergebens angestrengt, wenn es galt, ein Verschulden von sich ab- und anderen zuzuwälzen. Sie war wütend, daß er ihr die helle Schadenfreude an dem erzwungenen Wiedersehen mit seinem Käslieschen nicht gönnte. Da bemerkte sie die Papierfetzen auf dem Frühstückstisch und ein Gedanke blitzte in ihrem Hirne auf. Sie raffte die Fetzen zusammen, verfügte sich damit in ihr Stübchen und breitete sie auf

ihrem Schreibtische aus. Bald war es ihr gelungen, die letzte Seite mit der Wohnungsangabe wieder zusammenzusetzen. Sie trug Geschäfts- und Privatadresse der Witwe Holderblüt in ein Notizbüchlein ein und schrieb ohne weitere Überlegung ein paar rasche Zeilen an diese Dame. Durch diese Betätigung ihres Willens schien das Gleichgewicht ihrer Seele wieder hergestellt, denn ihre Augen funkelten Befriedigung als sie sich von ihrem Schreibsessel erhob, und um ihren Mund zuckte ein boshaftes Lächeln.

Zum Mittagessen kehrte Tillmann heim. Elfriede schloß daraus, daß der Apotheker vermutlich keinen Vorschuß gezahlt habe, denn sonst hätte Tillmann, wie sie ihn kannte, sie doch sicher damit geärgert, daß er sich von der häuslichen Mahlzeit fernhielt.

So gut sich der Vater vor seinen Kindern zusammenzunehmen verstand, so merkte Elfriede doch sofort, daß sein Groll noch keineswegs verraucht war. Er war höchst wahrscheinlich dem unverbesserlichen Schmutzfink Roderich geradezu dankbar dafür, daß er

wieder mit ungewaschenen Händen zu Tische kam und nach empfangener Watsche und überstandener Heulerei und Reinigung seine heutigen häuslichen Untaten damit krönte, daß er sich die kalt gewordene Suppe auf seinen Anzug schüttete. Es gehörte zu den unberechtigten Eigentümlichkeiten dieses Knaben, daß er den Suppenteller immer bis über den Rand des Tisches zu sich heranzog. Abermals gab es einen unliebsamen Zwischenakt durch die Reinigung des Übeltäters, des Teppichs und des Tischtuches, bevor die Nahrungsaufnahme der kleinen Familie in bedrücktem Schweigen zu Ende geführt werden konnte. Wie alle Kinder, selbst die gutherzigsten, genoß die stets manierliche Ebba das schmähliche Strafgericht über das Brüderchen mit moralischer Genugtuung, während es die Mutter verdroß, daß ihrem Liebling so übel mitgespielt werden durfte, dieweil die unbequem kritische Ebba in eitel Musterhaftigkeit erstrahlte. Als daher im weiteren Verlauf der Mahlzeit Ebba dem Brüderchen eine geflüsterte Ermahnung zur vorschriftsmäßigen

Handhabung seines Bestecks zuteil werden ließ, fuhr sie das Mädchen an: „Na, weißt du, du brauchst dich auch nicht so aufzuspielen: Fräulein Hopf hat dir doch heute schon wieder einen Tadel mitgegeben wegen deines vorlauten Wesens.“

Ebba errötete flüchtig und richtete einen kurzen fragenden Blick auf ihren Vater. Da der aber verdrossen weiteraß und von der Anklage seiner Frau keinen Vermerk nahm, so hellte sich ihre Miene wieder auf und es zuckte sogar spottlustig um ihr vornehmes Mündchen. „Ach, die Hopfin!“ warf sie achselzuckend hin.

„Willst du dir vielleicht über deine Lehrerinnen auch schon eine Kritik erlauben?“ fuhr sie die Mutter gereizt an.

Ebba schwieg. Sie wartete, bis das Mädchen das Geschirr hinausgeräumt hatte und dann fing sie auf einmal hell zu lachen an.

„Worüber lachst du denn?“ forschte die Mutter ärgerlich.

Und Ebba verkicherte sich völlig, so daß sie ihre Erklärung kaum zusammenhängend her-

ausbrachte: „Ich muß doch so lachen ..... Vater hat's gesagt .... Fräulein Hopf ... die wäre ihm ein Greuel .... hihi! Die tät' starren von Tugend, wie die Kuh von Dreck!"

Frau Elfriede war tatsächlich sprachlos. Sie riß ihre Amselaugen weit auf und ließ sie kampfbereit zwischen Vater und Tochter hin- und hergehen. Doch bevor sie noch einen Entschluß gefaßt hatte, ob sie die glänzende Gelegenheit zu einer vernichtenden Standrede ergreifen sollte oder nicht, warf Tillmann sie aus ihrem Gedankengange heraus, indem er brutal in das Gelächter seines Töchterchens einstimmte. Und Roderich, der Diplomat, kreischte vor Vergnügen laut auf, in der Absicht, dadurch den erzürnten Vater wieder zu besänftigen. Vielleicht war er wirklich schon Beobachter genug, um zu wissen, daß der zornige Normalmensch durch nichts leichter zu versöhnen ist, als durch den Beifall, den man seinem Witze und seiner Weisheit zollt.

Frau Elfriede ließ sich von ihrem Buben nicht beschämen, von ihr hatte er doch die

Klugheit. Darum begnügte sie sich nur leicht schmollend hinzuwerfen: „Nette Erziehung!" und dann stimmte sie selbst, wenn auch etwas verkünstelt in die allgemeine Heiterkeit ein.

Tillmann blickte sie verwundert an. Er wußte, daß sie für seinen manchmal recht derben Humor nicht viel übrig hatte und war auf einen Entrüstungsausbruch gefaßt gewesen. Nun lächelte er ihr freundlich zu und sagte drollig seufzend: „Da siehst du, Mutter, wie man sich vor den Bamsen, den Sakra, inachtnehmen muß. Ich kann mich gar nicht mehr besinnen, bei welcher Gelegenheit mir das respektlose Urteil über das tugendhafte Fräulein Hopf herausgefahren ist — aber die Ebba, der Lump, hat es behalten und womöglich schon in der ganzen Schule herumgebracht."

Ebba beeilte sich zu versichern, daß sie das nicht getan habe. Sie schwatze niemals in der Schule von den Dingen, die daheim vorgingen und habe nicht einmal ihren besten Freundinnen verraten, daß ihr Brüderl so

ein ausgemachter Schmutzfink sei, weil der Vater ihr einmal vor zwei Jahren gar so ernsthaft zu Gemüte geführt habe, daß anständige Leute sowas nicht täten.

Da streichelte Tilo seinem Töchterchen beglückt über das schlichte Blondhaar und sagte nur ganz leise: „Brav, mein Liebes."

Der Friede war hergestellt und der Nachtisch wurde von der ganzen Familie Rohde in munterer Laune und heiterem Geplauder verzehrt.

Nur Frau Elfriede war fast stumm geworden. Sie hob die Augen kaum von ihrem Teller und bereitete in ihrem Hirn offenbar etwas vor. Und nun kam es. Vor dem letzten Löffel voll Taubeeren mit Schlagrahm räusperte sie sich bedeutsam und begann, zu ihrem Gatten gewendet, also: „Übrigens, daß ich es nicht vergesse: ich erwarte heute Abend den Besuch von Fräulein Lorenz."

„Wer ist denn das?" fragte Tillmann aufhorchend.

Und Ebba belehrte ihn vorwurfsvoll, daß das doch ihre neue Klavierlehrerin sei.

„Ach so, richtig. Das hatte ich schon wieder verschwitzt," lachte Tillmann. „Ich habe gar kein Gedächtnis mehr. Na, und gefällt dir Fräulein Lorenz? Lernst du was bei ihr? Ist sie streng?"

„Doch," versetzte das Kind eifrig, „streng ist sie schon; aber furchtbar lieb. Und Helga heißt sie auch noch. Das klingt so schön. Wenn ich an sie denke, sage ich immer leise Helga vor mich hin; aber zu ihr traue ich mich's nicht zu sagen. Man traut sich überhaupt gar nichts Dummes zu sagen vor ihr, denn sie schaut aus wie eine Fee."

Roderich lachte bübisch auf und höhnte: „Bist du dumm: Feen gibts doch gar net."

„Drah net auf, Buberl. Es gibt alles, woran man fest glauben kann." Und zu seiner Frau gewendet fuhr Tilo fort: „Also ich bin sehr gespannt, ob mich Fräulein Helga Lorenz zum Glauben an Feen bekehren wird."

„Darauf wird sie es schwerlich anlegen," versetzte Elfriede überlegen. „Sie ist ein fabelhaft natürlicher, klarer und sicherer Mensch. Ich habe sie gebeten, heute Abend

zu uns zu kommen, um sich mit dir über die Aussichten für Ebbas Unterricht auszusprechen. Da ich doch nach deiner Meinung völlig unmusikalisch bin, hielt ich es für meine Pflicht, dir Gelegenheit zu geben, mit dem Fräulein zu sprechen. Außerdem wäre es mir persönlich höchst interessant, bei dem Anlaß einmal festzustellen, ob du jede Art Tugend unter die Kühe rangierst."

Tilo lachte gutmütig: „Da hab' ich doch noch mein moralisches Tatzerl; aber wie kommst du darauf in diesem Zusammenhang? Woher weißt du denn, daß die Fee ein Tugendspiegel ist?"

„Das ist sie; aber ohne ironischen Nebensinn," ereiferte sich Frau Elfriede. „Dafür haben wir Frauen einen untrüglichen Instinkt. Ich glaube nicht, daß die Dame dein Geschmack sein wird. Ich finde sie direkt schön, stolz, vornehm und dabei nichts weniger als frostig. Es geht eine Wärme von ihr aus, daß man sich schon beim ersten Zusammentreffen versucht fühlt, ihr rückhaltloses Vertrauen zu schenken. Daß ihr jemand mit un-

reinen Gedanken nur nahekommen könnte, halte ich für ausgeschlossen. Es ist eine so hoheitsvolle Keuschheit in ihrem Blick. Ein niedrig denkender Mensch müßte sich unter diesem Blick, wenn er zornig wird, im Staube krümmen wie ein Wurm."

Sie schleuderte diesen Trumpf mit einem solchen Heroinenpathos ihrem verdutzten Gatten ins Gesicht, daß dieser sich ein vergnügtes Lächeln nicht versagen konnte. Und hierdurch wurde der Knabe Roderich ermutigt, in ein wahres Indianergeheul auszubrechen. Der im Staube gekrümmte Wurm dünkte ihm ein ebenso guter Elternwitz als die starrende Tugendkuh. Frau Elfriede aber fühlte sich durch den unvermuteten Lacherfolg tief gekränkt und hob mißmutig die Tafel auf.

Tilo, der sie gern bei guter Laune erhalten wollte, weil er selbst die seinige wiedergefunden hatte, ging ihr ein paar Schritte nach, legte ihr den Arm um die Schultern und drückte sie freundlich an sich. „Geh, sei net harb, Alte," scherzte er, „es war ja nicht bös gemeint. Im Gegenteil, ich weiß es

sehr hoch zu schätzen, daß ausgerechnet du so freundlich sein willst, mir die Bekanntschaft mit einer Dame zu vermitteln, die du für schön hältst. Und du kannst mir fein glauben, wenn die Tugend schön ist, alsdann ist sie mir net im mindesten zuwider." Er wartete keine Erwiderung ab, sondern ließ die Gattin nach einem flüchtigen Kuß auf die Wangen stehen und folgte den Kindern nach ins Wohnzimmer nebenan, wo er noch eine Stunde vergnügt mit ihnen spielte.

Tilo hatte den Nachmittag über reichlich damit zu tun, die Vorbereitungen für seine Generalvertretung der Wunderpastillen Vigorin zu treffen, für die er Reklamedrucksachen entworfen und der Druckerei zur Ausführung übergeben hatte. Er kehrte erst zur gewöhnlichen Nachtmahlstunde zurück. Ein wenig Absicht war auch dabei, indem er nämlich seiner Frau damit zu verstehen geben wollte, daß er gar nicht so darauf brenne, ihre schöne Tugendhafte kennen zu lernen.

Als er im Vorraum Hut und Mantel ablegte, hörte er im Wohnzimmer bereits

eine fremde Frauenstimme im lebhaft figurierten Duett mit dem wohlbekannten Dudelsackton seiner Gattin. Elfriede pflegte nämlich beim Sprechen unnötig viel Wind auszugeben, sodaß ihre Rede klang, wie wenn man aus einer weitbauchigen und enghalsigen Flasche das Wasser allzu rasch herausblubbern läßt — nur daß es auf der Welt wohl keine Flasche gab, die so lange blubbern konnte wie Elfriedes Redefluß. Die fremde Oberstimme quiekte und kickste wie eine Oboe, bei der die Klappen nicht recht schließen. Mit einer niederträchtig schadenfrohen Miene lauschte Tilo eine ganze Weile dem lieblichen Konzert, bevor er eintrat.

Die beiden Damen saßen auf dem Sofa. Die Frau des Hauses hatte sich in Erwartung des Gastes schön gemacht, indem sie ihr malwenfarbenes Teegewand von Libertyseide angelegt und ihr reiches Nachtgelock besonders sorgfältig gekräuselt hatte. Und neben ihr die Dame — nein — das Weibsbild! — Tilo erschrak dermaßen, daß ihm seine kavaliermäßige Begrüßung zur Hälfte in

der Kehle stecken blieb. Auf dem strohblonden Haargebäude saß ein Topfhut, Mode 1912, mit einem dicken Centifolienkranze garniert. Und diesen Blumentopf krönte ein rotes Vollmondgesicht mit einer vergnügten Knopfnase zwischen zwei vergißmeinnichtblauen Schweinsäuglein und einem derben, schinkenfleischfarbenen Giergoscherl. Dieses fidel gesunde Gesicht machte sich über einem respektablen Blähhals breit und ein reichlicher viereckiger Ausschnitt in dem prall sitzenden weißen Sommerkleid eröffnete den Ausblick auf Bodenerhebungen, die schon voralpinen Charakter trugen. Aus den kurzen Ärmeln sprengten ein Paar gewaltige Unterarme hervor, deren Inkarnat glücklicherweise durch lange weiße baumwollene Handschuhe gedämpft wurde. Auf breitem, sicherem Untergrunde saß das kurz geratene Frauenzimmer, und der enge weiße Rock straffte sich über gewaltigen Schenkeln. Die furchtgebietenden weiß bebaumwollten Pratzen ruhten auf dem Schoße wie im Metzgerladen zwei Preßköpfe auf der Marmorplatte.

Tilo rang immer noch nach Worten und beantwortete das aufmunternde Begrüßungslächeln des Besuches nur mit einer hastigen kleinen Verbeugung. „Unfaßbar!" schoß es ihm durch den Kopf. „Kann denn diese Elfriede so geschmacksverlassen sein, daß sie sich für dieses vergnügte Jahrmarktsbudenmonstrum, für diese mindestens fünfundvierzigjährige Almerinnenschönheit so unsinnig begeistert? Wer dieser Sennerin in Stadtverkleidung mit unreinen Gedanken nahte, den sollte sie mit einem Blick wurmhaft gekrümmt in den Staub schmettern können?! Und wenn schon Elfriede ihn aus Bosheit wirklich so derb aufsitzen lassen wollte, so war es doch undenkbar, daß Ebba sich für dieses Marzipanschweinchen bis zur Schwärmerei erwärmen konnte.

Elfriedes Stimme weckte ihn aus seiner Verstörtheit auf. „Vorstellung ist ja wohl überflüssig," sagte sie. Und Tilo hörte aus ihrem Tone deutlich die schadenfrohe Befriedigung heraus.

„Gewiß, gewiß!" murmelte er, indem er

den Damen gegenüber auf einem Polstersessel Platz nahm, und fügte gegen den Besuch gewendet höflich hinzu: „Sie wollten mit mir über die musikalische Begabung meines Töchterchens sprechen, Fräulein Lorenz?"

Da konnte Elfriede nicht mehr an sich halten. Sie mußte einen krampfhaften Lachausbruch in ihrem Battistsacktüchlein ersticken, um das entsetzte Madamchen nicht gar zu arg zu kränken, welches mit weinerlichem Vorwurf seine erschrockenen Äuglein zwischen den Gatten hin und her gehen ließ und dann ganz verschüchtert zu Tilo sich wandte: „Aber Herr Oberleitnant, ich bitt' Sie! Kennen S' mich denn wirklich gar nimmer? Ich hätt' Sie überall gleich wiedererkannt — und 's sind doch bereits zwanzig Jahre her, seit wir 's letzte Mal auf'n Kindlkeller tanzt ham."

„Ja, mein Gott!" rief Tilo in drolliger Bestürzung, indem er bubenhaft errötete, „dann sind Sie also wohl die verwitwete Frau Holderblüt?"

„No freilich!“ maulte die dicke Madame. „Wer soll ich denn sonst eppa sein? Damalig war ich allerdings die Isa Schwaiger vom Gärtnerplatz-Theater. Erinnern Sie mich denn wirklich gar nimmer?“

Jetzt endlich ging Tilo ein Licht auf. Das brannte meilenfern. Ein ganz kleines Pünktchen, wie ein Johanniswürmchen im dichten Busch: Die Isa Schwaiger — die war's, mit der er einmal als Fähnrich — oder war er schon Leutnant gewesen — einen Fasching durchtollt und die er dem klapperdürren, viel älteren Dankl, ihrem Kollegen und Lehrer abspänstig gemacht hatte! Das mußte überhaupt schon mehr als zwanzig Jahre her sein. Und dieses Weib, diese geborene Käsehändlerin, dachte immer noch daran! Damals freilich war sie gewiß ein nettes blondes schlankes Haserl gewesen — sonst hätte er sich doch gewiß nicht mit ihr eingelassen. Auf ihr Äußeres konnte er sich beim besten Willen nicht mehr besinnen — es fiel ihm nur wieder ein, daß sie am Gärtnerplatz nur kleine Rollen in den

Bauernstücken gespielt und durchaus nichts besonderes vorgestellt hatte. Daß sich ein Mensch dermaßen verändern konnte! Die armen Weiberln! Er warf seiner immer noch krampfhaft mit ihrem Lachen kämpfenden Gattin einen bitterbösen Blick zu und dann streckte er der Käsehändlerin aufmunternd seine Rechte entgegen. „Die Isa Schwaiger!" rief er mit schlecht gespielter Begeisterung. „Aber ja — aber natürlich! Warum ham S' denn das net gleich g'sagt? Und der Dankl, der Schlankl — aber g'wiß! Auf so was vergißt man doch net. Schön war's in den damaligen Zeiten! Jung war'n ma, lustig war'n ma, Sorgen hatten ma keine. Freut mich ungemein, daß Sie uns die Ehre geben und .... Bittschön, womit kann ich Ihnen denn dienen? In Ihrem Brieferl ham S' auf was G'schäftliches ang'spielt."

Das gutmütige Geschöpf schien wieder getröstet. Sie löste ihr zierliches Pratzerl aus der festen Umklammerung von Tilos biederer Rechten und schwatzte munter drauflos: „Ja, richtig, deshalb bin ich ja

auch gleich her auf das Brieferl, das Frau Gemahlin mir g'schrieben haben. Um Siebene hat mir's die Post bracht, und da hab' ich momentan mein Laderl zug'sperrt, daheim bisserl Towalett g'macht und g'schwind her. Nämlich z'wegen dem, weil's mit dem G'schäft sehr pressieren tut. Ich hätt' nämlich eine glänzende Gelegenheit, mit einer italienischen Großkäserei eine Verbindung anzuknüpfen, die wo mir den Alleinverkauf für den feinsten Gorgonzola, Strachino und sonstige prima Sorten für München garantieren will unter der Bedingung, daß ich meinerseits bei der Piemontesischen Bank als Sicherheit für meine Zahlungsfähigkeit eine Summe von fünfhundert Lire hinterlegen tu. Das sind zwar nur vierhundert Markeln; aber die fehlen mir grad, weil ich doch mein bisserl Kapital ganz im G'schäft stecken hab'. Ich hab' Frau Gemahlin bereits eingeweiht und Frau Gemahlin war so gnädig, mir den Betrag sogleich auszuhändigen — gegen Schuldschein, versteht sich, und zehn Prozent Beteiligung am Gewinn des italienischen

Käsehandels bis zur Rückzahlung des Kapitals."

Tilo warf einen erstaunten Blick auf seine Frau, die ihn triumphierend anfunkelte, und dann versetzte er mit boshaft erheuchelter Wärme: „So so, also ist der Handel schon perfekt! Freut mich aufrichtig. Wünsche besten Erfolg. Da schau'n S' her, meine liebe Frau Holderblüt, was ich für eine Gemahlin hab'! Eifersucht — aber schon gar kei Spur! So oft sie nur einer Dame begegnet, die mit mir irgendwann einmal Beziehungen gehabt hat, so ist sie glücklich und kann sich gar net genug tun in Zuvorkommenheiten und Erweisung von Liebesdiensten. Ja, ja, so ist sie einmal, meine Frau Gemahlin! Keine Spur von Eifersucht! Damit kommen die Gemahlinnen auch am weitesten — lassen S' sich des g'sagt sein, meine Gnädige, falls Sie noch einmal in den heiligen Ehestand zu treten Lust verspüren sollten."

„Ich? — Net um a Roß!" wehrte die verflossene Isa in komischem Entsetzen ab.

„Mein Viechdoktor hat mich eh g'nugsam 'plagt. Gott hab' ihn selig. Aber er war schon recht ein Schlimmer, muß man schon sagen."

Draußen schlug die Flurglocke an und gleich darauf wurde Ebbas Stimme laut, in freudiger Bewillkommnung aus ihrem sanften Alt sich in hohe Diskant-Jauchzer überschlagend.

„Das wird Fräulein Lorenz sein," raunte Elfriede dem aufhorchenden Tilo zu. Und die Käsehändlerin war wirklich so „gebüldet", daß sie sich sofort auf ihre kurzen Beine stellte und bei Leibe nicht stören zu wollen erklärte.

Da seitens der Eheleute kein allzu heftiger Druck zum Bleiben ausgeübt wurde, so gelang es, die Veterinärswitwe glücklich bis zum Treppenabsatz zu komplimentieren, ohne sie der neuen Besucherin auf dem Vorplatz vorzustellen. Die kleine Madame war offensichtlich enttäuscht, daß die malwenfarbige Elfriede und nicht der süße Schatz von 1892 sie an die Treppe begleitete, denn sie hätte

gar zu gern eine gemütliche Zusammenkunft ohne Gattin mit ihm verabredet. „O Herrschaft!" seufzte sie tief innerlichst, „wie hat der Tilo sich gut gehalten! Kein Schmerbauch, keine Glatzen, keine Brillen, keine Runzeln — schlank und fest und fesch wie eh. Gavalier vom Kopf bis zu die Füß' — schon ein ganz g'scherter Aristakrat!"

Tillmann war wohlweislich im Wohnzimmer zurückgeblieben und hatte Elfriede die Höflichkeitsbezeugungen freudigst überlassen. Und nun trat, von der strahlenden Ebba geleitet, die r i c h t i g e Fee zu ihm herein.

Zuerst fühlte er nur: „Jessas, wie lang!" Er hatte für allzu hoch gewachsene Damen nie viel übrig gehabt. Er liebte nur solche, die mit leichter Kopfneigung unter seinem ausgestreckten Arm hinwegschlüpfen konnten, also daß sie auf den ersten Signalpfiff der Zärtlichkeit mit dem Kopfe dicht über sein Herz zu liegen kamen. Diese Helga Lorenz aber war ihm an Höhe des Wuchses nahezu gleich. Er hatte sogar den Eindruck, als ob ihre blonde Haarkrone seinen Scheitel über-

ragen würde. Aber eben diese Haarkrone, die wirkte wie ein umwälzendes Ereignis. „Herrgott!“ fühlte er weiter: „Es lohnt sich gelebt zu haben, um dieses Haar zu erleben.“ Er kam gar nicht dazu, sich darüber klar zu werden, wie die goldene Fülle eigentlich gezopft, gelockt und aufgesteckt war, oder ob vielleicht gar eine reichliche Unterlage von grobem Kineserhaar mit geschickt toupierten dünnen Strähnen überbaut war. Er meinte, einer solchen Weichheit, einem solchen Glanze, einem solchen Eigenton der Farbe noch niemals begegnet zu sein. Auch das Gesicht, das von diesem Goldhaar eingerahmt wurde, entsprach nicht der Vorstellung, die er sich selber von seinem Geschmacke machte. Viel zu lang und schmal hätte er sonst wohl geurteilt. Die Nase allerdings fein; aber zu männlich kräftig. Überhaupt in der ganzen Gestalt das Knochengerüst zu wenig versteckt, obwohl sie keineswegs dürr zu nennen war. In dieser großen Frau steckte sicherlich ein sehr elegantes Skelett. Auch die Hände und die Füße waren durchaus nicht zierlich, sondern

einfach den allgemeinen Maßen gut angepaßt. Doch in diesem zu schmalen und zu langen Gesichte leuchteten hinter schön gebogenen dunklen Wimpern kornblumenblaue Augen von so ruhiger Klarheit hervor und über blendend weißen untadeligen Zähnen eröffnete sich zur Begrüßung ein weiches Lippenpaar von so fraulicher Milde, daß Tillmann Rohde alles darüber vergaß, was ihm sonst wider seinen Schönheitsbegriff ging. Und als sie nun vollends seine dargebotene Hand annahm und deren achtungsvoll zurückhaltenden Druck ungeziert erwiderte, da war es bei ihm entschieden: Ebba, sein Liebling, hatte es getroffen: Helga Lorenz war eine Fee. Und wenn alles übrige an ihr erzgarstig gewesen wäre, dieses Haar, diese Augen, diese Hände hoben sie hoch heraus über die weibliche Alltäglichkeit und blamable Menschlichkeit. Sie gehörte ins Märchenreich. Weich, warm und herzhaft begrüßte ihn diese kostbare Hand. Die leichte Berührung löste einen elektrischen Strom in ihm aus, der sein ganzes Nervensystem magneti-

sierte und alles, was in seinem Gemüte und in seinem Gehirne Hartes und Garstiges von schlimmen Zeiten her versteckt geblieben war, alle rostigen Eisenteilchen an die Oberfläche zog, also, daß man das Zeug nur fortzuwischen brauchte, um wieder als ein reiner Mensch dazustehen.

Fräulein Lorenz hatte ihr spätes Kommen entschuldigt und sich für die liebenswürdige Einladung bedankt, als Elfriede wieder hereintrat. Es wurde ein wenig hin- und hergeschwätzt, bei welcher Gelegenheit Tillmann sich wonnig von dem klangvollen Organ der großen Dame umschmeicheln ließ. Etwas Rheinländisches war in dem Tone gerade noch wahrnehmbar und erhöhte den Reiz ihrer wohlgebildeten Sprechweise. Die Hausfrau lud zum einfachen Nachtmahle ein, das in Gesellschaft der Kinder in Friede und Fröhlichkeit eingenommen wurde. Sogar der schlimme Knabe Roderich nahm sich unter dem aufmerksamen, gütigen Blicke der Feenaugen so zusammen, daß er ziemlich manierlich seinen Hunger stillte, ohne, wie gewöhn-

lich, gierig zu schlingen oder etwas herunterzuwerfen, zu zerbrechen und zu beschmutzen.

Nach aufgehobener Tafel kehrte man in das Wohnzimmer zurück und auf Ebbas Bitte setzte sich Fräulein Lorenz sogleich ans Klavier und spielte ein Chopinsches Nocturne. Zu einem Flügel hatten es Rohdes noch nicht gebracht. Das Klavier funktionierte nur so eben befriedigend und war nach dem Umzuge neu gestimmt worden; aber von Klangreiz und Feinheit gab es nichts her. So blieb denn von der pianistischen Leistung der Fee nur die Auffassung, die Handfertigkeit und der Rhythmus zu beurteilen. Und hiergegen war nichts einzuwenden. Die Klavierspielerin ging auch den elektrisierten Tillmann vorerst noch wenig an. Er stellte nur mit Genugtuung fest, daß sie eine sichre Technik und ein zweifellos musikalisches Empfinden besaß. Ganz besonders freute es ihn, daß das bei Chopin unerläßliche Rubato bei ihr nicht in die bekannte rhythmuslose Launenhaftigkeit ausartete, wie meistens bei Klavier spielenden Frauen. Er hatte sich so

gesetzt, daß er ihre Hände sehen konnte, und dieser Augenschmaus ließ ihn fast vergessen, was und wie sie spielte. Der Zwietanz dieser großen weichen Hände bedeutete ihm einen erlesenen Kunstgenuß. Wenn sie kräftig das Elfenbein schlugen, hielt er den Atem an, und wenn sie im Figurenwerk leicht auf- und niederhuschten, wie feingliedrige Elfen durch die Dämmerung, so atmete er rasch und sehnsuchtsvoll. Er hätte knieen mögen vor diesen Händen und bitten: „Segnet mich."

Als der Vortrag beendet war, fuhr Tillmann aus seiner Bezauberung auf und sah die Augen seiner Gattin scharf auf sich gerichtet. „Um Gottes Willen nur nicht merken lassen, daß du derschlagen bist von diesen Händen," ermahnte er sich, „sonst gibt's wieder wochenlang keine Ruhe daheim." Und er nahm sich zusammen und beschränkte sich auf eine sachlich kühle Anerkennung.

Fräulein Lorenz neigte dankend das Blondhaupt und dann sagte sie, ihm ruhig in die Augen schauend: „Ihre Frau Gemahlin hat mir gesagt, daß Sie selber ein her-

vorragender Spieler seien. Wäre es unbescheiden von mir, wenn ich Sie bäte .... Wenn ich Ihr Temperament und Ihre Auffassung kennen lerne, würden wir uns leichter verständigen über die Frage, wegen der ich hergekommen bin. Musik und Musik ist ja nicht nur zweierlei, sondern hunderterlei. Nicht wahr?"

„Allerdings", gab Tillmann lächelnd zurück. „Aber meine Frau hat mir zuviel Ehre angetan, wenn sie mich einen hervorragenden Spieler nannte. Ich habe gar nichts gelernt. Ich bin nach zehn Stunden meiner Lehrerin davongelaufen. Nach Noten spiele ich miserabel. Ich bin nur musikalisch — glaube ich, und ich verstehe mich mit musikalischen Menschen. Das ist alles."

Es wurde zunächst der zappelige Roderich verabschiedet, um zu Bett gebracht zu werden, denn in dessen Gegenwart erklärte Tillmann unmöglich phantasieren zu können, weil er dann nicht sicher wäre vor Stimmungsstörungen durch Geräusche umfallender

Gegenstände oder Hervorbringung tierischer Laute.

Nachdem der mißvergnügte Bub notdürftig abgeliebelt war — er verschwand nicht, ohne der bevorzugten Schwester noch ein volkstümliches Schmähwort nachgerufen zu haben — ließ sich Tilo nicht mehr lange bitten. Er drehte das elektrische Licht aus und begann sich durch längeres Harfengesäusel hindurch in Stimmung zu modulieren. Dann tauchte eine langsame Melodie auf, im Charakter eines Beethovenschen Adagios, und die führte er in einfacher Akkordenbegleitung erstaunlich folgerichtig mit wirksamer Steigerung zur Höhe eines glänzenden Fortissimos. Weiter freilich reichte seiner Erfindung der Atem nicht. Er wühlte tremolierend in den Tasten herum, kurze trotzige Motive tauchten versuchsweise auf, die meistens Wagner-Erinnerungen wachriefen, bis er endlich ein knappes Tongebilde erwischt hatte, das ihm ausgiebig erschien. Und nun kam er in Hitze. Das Temperament schäumte ins Gebiß und die gewalttätigen Hände schlu-

gen nach allen Richtungen hin aus — meistens daneben; aber das kümmerte ihn nicht weiter. Was er da zustande brachte, war eine Alfresko-Skizze eines Allegros mit stürmischer Steigerung, die jedem Musiker von Beruf Ehre gemacht hätte. Wenn die Technik der linken Hand versagte, half er sich mit langen Orgelpunkten über die Schwierigkeiten hinweg. Der Dilettant verriet sich allerdings in der häufigen Wiederkehr gleicher Akkordverbindungen, durch Modulationen im Quintenzirkel, durch überreichlichen Gebrauch von Nonen- und verminderten Septimenakkorden und dergleichen etwas billigen Effekten mehr. Doch als der wilde Sturm sich nun wieder beruhigte und in eine sehnsuchtsvolle Abendstimmung überging, da glückten ihm überraschend feine kontrapunktische Stimmführungen, und die melodische Gestaltung hielt sich auf vornehmer Höhe bis zu dem langatmigen Schlusse, der ganz zart und still verhauchte.

Tilo drehte sich mit seinem Klavierstuhle herum und suchte schüchtern die Augen derer,

die ihm die ganze Tonflut eingegeben hatte. Da Fräulein Lorenz stumm blieb, zuckte er die Achseln und erhob sich mit einem kleinen Seufzer. „Na ja, schaun's, des is halt wie's ist. Das Adagio hab' ich über dem Allegro vergessen g'habt und einen Zusammenhang werden Sie vergeblich suchen. Ist halt alles Zufall. Bald glückt's, bald geht's daneben naus. Es könnt' so sein, aber auch anders und unmöglich wäre mir's, jetzt noch zehn Takte zu wiederholen oder gar aufzuschreiben."

Endlich sah sie ihn voll an. „Ich weiß nicht, warum Sie sich entschuldigen," sprach sie mit ihrem warmen Glockenton. „Das ist beim Phantasieren wohl immer so. Die Hauptsache scheint mir: Sie sind nicht nur musikalisch, sondern ein geborener Musiker. Was Ihnen fehlt, das könnten Sie doch leicht lernen. Haben Sie denn nie daran gedacht, die Musik zum Beruf zu machen?"

Tilo besann sich ein Weilchen, ehe er erwiderte: „Ich glaube, nein. Die Begabung habe ich von meinen Eltern mitbekommen;

aber ich wurde ja so früh ins Kadettenkorps gesteckt und da gedeihen künstlerische Neigungen nicht. Und dann war ich mit Leib und Seele Soldat. Die Musik war mir immer nur ein Luxus für meine stillen Stunden. Aber für einen Leutnant, der Rekruten drillt oder Adjutantendienste tun muß, sind die stillen Stunden rar. Na und dann später — wie ich so atemlos hinter den Geschäften herlaufen mußte, da war selbstverständlich eine ernsthafte Beschäftigung mit brotlosen Künsten vollends ausgeschlossen. Jetzt ist es zu spät. Ich habe die Vierzig überschritten."

Helga Lorenz stützte ihren rechten Ellenbogen auf das übergeschlagene Knie und ihre weißen Finger spielten mit einer langen Kette aus Lapislazuli-Perlen. Sie blickte nachdenklich vor sich hin und wandte sich dann wieder zu ihm mit den Worten: „Zu spät ist es vielleicht, um noch Pianist zu werden; aber ich sollte meinen, einen guten Kapellmeister können Sie alle Tage abgeben. Haben Sie sich niemals versucht?"

„Doch, ja," versetzte er eifrig. „Als ich

hier in München beim Regiment war, bestand ein sehr guter Dilettanten-Orchesterverein. Da hab' ich manchmal den Taktstock geführt und bis in meine letzten Soldatenzeiten hinein habe ich auch oft im Kasino die Regimentskapelle geleitet; aber das ist kein großes Kunststück. Übrigens nun auch schon an die zehn Jahre her. Unsere großen Kapellmeister sind doch eigentlich alle Wunderkinder gewesen, die schon als bartlose Jünglinge den Stab als Meister beherrschten. Man würde sich ja lächerlich machen, wenn man als alter Knabe da noch in Wettbewerb treten wollte."

„Schade!" klang Helgas reine Glocke durch die Dunkelheit.

Frau Elfriede drehte das Licht wieder an und schickte ihr müdes Töchterchen zu Bett; aber sie ging nicht mit hinaus. „Schade!" seufzte nun auch Tilo innerlichst. In dieser Stimmung ein paar vertraute Worte mit der Fee zu wechseln, ihr geschwind etwas recht Liebes über ihr Spiel, über ihre Hände sagen zu dürfen, das wäre ihm eine Wonne gewesen.

Sobald Ebba verschwunden war, brachte Frau Elfriede die Frage zur Sprache, deretwegen sie die blonde Dame eingeladen hatte. Und Fräulein Lorenz zögerte nicht, offen zuzugeben, daß sie das Kind nicht für besonders begabt halte. Vor allen Dingen sei der Mangel an rhythmischem Gefühl bei Ebba ziemlich hoffnungslos. Der ernste Eifer der Kleinen und ihr herzliches Vertrauen sei ja freilich eine große Freude und es würde ihr sehr leid tun, sie als Schülerin zu verlieren; aber gerade, weil sie den Vater nun als Musiker erkannt habe, könne sie nicht mit gutem Gewissen dazu raten, den Unterricht fortzuführen, weil er doch vielleicht nur auf eine quälende Dressur zur Erreichung einer oberflächlichen Geschicklichkeit hinauslaufen würde. Sie fürchte auch, daß vieles Üben des Kindes den musikalischen Vater nervös machen würde.

„Ach deswegen," warf Frau Elfriede mit einiger Schärfe ein. „Mein Mann ist ja so wenig zu Hause und ich bin ja so unmusikalisch bekanntlich — die Überei wird uns nichts ausmachen."

Tilo gab seiner Frau recht. Und dann fügte er hinzu: „Es wäre vielleicht ein guter Ausweg, wenn man Ebba einen Dalcroze-Kursus mitmachen ließe. Es ist ja erstaunlich, was diese Methode für einen Rhythmus in den Körper hineinbringt. Ich fürchte nur, Ebba wird dazu nicht zu kriegen sein. Sie hat nicht die geringste weibliche Eitelkeit. Tanzen und Posieren ist ihr ein Greuel, und jedem Versuch, ihr Grazie beizubringen, setzt sie die äußerste Halsstarrigkeit entgegen. Aber wissen Sie, meine Gnädige, ... wenn Sie mir vielleicht gestatten wollten, hin und wieder einmal beim Unterricht zuzuhören, vielleicht, daß ich doch noch eine Hoffnung sehe, und daß wir Beide uns auf eine aussichtsvolle Pädagogik einigen."

„Ja, aber gern," gab Helga zurück.

Es fiel Tilo auf, mit welcher Geflissentlichkeit seine Frau das Gespräch in eine andere Bahn lenkte. Wenn von Musik die Rede war, fühlte sie sich immer zum Schweigen verurteilt und das war ihr peinlich. Tilo hatte nun genug geglänzt, sie wollte

auch an die Reihe kommen. Darum stürzte sie sich mit rascher Zunge auf ihre geliebte Frauenfrage. Aber das war ein Gegenstand, bei dessen Erörterung die Klavierlehrerin einigermaßen versagte. Sie ließ sich durchaus nicht zu einer leidenschaftlichen Parteinahme hinreißen, sondern versicherte mit aller Ruhe, daß sie mit dem Maße von Selbstständigkeit, welches ihr zugemessen sei, vollkommen auskommen könne. Da Tilo sich auch ziemlich schweigsam verhielt und sogar seine gewohnten ironischen Einwendungen gegen die wilden Anklagen seiner Elfriede wider die Mannstyrannei unterließ, so sprach die geübte Vereinsrednerin schließlich ganz allein. Tilo war darum der Fee herzlich dankbar, als sie kurz nach dem Schlage zehn eine Atempause Elfriedens benutzte, um sich zu verabschieden.

Des Hausherrn ritterliches Anerbieten, sie heimzugeleiten, wies sie lachend ab. „Meinetwegen braucht sich kein Kavalier zu inkommodieren. Erstens wohne ich in der Nähe und zweitens tut mir niemand etwas."

Sie hob ihre Rechte mit einer bedrohlichen Gebärde hoch auf.

„Bravo!“ rief Frau Elfriede. „Sie gehören ja doch zu uns. Sie müssen in unseren Verein eintreten. An so hochragenden, schlagfertigen Walküren ist immer dringender Bedarf.“

Als die Fee in der Nacht verschwunden war — Tilo hatte sie nicht zur Haustür begleiten dürfen, sondern das Dienstmädchen war mit dem Schlüssel die drei Stiegen mit hinuntergeschickt worden! — ergriff Elfriede ihren Mann bei beiden Schultern und fragte mit brennendem Eifer, wie sie ihm gefallen habe.

Tilo kannte sich aus. Er gähnte heuchlerisch und hob bedauernd die Brauen hoch: „Hopfenstange — schade drum! Tüchtiges Weib sonst.“

Elfriedens dunkle Augen strahlten triumphierend: „Also habe ich doch Recht gehabt! Gelt, es gibt doch noch Weiber, an denen deine Künste verschwendet sind.“

„Meine Künste? Ui jeckerl!“ höhnte Tilo

gutmütig. „Na, na, nur nicht aufbegehren! Ich red' schon gar nix mehr. Nur eins noch: dein Glück war's, daß du mir die Fee nach der Käsmadam serviert hast, sonst hätt' ich dich heut' auf d' Nacht noch massakriert, meine Liebe. Alte Liebe soll man nimmer aufwärmen — erster Grundsatz des guten Geschmacks."

„Lieber neue ans Feuer setzen," gab Elfriede anzüglich zurück.

Und er war boshaft genug, eifrig zu bestätigen: „Aber g'wiß, so lange noch ein Feuerl brennt und ein Appetit vorhanden ist."

Sie äugte ihn mißtrauisch von der Seite an; aber klug wie sie war, hütete sie sich, auf die Nacht noch in das Feuerl zu blasen.

---

3. Hauptstück,

in welchem es offenbar wird, wie nahe ein gewisser Apfel vom Stamme gefallen ist.

Am nächsten Morgen prahlte die liebe Sonne wieder ins Schlafzimmer hinein, als Frau Elfriede die Rolläden aufzog. Von der plötzlichen Lichtflut geblendet, floh Tillmann Rohdes Kopf mit einer erschrockenen Ganzwendung ins Kissen zurück. Da lachte Frau Elfriede und erweckte ihren Eheherrn vollends mit der zärtlichen Frage, was ihm denn über Nacht Schönes geträumt habe? Sie sei nämlich aufgewacht von einem ganz wunderlichen Gewinsel; da habe sie die Ohren gespitzt und endlich verstanden, daß er alleweil vor sich hingelallt habe: „Deine Hände, deine lieben Hände!“ worauf sie ihm denn

in Gottes Namen die gewünschten Hände in die seinigen gelegt und er alsbald zufrieden grunzend und selig lächelnd fest entschlummert sei.

Über dieser Erzählung war Tillmann hell wach geworden. Er fuhr sich mit allen zehn Fingern durch seinen braunen Schopf und spielte den reinen Toren. Es verhielt sich auch tatsächlich so, daß er sich auf seinen Traum nicht mehr besinnen konnte — nur daß er ganz genau wußte, daß er nicht nach den molligen Patschhändlein der geborenen Haberkorn so sehnsüchtig gewinselt habe.

Wenn er schon auf so beredten Träumen von der Gattin ertappt wurde, dann stand es schlimm um ihn! Er mußte den ganzen lieben Sonntag über daran denken. Es war nun schon Jahr und Monate her, seit er zuletzt diesen erbärmlichen Zustand durchgemacht hatte, daß er halbe Nächte schlaflos zu Seiten der Gattin sich wälzte vor lauter Angst, daß seine dumme Gewohnheit, im Schlafe zu reden, seinen zeitweilig treulosen Gemütszustand der stets Lauernden verraten

könnte. War er also wirklich wieder so weit? Sollte sein bereits wie ein Nadelkissen gespicktes Herz immer noch Platz für einen Fitschi-Pfeil des berüchtigten heidnischen Lausbuberls haben? Und er hatte sich doch so fest vorgenommen, sich auf die verdammte Liebe überhaupt nicht mehr einzulassen, zumal sie zu nichts anderem gut war, als ihm die heimische Hölle zu heizen. Daß er am gestrigen Abend ziemlich bald eingeschlafen war, verdankte er der Entscheidung, die sein Gewissen in aller Redlichkeit getroffen hatte und die darauf hinauslief, daß sein heiß aufflammendes Gefühl für die blonde Fee diesmal nicht Begehrung, sondern eitel Verehrung sei.

Das überraschende Ereignis dieser Nacht hatte Frau Elfriede weich und zärtlich gestimmt, also, daß Stunde auf Stunde in schönstem sonntäglichem Frieden verrann. Tillmann aber vermochte dieser Zärtlichkeit nicht froh zu werden, zumal ihm die Gattin nicht von der Seite wich in der sehnsüchtigen Erwartung, daß er auch im Wachen zum

mindesten begehren werde, ihre Hände eine halbe Stunde lang an sein kräftig pochendes Herz zu drücken. Da er aber kein Ansinnen solcher Art an sie stellte, versuchte sie ihn zu einem Ausflug ins Grüne zu Zweien zu überreden, wozu ihr die Gelegenheit günstig schien, weil die Kinder zu einem Geburtstagsfest eingeladen waren. Da aber Tillmann keinerlei Bedürfnis empfand, mit der Gattin eine einsame Waldandacht zu verrichten, so war er Ebba herzlich dankbar, als sie die Mutter nachdrücklichst darauf aufmerksam machte, daß die Mütter ja mit eingeladen seien und die Mama ihrer Freundin es ihr sehr übelnehmen würde, wenn sie nicht käme.

Um vier Uhr nachmittags zog Elfriede, festlich angetan, mit ihren herrlich herausgeputzten Kindern ab und Tillmann war nun ganz allein im Hause, denn das Dienstmädchen hatte heute seinen Ausgang. Er wartete ab, bis die liebe Familie sicher außer Hörweite war und dann setzte er sich ans Klavier und begann zu phantasieren. Er

versuchte der Einfälle wieder habhaft zu werden, auf die er gestern Abend seine eindrucksvolle Rhapsodie aufgebaut hatte. Ganz vergebens. Da gab er es auf und suchte Beruhigung bei einer besseren Zigarre. Die tückische Nudel kohlte. Er nahm ein Buch vor, ein klar und fesselnd geschriebenes volkswirtschaftliches Werk, das er sich vorgenommen hatte, gründlich zu studieren. Er vermochte nicht zu folgen. Deutlich hatte er das Gefühl, als wenn ihm jemand über die Schulter sehe. Ein Schattenriß zeichnete sich auf dem Papier ab, den er kannte, und eine Stimme lachte ihn aus, die er gleichfalls kannte. Sie gehörten zusammen, Schattenriß und Stimme.

Da warf er das Buch beiseite, sprang von seinem Diwan auf und fluchte vernehmlich: „Ja, Kreuz Teufi Türken! Wenn ich aber doch net mag!“ Er schlug sich vor die Stirn, seufzte herzbrechend, brannte eine andere Zigarre an und lief qualmend in seinem engen Käfig auf und ab, wie ein gefangenes Raubtier, das mit Heißhunger der Fütte-

rung harrt. Er selber kam auf den Vergleich und bohrte sich in die Vorstellung ein. „Bin ich denn ein solches Raubtier von Natur, daß ich mir bei Frau und Kindern wie gefangen vorkomme und immer suchen muß, welche ich verschlinge? Weiß ich denn nicht ganz genau aus öfterer, bitterer Erfahrung, was Schlimmes dabei herauskommt, wenn ich meinem Raubtierhunger nachgebe? Ja, wenn es sich noch um eine leichte Beute handelte, die unsereins kampflos verschlingt und die sich mit Haut und Haaren leicht verdaut. Dies königliche Weibtier aber, Helga geheißen, würde sich nicht fangen und verspeisen lassen wie irgend ein armes Hascherl. Eine Schwertjungfrau von Allvaters Gnaden war sie — so eine, die den Kampf aufnimmt und sich nur ergibt, wenn sie Schicksal spielen und sich zur holden Herrin des besiegten Siegers aufwerfen darf.

Eine halbe Stunde war er bereits sinnend und qualmend in seinem Käfig hin und her gestiegen, als ihm ein erlösender Gedanke kam. Er nahm aus einem Fache

seines Schreibtisches eine verschlossene eiserne Kassette, holte den in einem Geheimfach versteckten Schlüssel hervor und entnahm der Kassette einen dicken Brief großen Formates. Abermals streckte er sich auf seinem Lotterbette lang aus und begann zu lesen. Zwölf große Quartbogen enthielt der Umschlag, auf beiden Seiten eng beschrieben in einer kleinen unruhigen, aber doch gut lesbaren Handschrift. Der Brief lautete also:

Ospedaletto, Riviera di Ponente
15. März 1903.

Mein lieber Sohn!

Dies ist der erste und vermutlich auch der letzte Brief, den du von deinem Vater erhältst. Ich habe mich vor dem deutschen Lenz hierher geflüchtet, um in der Sonne zu sterben. Ich weiß als Arzt, daß meine Tage gezählt sind und habe auch meine ganz bestimmte Vermutung darüber, was mir den Garaus machen wird, obwohl meine hiesigen Kollegen mit der Sprache nicht heraus wollen und mir noch Hoffnung vorgaukeln. Ich

weiß, es ist der Krebs, der mir in aller-kürzester Frist den Lebensfaden abzwicken wird. Ich glaube, daß meine Mittel noch ausreichen werden bis zum Ende und zu einem leidlich anständigen Begräbnis. Auf eine Hinterlassenschaft von mir hast du keinesfalls zu rechnen. Diese Blätter hier werden mein einziges Vermächtnis an dich bleiben; aber ich hoffe, daß du es nicht gering schätzen wirst und daß es dir für dein ganzes Leben eine Sicherung bedeuten möge, solider als ein Kapital, dessen Zinsen die schlimmsten Sorgen von dir abwenden könnten. Höre also, was ich dir zu sagen habe.

Ich vermute wohl richtig, daß deine Mutter sich nicht bemüht haben dürfte, in dir irgendwelche Gefühle der Verehrung für mich wachzuhalten. Ich muß schon zufrieden sein, wenn sie mich dir nicht als einen gänzlich Verworfenen, einen Abschaum der Menschheit dargestellt hat. Wenn es anders wäre, hättest du doch wohl den Versuch gemacht, dich mir wenigstens brieflich zu nähern. So muß ich denn annehmen, daß du von

meinem Leben und von meinem Wesen nichts weißt, zum wenigsten nichts Wirkliches. Ich aber weiß von dir, denn ich bin die ganzen fünfundzwanzig Jahre hindurch, seit der Trennung meiner ersten Ehe, mit deiner Mutter in Verbindung geblieben. Ich habe dich nicht mehr mit Augen gesehen, seit ich dich als fünfjähriges Bübchen verließ; aber ich habe mindestens einmal jährlich Nachricht über dein Ergehen erbeten und erhalten. Auf meinen Rat hat dich deine Mutter ins Kadettenkorps getan, weil du ein schwieriges Kind warst. Mir war nicht recht wohl bei jenem Rate und darum habe ich Gott gedankt, als ich hörte, daß dir die militärische Klausur gut bekommen und daß du mit Lust und Liebe Offizier geworden seist. Die Mitteilung von deiner Heirat hat mich erstaunt und erfreut zugleich. Erstaunt, weil deine Wahl, nach allem, was deine Mutter mir darüber mitteilte, ebenso kühl und vernünftig erschien wie die meinige im gleichen Alter heiß und unvernünftig war. Eine Bremer Kaufmannstochter mit ansehnlichem

Vermögen, vortrefflicher Schulbildung und guter Kinderstube, weniger schön als repräsentabel: bravo! Ich hätte dir selbst nicht besser raten können, denn mein eigener Rat wäre nur immer darauf hinausgelaufen: mach' es nicht so wie ich, dein Vater, wenn anders du es gut mit dir meinst. Im vorigen Jahre zeigte mir deine Mutter die Geburt eines gesunden Töchterchens an und in einem Nachwort, daß die Aussichten auf eine rasche ehrenvolle Laufbahn die besten seien. Ich war herzlich froh über diese sechs Zeilen. Gott sei dank, sagte ich mir, der Junge hat seinen Kiel ins Blei gebracht und wird sein Schifflein sicher durch alle Winde steuern; er ist nicht von deiner Art. Bisher hatte deine Mutter ihren kurzen Berichten fast niemals die bewegliche Klage hinzuzufügen unterlassen, daß die immer mehr zutage tretende Ähnlichkeit mit mir in deinem Äußern wie in deinem Charakter ihr schwere Sorgen bereite, und ich hatte auch tatsächlich viele der Untugenden, mit denen du deiner Mutter als Bub auf die Schürze

tratest, als Erbschaft meines Blutes anerkennen müssen. Nun, ich gönnte deiner Mutter ihren Triumph von Herzen. Da erreichte mich am letzten Abend meiner Anwesenheit in Deutschland, als ich meinen großen Koffer zur Italienreise fertig gepackt verschloß, ein Schreiben deiner Mutter, das jählings ihren Triumph zunichte machte und meine Vaterschaft, ich möchte sagen, t r a g i s c h b e s t ä t i g t e. Sie teilte mir mit, daß du dich mit der Frau deines Wachtmeisters habest ertappen lassen, daß dir darüber das Ehrengericht den Prozeß gemacht und dich zu schlichtem Abschied verurteilt habe. „Nun wirst du ja wohl mit deinem Sohne zufrieden sein," schloß der Brief.

Nein, mein Tillmann, ich bin keineswegs mit dir zufrieden. Ich bin tief getroffen. Ich fühle mich mitschuldig an deiner Tat. Doch weil ich mich selbst und das Leben zu gut kenne, weil mich meine Erfahrung gelehrt hat, daß wir Menschen uns kein größeres Unrecht antun können, als wenn wir uns nach den Verfehlungen beurteilen, deren

wir uns im Rausch der Sinne schuldig machen, darum weiß ich ganz genau, wie es dir ergehen muß, wenn du nicht die sittliche Kraft findest, über deine ererbte Anlage Herr zu werden — weiß aber auch, daß du wegen deines „Sündenfalles" noch lange nicht zu den rettungslos Verworfenen zu gehören brauchst, sondern daß es bei dir steht, dich trotzig aufzuraffen und dir doch noch siegreich deinen Weg zu bahnen durch die Hindernisse, die von nun an Staat, Gesellschaft, Familie vor dir auftürmen werden. Ich empfinde es als meine unabweisbare Vaterpflicht, mich dir endlich zu offenbaren, dich in alle Winkel meines äußeren und inneren Lebens hineinschauen zu lassen. Du sollst vor mir erschrecken — das kann dir nur heilsam sein — und ich will es als Buße auf mich nehmen, wenn du mein Andenken verwünschest. Wenn du aber wirklich nicht nur meines Blutes, sondern auch meines Geistes Kind bist, so habe ich keine Furcht vor deinem Erschrecken, so weiß ich, daß du mich verstehen und vielleicht sogar mein An-

denken in Ehren halten wirst. **Was ich dir** hier schreibe, ist lautere Wahrheit, daran darfst du nicht zweifeln.

Wer dir je gesagt haben sollte, dein Vater sei sein Leben lang ein gewissenloser Freibeuter der Liebe, ein Wilderer in fremden Gehegen, kurzum, ein ausgemachter Don Juan gewesen, der stellt die Wahrheit auf den Kopf. Mein Fluch war vielmehr der, daß sich in mir eine starke Sinnlichkeit mit einem butterweichen Gemüte zusammengefunden hat. Weit entfernt, das Weibervolk durch abgefeimte Ränke in mein Garn locken zu wollen und hinterher etwa meine Freude an dem ohnmächtigen Gezappel ihrer jämmerlichen Enttäuschung zu finden, war ich vielmehr beim Anblick jedes hübschen Kindes, das ich in Herzenseinsamkeit schmachten sah, gerührt wie ein altes Weib bei der Leichenpredigt. So viel an mir lag, sollte keine holde Blume unbemerkt verblühen. Ich fühlte mich berufen als Erlöser en gros zu amtieren, Spezialität für schmachtende, leicht verwelkliche Weiblichkeit. Ich hatte schon als

Jüngling die seltene Gabe, dem Zärtlichkeits- und Trostbedürfnis gut gearteter Frauenzimmer in einer Manier entgegenzukommen, die ihnen offenbar angenehm war. Ich darf wohl behaupten, daß ich alle die Mädchen, die ich an mein Herz gezogen, mehr oder weniger glücklich gemacht habe — für die Zeit, die sie mein waren. Wenigstens sprach für diese Annahme die Tatsache, daß ich mit keiner meiner Liebsten im Bösen auseinandergekommen bin — außer mit denen, die ich — geheiratet habe! Das war mein Verhängnis. Ich war nicht nur ein *Narr der Liebe*, sondern, Gott sei es geklagt, auch ein *Narr der Ehe*. Weil ich durchaus häuslich veranlagt war, weil ich keinen Genuß fand an großer Geselligkeit, am raschen Wechsel von Menschen, Örtlichkeiten und Lebensverhältnissen, weil ich kein Saufbruder noch Vereinsmeier war, so hielt ich mich zum musterhaften Ehemann berufen. Ich glaubte an die Frauen, weil ich so vielen lieben Tierchen an meinem Feuer warm gemacht und liebliche Beweise

ihrer Dankbarkeit erhalten hatte. Darum dünkte es mich, wenigstens in meinen jungen Jahren, schier bei jeder neuen Liebschaft erstrebenswert, den augenblicklichen Glückszustand zu verewigen. Es ist eigentlich nur ein Zufall, daß deine Mutter die erste war, die ich wirklich heiratete. Ich vermute, es ist nur deshalb dazu gekommen, weil sie anders nicht zu haben war und weil die ganze Familie und meine vertrauten Freunde mir abrieten. Es war eine Trotzheirat. Nie hat eine Frau weniger zu mir gepaßt. Alle anderen Leute hatten das vorher durchschaut, ich allein in meiner Verliebtheit nicht. Selbstverständlich werde ich nicht so geschmacklos sein, dir das Andenken deiner Mutter durch Anklagen trüben zu wollen; hier konnte ja auch keine Rede von Schuld sein. Bei so völlig verschieden gearteten Naturen war eine Verständigung unmöglich und ich sehe vollkommen klar ein, daß s i e unter solcher Unmöglichkeit schwerer leiden mußte als ich, denn ich tröstete mich immerhin einigermaßen dadurch, daß ich meiner Natur nachgab und

meine Schwäche mit sophistischen Gründen zu einem guten Recht erhob, während deiner armen Mutter jeder Trost versagt blieb. Ich muß mich eigentlich viel mehr darüber wundern, daß sie es sechs Jahre mit mir ausgehalten hat, als daß ich nicht früher ein Ende machte. Wenn du nicht gewesen wärst, mein lieber Junge, hätten wir es wohl kaum länger als ein einziges Jahr ertragen. Es verstand sich für mich von selber, daß ich dich ihr lassen mußte, wenngleich ich in dich über die Maßen vernarrt war. Die Trennung von deiner Mutter kostete mich den guten Ruf meiner bürgerlichen Solidität. Meine ärztliche Praxis mußte schwer darunter leiden. So machte ich mich denn auf die Wanderschaft, um mir neue Kenntnisse anzueignen und um in rauheren Wettern mich abzuhärten, denn ich begann schon damals zu ahnen, daß meine verwünschte Pflaumenweichheit mir den rechtzeitigen Austritt aus dem Bannkreise der Jugendeselei bedenklich erschweren werde.

Ich begab mich also auf Reisen. Ich

wurde Schiffsarzt und befuhr drei Jahre hindurch so ziemlich alle Meere der Erde. Bei der Gelegenheit lernte ich den Orient einigermaßen gründlich kennen, und aus dem Orient holte ich mir die Erleuchtung über die einzig vernünftige und naturgemäße Gestaltung der Ehe. Die Muselmanen sind in der glücklichen Lage, eine Religion zu besitzen, die ganz und gar aus den natürlichen Bedingungen ihrer Rasse, ihres Klimas hervorgewachsen ist, eine Religion überdies, die sich nicht nur um ihre Seelen und um die jenseitigen Dinge bemüht, sondern sich auch ihrer leiblichen Wohlfahrt im Diesseits väterlich annimmt. Ihr Prophet vereinigt in sich die blühendste morgenländische Phantasie mit dem klarsten, praktischen Verstande und dem innigsten Wohlwollen für alles animalisch Menschliche. Seine Anordnungen über die Ehe wurden dadurch musterhaft. Weil Mohammed begriff, daß die Befriedigung der Sinnlichkeit eine rein animalische, die Gründung einer Familie dagegen eine sowohl ideale als realpolitische Angelegen-

heit der Gesellschaft, des Staates, der Rasse sei, so kam er beiden Bedürfnissen dadurch entgegen, daß er die Brautwahl der weisen Erwägung der Alten überließ, der stürmischen Forderung des jungen Blutes dagegen dadurch zu ihrem Rechte verhalf, daß er die Nebenfrauen, die Sklavinnen zum Vergnügen des Mannes im Hause duldete und ihnen allerlei Rechte zugestand, die sie für ihre untergeordnete Stellung neben der angetrauten Gattin entschädigten. Auf diese Weise hat er die Rasse und die Familie beschützt gegen die Schäden, die ihr bei uns durch die Blindheit jugendlicher Leidenschaft zugefügt werden, hat ferner die Grausamkeit der Natur, die das Weib verblühen und verwelken läßt, bevor noch der Mann auf der Höhe seiner Kraft angelangt ist, vernünftig gut gemacht und damit der Schlange Sinnlichkeit den Giftzahn ausgebrochen. Der muselmanische Mann darf in Unschuld Liebesglück spenden und empfangen so lange seine Sinne nach Schönheit und Jugend dürften. Er erhält sich selber dadurch jung bis in

ein hohes Alter und seine seelischen und geistigen Kräfte werden nicht aus dem Gleichgewicht geworfen durch die Hemmungen unterdrückter Leidenschaft. Und die muselmanische Frau darf ebenso hemmungslos ihre Bestimmung erfüllen. Sie kennt keine Sorgen, keine ihrem Geschlecht nicht angemessene Arbeit, dient nur der Lust ihres Gebieters und somit bleibt ihr die Schändung ihrer Ehre durch die Lästerung der Tugendhaften erspart. Nur in einer Beziehung war Mohammed grausam, indem er nämlich die Frau, um sie vor der Eifersucht des besitzenden Männchens zu schützen, hinter Gittern und Schleiern einsperrte. Aber das ist sie nun einmal seit vielen Jahrhunderten gewohnt und die Resignation saugt sie mit der Muttermilch ein. Nur die wenigen europäisch Emanzipierten empfinden die Sitte als Grausamkeit. Der Himmel behüte den Orient vor den Freiheiten unserer Zivilisation.

Entschuldige die Abschweifung. Du hättest ganz recht, wenn du mich jetzt höhnisch fragen wolltest: „Ja, warum bist du denn dann

nicht Muselmann geworden? Ich hätte wahrhaftig nichts Gescheiteres tun können. Leider empfand ich mein Deutschtum zu stark, als daß ich mich zu einem solchen Schritte entschließen konnte. Es ging mir im allgemeinen sehr gut da draußen in der Welt. Ich verdiente auch so reichlich, daß ich deiner Mutter ein hübsches kleines Kapital für dich senden konnte. Mein Liebesdrang hatte sich in diesen Reisejahren bescheiden lernen. Mein allzeit lebendiger Hunger nach Zärtlichkeit wurde nur kümmerlich gestillt durch flüchtige Abenteuer mit Reisebekanntschaften. Ich ließ mich endlich in Brasilien häuslich nieder und bekam, sobald ich erst die Sprache beherrschte, nicht nur in der deutschen Kolonie, sondern auch unter den Eingeborenen eine ausgiebige Praxis. Ich hatte mich auf die Nervenheilkunde geworfen, nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern weil mich die vieljährige Erfahrung allmählich von meiner besonderen Begabung dafür überzeugt hatte. Die Menschen vertrauten mir — o nein, nicht nur die Frauen! Woran es lag, weiß

ich nicht; ich tat meines Wissens nichts dazu. Aber die verstocktesten Sünder beichteten mir oft schon nach kurzer Bekanntschaft ihre gefährlichsten Geheimnisse, und das Sonderbarste dabei war, daß ich eine starke Suggestion selbst auf gesunde, widerstandskräftige Gemüter auszuüben imstande war, während ich selber doch durch nichts weniger als durch Willensstärke glänzte. Es glückten mir einige überraschende Kuren an prominenten Patienten. Ich fand großen Zulauf und durfte entsprechende Honorare fordern. Wenn ich auf galante Abenteuer ausgegangen wäre, so hätte es mir auch daran nicht gefehlt, denn ich war ja hochgewachsen wie ein Patagonier, braun von Haut wie ein Mulatte und dabei blond und blauäugig wie ein deutscher Minnesänger. Da beging ich meinen zweiten Erznarrenstreich, indem ich die Senorita Ines de Puntero y Manzana de las Fuentes ehelichte. Sie war eine Kreolin, Adoptivtochter einer angesehenen Familie; also dunkler Herkunft, aber in anständiger, wohlhäbiger Umwelt aufgewachsen

und mit einiger Schulbildung ausgerüstet. Sie war bildschön — versteht sich nach subtropischem Maßstabe gemessen — ein Rasseweib mit Glutaugen und unvergleichlichen Zähnen. Schlank, rank und biegsam wie eine Schlange. Ich hötte es durchaus nicht nötig gehabt, sie zu heiraten, denn mein Gardemaß und meine Blondheit hatten schon vollständig genügt, um das blutjunge Ding in meine Arme zu treiben. Ich glaubte sehr weise zu handeln, indem ich mich durch die gesetzliche Verbindung mit diesem hinreißenden Geschöpfe mit dem Patriziat von Bahia verschwägerte. Meine praktische Berechnung stimmte aber nicht, denn die Adoptiveltern hatten davon Wind bekommen, daß Ines schon lange vor der öffentlichen Ankündigung unseres Verlöbnisses heimlich mit mir Hochzeit gefeiert hatte, ohne auch nur ihren Beichtvater vorher um Erlaubnis zu fragen. Und sie nahmen diesen bösen Verstoß wider die strenge Sitte zum Vorwand, um die Adoptivtochter um die versprochene reiche Mitgift zu prellen und ihr nur

lumpige fünftausend Milreis als Aussteuer nachzuwerfen. Ich aber lachte nur darüber, denn ich war toll und voll von dem glühenden, blühenden Geschöpf. Fast ein ganzes Jahr lang kam ich aus meinem Rauschzustande nicht heraus, bis ich merkte, daß nicht nur mein Ansehen und mein Einkommen als Arzt, sondern sogar meine Gesundheit darunter litt. Ich schob es auf das Klima und entschloß mich eines Tages kurz, meine Habseligkeiten zu verkaufen und meinen Wigwam abzubrechen, um nach Deutschland zurückzukehren. Brasilien und die Brasilianer widerten mich plötzlich an und ich fürchtete, daß mir eines Tages auch meine toll geliebte Kreolin zum Ekel werden würde, wenn ich sie nicht schleunigst unter meine eigenen klimatischen Bedingungen stellte. Bei meinem jämmerlichen Kräfteverfall hatte das Heimweh leichtes Spiel mit mir. Meine Phantasie kannte nun keine größere Wollust, als sich auszumalen, wie meine exotische Wunderblume im Schatten eines deutschen Eichenwaldes wohl gedeihen werde. Ein Wald-

Sanatorium im deutschesten Deutschland malte ich mir aus und ich freute mich kindisch auf die verblüfften Gesichter der Patienten, wenn sie an der Seite des wundertätigen Klausners diese nachtäugige Pantherkatze aus der brasilianischen Prärie wandeln sehen würden, gebändigt durch die Rosenketten des heiligen Ehestandes. Und ich machte meinen törichten Traum zur Wirklichkeit. Es glückte mir, unter günstigen Bedingungen im hessischen Mittelgebirge ein, für meinen Geschmack ideal gelegenes, Wald-Sanatorium zu erwerben, wofür allerdings der weitaus größte Teil meiner brasilianischen Ersparnisse draufging. Erst hinterher wurde es mir klar, daß mein Vorgänger es aus Mangel an Zuspruch hatte aufgeben müssen. Da nun aber solche Anstalten bekanntlich nur durch Empfehlungen von Mund zu Mund hochkommen, so dauerte es drei Jahre, bis die wenigen Zufallspatienten, die ich zu Anfang gefunden hatte, den Ruf meiner ärztlichen Kunst und den prickelnden Reiz meiner milchkakaofarbenen Gattin so weit unter die Leute gebracht hatten,

daß der Zuspruch reichlicher wurde. In diesen drei Jahren hatte ich zusetzen und Schulden machen müssen und justament auf der Höhe der ersten Saison, in welcher ich wieder reichlich verdiente, mußte die zweite Ehekatastrophe über mich hereinbrechen. Die köstliche Waldeinsamkeit war meiner Pantherkatze unerträglich. Sie vermochte ebensowenig unsere Sprache wie eine vernünftige Wirtschaftsführung zu erlernen. Geistige Interessen hatte sie nicht. So ergab sie sich einem faulen Hindämmern, bei dem sie äußerlich Speck ansetzte, innerlich dagegen jämmerlich abmagerte. Alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften, die mich bisher mit ihrem Mangel an Geist versöhnt hatten, ihre naive Genußfreudigkeit, ihre sonnige Heiterkeit, ihre kindlich vertrauensvolle Fügsamkeit — alles schwand dahin. Sie träumte von den Genüssen der Weltstadt, die ich sie unvorsichtigerweise in Berlin einige Wochen hindurch hatte kosten lassen, von glänzenden Toiletten und aufregenden Abenteuern mit blonden deutschen Kriegern. Ihre tierhafte

Gier hatte mir das Mark aus den Knochen gesogen, ich war nur noch ein Schatten meines früheren Selbst, und wenn ich mir nicht durch ihre bösen Launen das Haus zur Hölle machen lassen und meine nervösen Patienten durch laute Schreiszenen verjagen wollte, so blieb mir nichts übrig, als ihren Launen nachzugeben, das heißt, ihre Schneiderrechnungen zu bezahlen und sie von Zeit zu Zeit allein auf Erholungsurlaub zu schicken. Das Ende davon war, daß sie von einem solchen Urlaub nicht wieder zurückkehrte, sondern mir ganz kaltblütig schrieb, ich möchte die Scheidung durchsetzen. Sie hätte einen reichen Kaufmannssohn, Ref.-Offizier der Garde-Kavallerie kennen gelernt, der sie mit auf eine Weltreise nehmen und später heiraten wolle. Ich war froh, sie los zu werden. Da wir keine Kinder hatten und die Schuld unbestreitbar auf ihrer Seite lag, so durfte ich mich schon nach einundeinhalb Jahren wieder meiner Freiheit rühmen! Monate hindurch war ich selber mein schwerster Patient gewesen. Während dieser traurigen

Zeit jämmerlichster körperlicher Schwäch- und seelischer Zerschlagenheit wurde eine meiner Pflegerinnen, eine junge Rote-Kreuz-Schwester, mein rettender Engel. Ich hatte das Mädchen schon immer als meine beste Pflegerin geschätzt, mich sonst aber nicht weiter um ihre Persönlichkeit gekümmert. Da sie offenbar einen guten Humor hatte und schlagfertige Antworten zu geben wußte, so hatte ich ihr gegenüber auch einen vertraulicheren Ton angeschlagen und ihren norddeutschen Vornamen Annemarie mir als Anamirl mundgerechter gemacht. Ich hatte sie während des Winters als einzige Pflegerin behalten, weil wir sowieso nur ganz wenige Kurgäste im Hause hatten. So fiel ihr von selbst die Aufgabe zu, auch mich zu pflegen. Sie besorgte das vorbildlich nach der Art sehr instinktsicherer, kluger und warmherziger Frauen. Sie ahnte alle meine Wünsche voraus ohne daß ich sie auszusprechen brauchte; sie erwies mir eine Menge kleiner liebenswürdiger Aufmerksamkeiten, die mir immer wohltuende Überraschungen bereiteten; sie

wußte genau, wann mich ihr Plaudern nervös machte und wann sie mir damit über gefährliche Grübeleien hinweghalf. So war es denn eine ganz natürliche Entwicklung, daß mein Verhältnis zu ihr nicht über den Winter hinaus ein väterliches blieb. Ich wäre vermutlich verrückt geworden, wenn ich mich halsstarrig in meine Waldeinsamkeit und in meinen Trübsinn eingesponnen und Tag und Nacht denselben bitteren Bissen wiedergekäut hätte. Es war meine Rettung, daß ich in ihr einen Menschen fand, gegen den ich mich rückhaltlos aussprechen konnte, und es war natürlich, daß sie sich dieses Vertrauen nicht eher erzwang, bevor sie meine heimliche Geliebte geworden war. Ihre Blondheit pries ich als ein Gnadengeschenk meines Schicksals, denn zu einer Schwarzen hätte ich niemals wieder Vertrauen fassen können. Eine Schönheit war sie für andere Männer wohl nicht, denn von den Reizen, die für alle zur Schau standen, waren nur die zierlichen Hände und Füße und die feine vornehme Nase vollkommen; mich da-

gegen entzückten Vorzüge, die niemand sonst ahnen konnte. Ich hatte ihre Sinnlichkeit erst erweckt und in der Lenzessonne ihres Temperaments trieb alsbald auch ihr Geist seine köstlichsten Blüten. Sie war immer guter Laune, verstand nicht nur der Tücke des Objekts, sondern auch der schlimmsten Bosheit der Menschen eine heitere Seite abzugewinnen und ihre drollig treffenden Urteile über Leute und Dinge in witzige Form zu kleiden. Eines Tages kam ich auch dahinter, daß sie Gedichte machte; aber die waren sonderbarerweise voller Schwermut und Dunkelheit, in der zärtlichen Kultur des Ausdrucks und der Verschwommenheit der Umrisse an den Stil der jüngsten Lyrik erinnernd, obwohl sie keinen der neuesten Propheten gelesen hatte. Anamirl hatte, wie ich bald herausbekam, wenig positives Wissen. Mit der Logik stand sie auf fast ebenso gespanntem Fuße wie mit der Interpunktion, und ihr künstlerischer Geschmack war unsicher wie der Schritt eines Trunkenen. Ich ließ es mir angelegen sein, die Lücken ihrer Bildung

auszufüllen, ihre Lektüre zu leiten und sie zu künstlerischen Versuchen zu ermuntern, die sie naiv aus der Fülle ihres Wesens schöpfen konnte. So kamen bald kleine Skizzen zustande, die in durchaus persönlich reizvoller Form ihr feines dichterisches Naturempfinden und ihre schalkhafte Bosheit in der Menschenbeobachtung an den Tag brachten. Angesehene Zeitschriften nahmen diese kleinen Arbeiten gern an und Anamirl war nicht wenig stolz auf die bescheidenen Honorare, die sie damit verdiente.

Nach allem, was du jetzt von mir weißt, wird es dich nicht erstaunen, zu erfahren, daß ich schon wenige Wochen nachdem die Scheidung ausgesprochen war, mein Mädchen heiratete. Diesmal vermeinte ich endlich den ruhigen Hafen gefunden zu haben. Das Glück der Flitterwochen schien kein Ende nehmen zu wollen, obwohl wir unsere Zeit keineswegs in zärtlichem Nichtstun vertrödelten. Ich dankte Anamirl aus tiefster Seele den Wiedergewinn meiner körperlichen Kräfte und meiner Gemütsruhe. Ich ar-

beitete freudig und zufrieden an der Abstoßung meiner schweren Schuldenlast. Die Sorge saß freilich stets mit uns zu Tische und wir mußten uns ängstlich um jeden glücklich erangelten Patienten bemühen und uns manche ärgerliche Demütigung seitens unausstehlicher Frauenzimmer und unverschämter Mannsbilder gefallen lassen. Am schwersten kam mir die Notwendigkeit an, unseren persönlichen Verbrauch auf das Äußerste einschränken zu müssen, denn ich hätte mein Goldkind am liebsten in die kostbarsten Spitzen und seidenen Gewänder eingewickelt und mit den erlesensten Edelsteinen behangen. Die Jahre schossen wie ein eilfertiger Bergstrom an unserer Ehe vorüber und ich glaubte fest auf sicherem Ufer zu sitzen, wenn es auch ohne Überschwemmung, Hagel und Windbruch nicht abging. Die Hoffnung, materiell noch einmal auf einen grünen Zweig zu kommen, hatte ich aufgegeben und mich beschieden mit der Aussicht, im Laufe von etwa zehn Jahren meine Schulden getilgt zu haben und dann endlich mit

dem Zusammensparen eines kleinen Vermögens für meine Witwe und meine Kinder beginnen zu können. Ich sehnte mich schmerzlich nach Kindern von Anamirl, und es war in den ersten fünf Jahren unserer Ehe wohl der einzige Schatten auf meinem reinen Glück, daß sie diese Sehnsucht gar nicht teilte. Ihr steckte einzig die Sehnsucht nach dichterischem Ruhme im Blute, und dieser Ruhm zögerte sich einzustellen, weil ihre Hervorbringungen über das Skizzenhafte nicht recht hinauskommen wollten. Sie aber maß die Schuld daran unserer Weltabgeschiedenheit bei und versuchte mich zu überreden, das Sanatorium aufzugeben und in die Großstadt zu ziehen. Solchem Ansinnen aber setzte ich hartnäckigen Widerstand entgegen. Die schlimmste Wolke am blauen Himmel unseres Glückes bildete aber die Schwiegermutter, eine Dame, die erst nach unserer Heirat in Erscheinung trat. Eine ordinäre, blitzdumme Person, obwohl von sogenannter guter Herkunft. Anamirls Vater war ein verträumter, unpraktischer Idealist gewesen

mit allerlei halben Talenten. Von ihm hatte sie wohl alle ihre guten Gaben. Die Mutter fiel ihr selbst auf die Nerven; aber meiner ungeduldigen Abwehr gegenüber nahm sie sie temperamentvoll in Schutz. Die ärgerlichen Zusammenstöße, die jedesmal bei den Besuchen der Mutter erfolgten, waren rasch vergessen, wenn wir wieder allein waren. Die böse Saat der Unzufriedenheit jedoch, die die Mutter jedesmal ausstreute, keimte weiter in Anamirls Hirn. Und nun ballte sich das Gewitter allmählich immer dichter zusammen. Meine liebe Liebste wurde von literarischen Vereinen zur Vorlesung ihrer Dichtungen eingeladen. Der Erfolg, den sie damit fand, stieg ihr berauschend zu Kopfe. Sie wollte mir nicht glauben, daß sie die starke Wirkung viel weniger der Bedeutung ihrer Arbeit, als dem Zauber ihrer Persönlichkeit verdanke. Sie begann mich für mißgünstig, für neidisch wohl gar zu halten und entzog ihre poetische Betätigung, soweit es eben anging, meiner Kritik. Ihre Eitelkeit wuchs sich ins Krankhafte aus und weder

mein gutmütiger Spott noch meine ernst väterlichen Ermahnungen richteten dagegen das geringste aus. Ich fühlte die Schwüle der Atmosphäre. Sie bedrückte mich; aber ich fürchtete den Blitz nicht, weil ich dem Blitzableiter fest vertraute. Sie war ja nicht nur meine Geliebte, sie war ja mein Kind, das Geschöpf meines Geistes und meiner Liebe. Sie mußte doch wissen, daß es keinen Menschen in der Welt gab, dem sie sich so völlig anvertrauen konnte, der sie so ganz verstand, daß er ihr die Gedanken von der Stirne ablas und sein höchstes Glück darin fand, ihrem Aufstieg zuzuschauen und ihren Weg von allen Gefahren freizuhalten. Unsere Ehe war doch wirklich geheiligt durch Zärtlichkeit, tiefes Verstehen und volles Vertrauen. Und diese Heiligkeit dünkte mir ein Blitzableiter mit echt vergoldeter Spitze. Mich erfüllte nach wie vor die tiefste Dankbarkeit gegen diese Frau und darum fühlte ich mich auch nicht berechtigt, ihr den Triumph ihrer Eitelkeit durch meine weisen Bedenken zu verkümmern und ihre Jugend in meiner Waldklausnerei gefangen zu halten.

Und dennoch kam der Schicksalstag, an welchem der Blitz einschlug und das feste Gebäude meines späten Glückes zertrümmerte, ohne daß die goldene Spitze auf dem First ihn aufzufangen vermochte. Anamirl hatte sich mit einer unserer Patientinnen befreundet, einer älteren Berlinerin von wenig vertrauenerweckendem Äußeren. Ich schätzte sie auf eine Demi-Mondaine ein, obwohl sie einen schönen adligen Namen trug. Aber sie war in den Berliner Künstler- und Literatenkreisen zu Hause und wußte Anamirl davon zu überzeugen, daß sie sich nur ihrer Führung anzuvertrauen brauche, um im Handumdrehen in die Mode zu kommen und sich zu einem Stern erster Größe hinauf intrigiert und feuilletonisiert zu sehen. Konnte ich es ihr abschlagen, die Einladung der Dame anzunehmen? Ich ließ sie ziehen, um ihr Glück zu suchen. Das war der Anfang vom Ende. Drei Jahre noch vermochte mich das kluge Geschöpf in der Täuschung zu erhalten, als ob der starke Erfolg, den sie tatsächlich draußen in der Welt fand, nur

dazu beitragen könnte, die liebende Verehrung gegen mich, als den Vater ihres Glückes, zu verstärken und uns beide umso fester aneinander zu ketten. Immer öfter und immer länger war sie jetzt auf Kunstreisen von Hause fort; aber solange sie bei mir im Walde zu Gaste war, ließ sie alle Elfen und alle Teufelchen ihres Temperamentes und ihres Witzes tanzen und ich vergaß das Elend meiner trüben Einsamkeit, meine Ängste und Zweifel und fühlte mich wieder stolz, froh und sicher in ihrem Besitze. Ein dummer Zufall brachte mir die Entdeckung, daß sie alle diese Jahre hindurch eine widerliche Komödie mit mir gespielt, mein Vertrauen schmählich verraten hatte. Und da es nichts mehr zu leugnen gab, zeigte sie mir höhnisch die Zähne: „Ich bin jung und du bist alt. Als Liebhaber kommst du selbstverständlich schon lange nicht mehr für mich in Betracht, als Kritiker auch nicht. Mein Liebster ist jung und reich und mir blindlings ergeben. So einen Mann brauche ich. Schönen Dank für die freundliche Vergangenheit und adieu

auf Nimmerwiedersehn.“ Das war vor nunmehr fünf Jahren. Ich brach völlig zusammen unter diesem Schlage. Mein Sanatorium flog auf. Ich hatte kein Dach mehr über dem Kopfe und weder Kraft, noch Lust, noch Mittel, um den aussichtslosen Versuch zu wagen, anderswo noch einmal von neuem anzufangen. Der Scheidungsprozeß mit seinem unsäglichen Ekel vergiftete mir vollends das Gemüt. Meine Richter waren ausgemachte Idioten, deren vollendeter Stumpfsinn das Kunststück zuwege brachte, mich für mitschuldig zu erklären, weil ich der angebeteten jungen Frau zu viel Freiheit gelassen und sie nicht in strenger, christlicher Ehezucht gehalten hätte!

Genug von all dem Jammer. Meine Schulden sind bezahlt und ich habe in diesem Leben, durch das ich mich schmählich kümmerlich durchschlagen mußte, mit Vertretung erkrankter Kollegen, mit Reklame für schwindelhafte Nährpräparate und medizinische Tintenkuliarbeit — ich habe in diesem Leben,

in diesem gänzlich ver-heirateten Leben nichts mehr zu suchen.

Wenn du so stark, wie ich vermute, nach mir geraten sein solltest, mein armer Tillmann, so begreife ich, wie du zu deiner katastrophalen Missetat gekommen bist. Die Wachtmeistersfrau wird ein kokettes Luderchen gewesen sein, dem es schmeichelte, einen losen Vogel von Offizier mit ihrer Leimrute zu fangen. Auf dich wird sie es abgesehen haben, weil du vielleicht der Längste, Strammste im Regiment warst und du ihr vielleicht einmal wohlgefällig nachgeblinzelt hast. Daraufhin hat sie dir Augen gemacht und Gelegenheiten herbeigeführt, und du, mein Sohn, bist gedankenlos auf den Leim gegangen, ohne jede böse Absicht, dein Weib zu betrügen und ohne dir die Unmöglichkeit des Abenteuers vom dienstlichen wie vom Ehrenstandpunkte aus klarzumachen. Du wirst dir einfach gesagt haben: „Ach was, sei kein Kostverächter, beiß hinein in die saftige Frucht, die dir der Zufallswind vom Baume wirft." Und just weil die Geschichte so un-

erhört dumm und unmöglich ist, daß sie einem vernünftigen Normalmanne gar nicht hätte passieren können, just darum ist sie echt rohdisch. Wir Rohdes sind erblich belastet von Urvätern her. Kein Rohde hat es je zu großem Vermögen oder hohen Staatsämtern gebracht, dagegen haben wir ein paar Musiker von Bedeutung, darunter ein gänzlich verbummeltes Genie, und etliche rabiate Draufgänger, die himmelhohen Idealen im kahlen Felsgestein barfuß nachkletterten. Um dich vor solchem Schicksal zu bewahren, kann ich nichts Besseres tun, als dir die Augen weit aufzusperren und dir mein eigenes Leben als abschreckendes Beispiel vorzuführen. Das Verhängnis der Rohdes scheint von jeher *die verdammte Liebe* gewesen zu sein. Uns zieht das Ewig-Weibliche hinab, denn wir geben an jede noch so flüchtige Liebschaft zu viel von unsrer Seele mit weg. Wir werden ausgeräubert von den Weibern. Wir finden in der Hingabe an sie unsere Seligkeit und merken nicht, wie wir rettungslos verarmen. Wir lieben nicht nur mit

den Sinnen wie die robusten Egoisten und können andrerseits die Sinnlichkeit nicht ausschalten wie fischblütige Hirnmenschen. Nur die brutalen Genießer sind imstande, sich am Weibe zu bereichern ohne Gegengabe. Wir aber schenken uns arm, bis wir für die letzte Dirne ein Gegenstand der Verachtung geworden sind. Ich habe freilich, sogar in Europa, glückliche Ehen gesehen — nicht einmal so ganz wenige; aber was mir zu denken gab: die bestanden immer nur unter ausgemachten Herdentieren. Der schwunglose Durchschnittsmann mit Spießer-Instinkten, der keine andere Sehnsucht kennt als die nach der sicheren Rente und der Bequemlichkeit, das ist der Glückspeter der Ehe, und ihm gesellt sich ebenbürtig bei das biedere Haushuhn mit ungebrochenen, rein animalischen Instinkten. Ein einziges Mal in meinem Leben bin ich auf eine anscheinend vollkommen glückliche Ehe zwischen geistig ebenbürtigen Ausnahmsmenschen gestoßen. Das Erlebnis ist mir unvergeßlich. Eine solche Ehe ist wie ein Tempel, den man nicht mit

Schuhen betreten darf, an denen der Schmutz der Straße klebt. Eine solche Ehe ist allein die heilige Ehe. In einer solchen Ehe allein gibt es keinen Stillstand, kein ergebungsvolles Versinken in die Gewohnheit. In ihr allein gibt es einen stetigen Aufstieg, eine gegenseitige Bereicherung ohne Grenzen und eine unverbrüchliche Treue. Gewiß ist es nicht ausgeschlossen, daß auch einem Manne unseres Schlages die Frau zuteil wird, mit der er zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen könnte; aber weil ein solcher Glücksfall möglich ist, würde ich dir doch nie den Rat geben: versuch's mit der Ehe so lange, bis du die allein Richtige gefunden hast. Es ist ja eben unser Hauptjammer, daß wir so geneigt sind, in jedem neuen Weibe, das uns warm macht, die höchste Vollkommenheit zu vermuten. Sollte deine eigene Ehe über deiner kapitalen Dummheit in die Brüche gehen, so sage ich dir: Bleibe lieber zeitlebens Hagestolz, als daß du dich von deinen Sinnen hinreißen läßt, das nächste beste süße Abenteuer zu verewigen. Es gibt immer

noch Bessere und immer noch Schlechtere als die Letzte war. Wenn du dich ohne Ehe mit den Weibern abzufinden gesonnen bist, so folge nur deinem guten Geschmack und wirf dich nicht unter deinem geistigen Stande weg; aber sieh zu, daß du nicht zum Narren der Liebe werdest! Dein Manneswerk muß dir unter allen Umständen Lebensinhalt und oberstes Gesetz bleiben, die Liebe nur Arabeske. Laß dich nicht vom Weibe ziehen, ziehe das Weib zu dir. — Wenn du dich aber zur Ehe berufen fühlst, so lerne von dem Muselmann: spalte dein Wesen in sein animalisches und sein geistiges Teil. Und dies geistige Teil zerlege abermals in drei verschiedene Persönlichkeiten als Vertreter der gesellschaftlichen, geschäftlichen und familienpolitischen Rücksichten. Wenn du zur Brautschau gehst, nimm diese drei weisen Iche mit und folge ihrem Rate. Nur wenn sie nicht einig werden können, laß deine Sinnlichkeit all ihren Geschmack und ihre triebhaften Instinkte zusammenraffen, um die letzte Entscheidung zu treffen. Bessere Siche-

rungsmaßnahmen weiß ich dir nicht anzugeben.

Gott schenke dir die h e i l i g e Liebe — und dann verdiene sie dir! Dies sei mein väterlicher Segen, mein Abschiedswort und mein einziges Vermächtnis. Lebewohl.

Dein Vater
Hans Rohde.

4. Hauptstück,
in welchem Frau Elfriede an der Zündschnur bastelt.

Der Brief des Vaters war die einzige Heimlichkeit Tillmanns, hinter die ihm seine Gattin noch nicht gekommen war. An jenem einsamen Sonntag Nachmittag hatte er ihn auch keineswegs zum ersten Male, seit er ihn damals vor zehn Jahren empfangen, aus seinem sicheren Verstecke hervorgeholt, sondern vielmehr schon mehrfach als Abwehrkanone wider die Anfechtung sich zu Gemüte geführt. Auch diesmal tat er wieder seine gewohnte Wirkung, indem er Tillmann dazu überredete, sich einen butterweichen Esel zu heißen und sich in aller Ruhe klar zu machen, daß vonseiten der langen Helga ihm sicherlich nicht die geringste Gefahr drohe. In einem

Punkte hatte seine gescheite Elfriede diese Dame ohne Zweifel richtig eingeschätzt: sie war keine von denen, die aus lauter Eitelkeit und schadenfroher Bosheit darauf ausgehen, Familienväter zu verführen. Auch seine eigene reiche Erfahrung mit Frauen sagte ihm, daß Fräulein Lorenz ganz bestimmt ein uranständiges Weib sei. Wenn er selber es nicht darauf anlegte, ihr den Frieden ihres Herzens zu stören und ihr Blut wider ihre Tugend rebellisch zu machen, so durfte er ganz unbesorgt einen unverfänglich freundschaftlichen Verkehr mit ihr pflegen.

Was wollte denn schließlich diese rasch aufflammende Begeisterung für ein Paar sprechende Augen und ein Paar weiche Hände besagen? Darüber brauchte er sich doch ebensowenig Gewissensbisse zu machen wie über ein paar raschere Herzschläge und ein begehrlich bewunderndes „Sakra, sakra!" beim Anblick irgend einer vorüberwandelnden Schönheit.

Tillmann brachte also den Brief des Vaters wieder in sein Gewahrsam zurück, und

als er seinen Schlüsselbund in die Tasche steckte, schüttelte er sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt und erklärte damit die Sache für abgetan. Darauf aber begann ein andrer Gedanke ihn von der Beschäftigung mit anderen Dingen abzuziehen. Des Vaters Brief hatte ihn wieder darauf aufmerksam gemacht, daß das musikalische Talent im Mannesstamm seiner Familie erblich sei. Und Helga hatte ihn gestern Abend ermuntert, doch noch sein Glück als Kapellmeister zu versuchen. Sollte das vielleicht ein Wink des Schicksals sein? Herrgott! wenn er herauskommen könnte aus dieser verfluchten und verruchten Geschäftemacherei, die seinem Wesen so gar nicht lag, die ihn vor sich selber demütigte und die ihn nicht einmal befriedigt hatte, wenn sie ausnahmsweise einmal erfolgreich gewesen war. Daß Frau Elfriede als Kaufmannstochter damals vor zehn Jahren, als er den Rock des Königs ausziehen mußte, ihn zu solchem Tun ermuntert hatte, war ja begreiflich. Ihr Vater hatte selber als kleiner Agent für über-

seeische Spezialitäten begonnen und durch den glücklichen Zufall, der ihn als Ersten die Panamahüte in Deutschland einführen ließ, ein großes Vermögen erworben. Bis zu ihrer Verheiratung hatte sie ausschließlich nur in Kaufmannskreisen verkehrt und war dadurch zu der Meinung gekommen, daß der Mensch seinen Verstand nicht besser verwenden könnte, als indem er Geschäfte machte, und daß überhaupt das Geschäftemachen die würdigste Betätigung des männlichen Geistes sei. Sie war gewohnt gewesen mit hochmütiger Verachtung auf das arme Getier herabzusehen, das an der Staatskrippe sein dürftiges Futter suchte oder gar mit künstlerischen Werten hausieren ging und seine eigene Person durch Schaustellung für Geld prostituierte. Auch für den Idealismus des Soldatentums besaß sie kein Verständnis. Sie war der Meinung, daß die Offizierskaste lediglich eine dynastische Einrichtung sei, zu dem Zwecke aufrecht erhalten, um eine zuverlässige Nobelgarde um die Throne zu scharen, als welche sich ja doch alle be-

droht fühlten durch das erstarkende Selbstgefühl der Volksmassen. Gewiß, sie hatte ihn aus ehrlicher Verliebtheit in seine stramme Figur, seine prächtige Erscheinung, seine lebhafte Intelligenz und glänzende Unterhaltungsgabe geheiratet; aber sie war im Grunde eine unmögliche Offiziersfrau gewesen. Für das demütige Ersterben vor den Vorgesetzten hatte sie immer nur beißenden Spott übrig gehabt. Und jenes wertvollste Erbe heldischer deutscher Vergangenheit, die freudige Pflichterfüllung, die unbedingte Unterdrückung selbstsüchtiger Wünsche zum Wohle der Allgemeinheit, war für sie ein Gegenstand mitleidigen Achselzuckens. Aufopferung ohne Entgelt, Außerachtlassung persönlicher Vorteile dünkte ihr ein Zeichen von Schwäche oder Dummheit. Und wenn sie in späteren Jahren dennoch dazu gelangte, den Abschied ihres Gatten zu bedauern, so rührte das nur davon her, daß sie unmöglich vorbeisehen konnte an dem in die Augen springenden Wechsel ihres gesellschaftlichen Verkehrs. Damals hatte die fast unbedingte Sicher-

heit bestanden, daß nur anständige Leute ihre Schwelle überschreiten durften, heute mußte der Herr Oberleutnant jeden Schubiak höflich hereinkomplimentieren, durch den er Geld zu verdienen hoffte.

Tillmann seinerseits empfand die Ausstoßung aus der Kaste der Ehrenmänner mit unverminderter Schärfe. Er hatte sich eigentlich seit jener vernichtenden Ehrenratssitzung nur während der vierzehn Monate leidlich wohl gefühlt in seiner eigenen Haut, als er mit den Seinen in dem niederen Bauernhäusel im Inntal die australischen Beuteltiere betreute. Warum mußten ihm die undankbaren Känguruhs auch eingehen und ihn dadurch wieder hineintreiben in den Strudel der Großstadt und in die zweifelhafte Gesellschaft von Projektemachern, Agenten und anderen Wucherpflanzen am fetten Leibe der kapitalistischen Zivilisation? Was ihn einzig noch aufrecht hielt, war die Hoffnung auf den großen Krieg. Tillmann verfolgte mit Eifer die politischen Wetterberichte. Er spürte in allen Nerven die elektrische Hoch-

spannung der europäischen Atmosphäre. Er ballte ingrimmig die Fäuste, wenn wieder einmal Deutschland der Möglichkeit eines Zusammenstoßes zaghaft ausgewichen war oder die Machthaber sich in der Illusion wiegten, durch festliche Empfänge, Monarchenbegegnungen, süße Worte und edle Gebärden die Hasser und Neider in aller Welt beschwichtigen oder gar versöhnen zu können. Er fühlte, das gewaltige Gewitter, das Eduard der Wolkenschieber Schicht um Schicht aufgetürmt hatte, mußte sich entladen. Und dann, wenn die Donner krachten und die Blitze büschelweise auf Europa niedersausten, dann wollte er dabei sein. Ehemalige gute Freunde unter seinen Kameraden waren inzwischen in hohe Stellungen gekommen; sie würden es durchsetzen, daß er wieder zu Gnaden angenommen wurde. Und wenn er als Gemeiner mitziehen mußte — dabei wollte er sein, wenn es um Deutschlands Sein oder Nichtsein ging! Für seinen Fehltritt hatte er hart gebüßt, zehn Jahre lang. Seine Gattin hatte als bestallte Ver-

weserin der sittlichen Gerechtigkeit ihres Amtes mit aller Strenge gewaltet. Wenn es aber dennoch der Buße noch nicht genug gewesen war — gut, er war bereit, seinen letzten Blutstropfen herzugeben, um seine Ehre reinzuwaschen.

Auch über diese Gedankenreihe stolperte er wieder an jenem besinnlichen Sonntag Nachmittag. Und wie er der Kameraden gedachte, die etwa in Frage kämen, um ihm zur Wiedereinstellung ins Heer zu verhelfen, da stieß er auf seinen lieben preußischen Freund Joachim von Fiedeler, der an der Majorsecke infolge einer unglücklich verlaufenen Besichtigung gestrauchelt und als herzoglicher Badekommissar wieder auferstanden war.

Tillmann schlug mit der flachen Hand auf seinen Schreibtisch und sagte ganz laut vor sich hin: „Da hammer'n ja, den heilig'n Nothelfer. Also los: fällt das Gewehr, marsch, marsch, Hurra!" Er legte sich einen Briefbogen zurecht und verfaßte ohne viel Besinnen ein humoristisches Schreiben an

den Herrn Badedirektor, welches nach einer launigen Entschuldigung seiner langen Schweigsamkeit und einer grausam ironischen Schilderung seiner derzeitigen Lebensumstände darauf hinauslief, daß er sich um die Kapellmeisterstelle bei der Kurmusik bewarb. Der Herr Badedirektor war selber sehr musikalisch und auch der einzige unter allen seinen alten Freunden, der imstande war, des ehemaligen Oberleutnants musikalische Befähigung richtig einzuschätzen.

Über dem Schreiben hatte Tillmann selber für den neuen Lebensplan erst so recht Feuer gefangen. Er war auf einmal fest überzeugt, daß er in dieser jammervollen Friedenszeit nichts Besseres mit sich anfangen könne, als den Brunnengästen von Pyrmont „beliebte Piecen“ vorzududeln und begriff nicht, wie er selber nicht längst schon auf diese Idee hatte verfallen können. Alles besser, denn scheußliche Reklame aushecken für die Vigorin-Tabletten zur Wiederherstellung vorzeitig erloschener Männlichkeit! Den Brief undurchgelesen in den Umschlag gesteckt, ohne

Hut die drei Treppen damit hinunter gesprungen zum nächsten Briefkasten um's Eck und pfeifend wieder hinauf in bubenhaften Känguruhsätzen — das war der echte Tillmann Rohde. Vorläufig pfiff er wieder einmal auf alles. Die dringenden Briefe des verruchten Pillendrehers beantwortete er nicht und den von ihm empfangenen Vorschuß legte er zu einem beträchtlichen Teile in Musikalien an, die er durchstudierte, um ein gewähltes Programm für die neue Ära der Kurmusik in Pyrmont vorzubereiten. Wenn er nicht draußen im Englischen Garten herumstrolchend pfiff, so pfiff und klavierte er daheim und war bei so guter Laune, als ob er schon den Anstellungsvertrag in der Tasche und den ersten Lorbeerkranz an der Hand hängen hätte.

Frau Elfriedens schwarze Augen durchbohrten ihn von vorn und von hinten. Er hatte ihr von seinem Schritt bei dem alten Kameraden sofort Mitteilung gemacht und damit zunächst nichts weiter erreicht, als daß Elfriede sich zusammenreimte: die liebe Hand im Traume, die schöne Blondine als

erste Anregerin der Kapellmeisteridee — die glänzende Laune, ja sogar gelegentliche eheliche Zärtlichkeit Tillmanns. „Er liebt sie!" sagte sie sich mit wütender Überzeugung. Und ihre Augen folgten seinem Wandel auf Schritt und Tritt, ihre Worte stellten ihm Fallen und ihre Gedanken kreisten ihn ein wie Wölfe im Schnee.

Tillmann aber war dumm und blind, dieweil er annoch ein gutes Gewissen hatte. Er trieb sein musikalisches Unwesen immer dreister, ließ sich als Hörer auf der Akademie für Tonkunst einschreiben und äußerte sogar in unverschämter Naivetät die Absicht, bei Fräulein Lorenz Klavierstunde zu nehmen, weil er als Kapellmeister mit seinem wild gewachsenen Fingersatze beim vom Blatt- und Partiturspielen nicht weit kommen würde. Als er diesen Gedanken bei Tische ganz ohne Überlegung in die Unterhaltung geworfen, hatte Elfriede mit einem arg verunglückten Lachen erwidert: „Dann bitte ich mir aber aus, daß Ebba dabei ist, denn sonst würdest du es doch nur darauf anlegen, von

Fräulein Lorenz berühmten schönen Händen Klapse zu kriegen wegen Unaufmerksamkeit und Danebengreifens — undsoweiter." Tillmann hatte dazu mit seinen Kindern, die die Vorstellung des Tatzeln beziehenden Vaters höchlichst ergötzte, um die Wette gelacht; aber den aufgeregten Unterton in dem Scherze seiner Gattin hatte er sehr wohl bemerkt. Seitdem war er auf seiner Hut und brachte es wirklich über sich, den Besuch bei Helga aufzuschieben, bis er auf sein Bewerbungsschreiben Antwort erhielt.

Darauf mußte er nun allerdings vierzehn Tage warten. Als er endlich das Schreiben mit dem Briefstempel Pyrmont in der Hand hielt, getraute er sich zunächst gar nicht es zu öffnen. Bis zu diesem Augenblicke hatte er als echter Sanguiniker nicht daran gezweifelt, daß ihm diesmal sein Plan glücken müsse. Erst als er den Brief zwischen seinen Fingern fühlte, stürzte die Erinnerung wie ein eiskaltes Brausebad über seinen Schädel, die Erinnerung an die Hunderte von Enttäuschungen, die er während seines aben-

teuerlichen Daseins als Geschäftsmann bei jeder neuen Unternehmung erlitten hatte. Mit der Morgenpost war der Brief gekommen und er hatte ihn nach etlichem Zögern mit einer komischen Ekelgrimasse auf den Tisch geworfen: „Ach was! Is eh doch nixen."

Elfriede aber hatte das Schreiben eifrig an sich und mit der fetten Gabel aufgerissen. Die plötzliche Rötung ihres Antlitzes verriet ihm deutlich ihre Begierde, ihm die Bestätigung seiner schlimmen Ahnung verkünden zu dürfen. Doch kaum hatte sie ein paar Zeilen gelesen, da war sie erbleicht und hatte ihm das Schreiben mit einer heftigen Gebärde wieder zugeschoben: „Da, lies selber, Pechvogel, der du bist! Nur wenn du etwas ganz Verdrehtes anfangen willst, hast du Glück. Du bist für nächsten Sommer engagiert mit zweihundert Mark Gage." Und höhnend hatte sie wiederholt: „Zweihundert Mark! Großartig! Fürstliche Entlohnung für einen Familienvater von einundvierzig Jahren! Zweihundert Mark monatlich —

mit deinen Ersparnissen kaufst du dich hoffentlich in der Lebensversicherung ein!"

Elfriedens Hohn ließ den großen Buben ganz kalt. Vor ihr verbarg er noch einigermaßen seine närrische Freude; aber sobald er sich schicklich losmachen konnte, stürmte er davon — zu Helga Lorenz.

Er traf sie daheim. Sie war zwar beim Unterrichten; aber das hielt ihn nicht ab. Er ließ sich von der Aufwärterin in das Wohnzimmer des Fräuleins weisen und erklärte warten zu wollen. Helga steckte auch gleich ihren blonden Kopf durch die Türspalte, um ihm zu sagen, daß sie ihren Unterricht unmöglich unterbrechen könne, er möge doch nachmittags wiederkommen.

Tillmann aber lachte sie herzerfrischend an und verbeugte sich militärisch mit den Worten: „Oberleutnant a. D. Rohde meldet sich gehorsamst zum fürstlichen Badekapellmeister befördert."

Helga öffnete ihre großen Augen weit: „Nein, wirklich? Gratuliere."

„Weiter nichts? Geben Sie mir wenigstens die Hand, Glücksspenderin."

Zögernd trat sie einen Schritt auf die Schwelle und er bemächtigte sich ohne weiteres ihrer beiden Hände und küßte sie abwechselnd mit tollem Überschwang.

Halb verwirrt, halb ärgerlich entzog sie ihm ihre Hände, warf einen warnenden Blick über die Schulter nach der offen gebliebenen Tür und flüsterte: „Was fällt Ihnen denn ein! Ich komme heute Nachmittag um vier bei Ihnen vorbei, dann können Sie mir ja erzählen." Mit einem fast hochmütigen Kopfnicken entließ sie ihn und kehrte in das Musikzimmer zurück.

Er aber dachte gar nicht daran, das Feld zu räumen, sondern blieb wo er war und schaute sich in ihrem Zimmer um. Auf den ersten Blick sah er es diesem einfenstrigen Stübchen an, daß es nicht möbliert gemietet, sondern mit lauter Eigenbesitz liebevoll ausgestattet war. Ein paar hübsche alte Möbelstücke, offenbar Familienerbe, die Gardinen, Stoffbezüge alles höchst einfach aber geschmack-

voll, die wenigen Bilder, Aquarelle, Stiche, ein paar Miniaturbildnisse aus Elfenbein in schwarzen Rahmen, alle von künstlerischem oder doch mindestens Erinnerungswerte, und über dem Ganzen ein feiner Duft von Ordnung, Sauberkeit und vornehmer Überlieferung. Es fiel Tillmann gar nicht ein, daß es eigentlich recht unverschämt von ihm sei, ihrer deutlichen Verabschiedung zu trotzen. Er fühlte nur, daß er sich die Gelegenheit, der lieben Dame unter vier Augen zu danken, nicht entgehen lassen dürfe. Sein Herz war so voll reiner Freude — es schwamm auf einem klaren Wasserspiegel wie eine offene Lotosblüte. Madame Elfriedens Wortgeprassel hätte die Lotosblüte wie Hagelschlag ersäuft. Nein, nein, das war ausgeschlossen, hier in ihrem Eigenheim mußte er der Begründerin seines neuen Lebens danken dürfen mit unzensurierten Worten.

Er mußte wirklich eine halbe Stunde warten; aber die verflog ihm, als wenn es nur wenige Minuten gewesen wären. Er las hinter der Glastür des kleinen Bücher-

schrankes die Titel auf den Bücherrücken und machte sich daraus ein Bild von Helgas Geistesrichtung und Bildungsumfang. Er dichtete sich aus der Betrachtung ihrer Möbel nnd der vielerlei schmückenden und nützlichen Geräte und Zierstücke ihren ganzen Lebenslauf von der Kinderstube an, ja, schier ihre ganze Familiengeschichte zusammen. Er streichelte die hübschen Dinge zärtlich mit den Augen und nahm dies und jenes in die Hand. Alles das noch ganz im Stande der Unschuld, nicht wie ein Verliebter, der zum ersten Male im Zimmer seines Mädchens weilt, sondern wirklich nur wie ein dankbar Gläubiger in der Kapelle der Heiligen, die ihm den Herzenswunsch erfüllt hat.

Eine kleine Marmorpendeluhr schlug die volle Stunde und gleich darauf trat Helga ein. Sie stutzte auf der Schwelle und zog zürnend die Brauen zusammen. „Da sind Sie ja d o c h noch!" rief sie keineswegs neckisch kokett.

„Bitt schön, net bös sein," schmeichelte er bubig. „Ein andermal dürfen Sie mich schon

hinauswerfen, wenn Ihnen die Laune danach steht — und ich geh gleich; aber grad 's erste Mal, daß ich Sie glücklich allein derwisch', dürfen Sie mir fein net die Tür weisen. Meine Frau kann das einfach nicht begreifen, was diese bescheidene Kapellmeisterei mit zweihundert Mark Monatsgehalt für mich bedeutet, und darum könnte ich in ihrer Gegenwart Ihnen unmöglich so danken, wie Sie es verdienen."

Sie hob kühl die Achseln, ohne ihn zum Sitzen aufzufordern. „Ich wüßte wirklich nicht, womit ich mir Ihren besonderen Dank verdient hätte. Ich habe doch keinen Finger für Sie gerührt."

„Aber Sie haben mir die Idee eingegeben und haben mir Mut gemacht, mit der Vergangenheit zu brechen," versetzte Tillmann mit Wärme.

Er glaubte ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen zucken zu sehen, als sie ihm die Frage zuwarf, was für eine Vergangenheit er denn meine? Er suchte verwundert ihre Augen, denn ihre Frage hatte ihm sonderbar

herausfordernd geklungen. Sie sah jedoch hartnäckig an ihm vorbei und bequemte sich endlich, ihm einen Sessel anzubieten, während sie auf dem kleinen Sofa Platz nahm. Er scheuchte den Verdacht, der ihn ankriechen wollte, wie ein häßliches Insekt von sich, lachte gutmütig und sprach: „Meine Vergangenheit? O mei, das ist eine Geschicht' mit vielen Kapiteln, darunter etliche wenig erfreuliche. Für den gegenwärtigen Zweck kommt nur das letzte Kapitel in Betracht: meine Vergangenheit als Geschäftsmann. Ich bin in diese Malifiz Geschaftlhuberei hineingerutscht, ich weiß kaum mehr wie; aber zum Ekel ist sie mir schon längst geworden. Jetzt ist es mir selber unbegreiflich, wie ich über der elenden Profitjägerei meine Passion für die Musik so gänzlich vergessen konnte. Und das ist eben Ihr Verdienst, daß Sie die Passion in mir wieder aufgestachelt haben." Er legte die Hand auf's Herz und äugte sie drollig verzückt an.

Es entging ihm nicht, daß sie flüchtig errötete und daß ihre Nasenflügel und Lippen

in der Verarbeitung eines boshaften Gedankens zusammenspielten. Sie sagte aber nichts, sondern lachte nur ganz kurz auf.

Tillmann drohte ihr mit dem Finger: „Gnädigste, mir scheint, Sie haben eine Bosheit verschluckt. Bitt' schön, nur heraus damit — habe ich eine Dummheit gesagt?"

„Das weiß ich nicht," versetzte sie immer noch lächelnd. „Ich dachte nur daran, daß es im allgemeinen doch kein besonderes Verdienst ist, alte Passionen wieder aufzustacheln."

Tillmann hob überrascht den Kopf und sah ihr gerade ins Gesicht; aber sie senkte die Augen und schien plötzlich ihre Schuhspitze oder das Teppichmuster ungeheuer interessant zu finden. Was wollte sie damit sagen? Da fiel ihm ein, daß er vor ein paar Wochen seiner Frau gegenüber den Grundsatz verkündet hatte, man dürfe nie eine alte Liebe wieder aufwärmen. Wie kam die Fee dazu, ihn mit dieser Maxime zu necken? Gab es da einen Zusammenhang? Und er fühlte mit einer behutsamen Frage vor. „Es kommt doch wohl darauf an,"

lächelte er, „wie man das Wort Passion übersetzt. Das kann Leidenschaft heißen oder auch bloß Vorliebe oder gar bloß Liebschaft. Wenn Sie die Passion im letzteren Sinne aufgefaßt haben, dann haben Sie recht, Gnädigste: alte Liebschaften soll man nicht aufwärmen. Das war schon immer Grundsatz bei mir."

„Entschuldigen Sie, Ihre Grundsätze gehen mich gar nichts an," ließ sich Helga nach kurzem Besinnen recht spitz vernehmen. Offenbar wollte sie einer weiteren Erörterung ausweichen. „Ich bin die Klavierlehrerin Ihrer Tochter und habe Ihnen nur Rede zu stehen, wenn Sie mich über Ebbas Fortschritte oder meine Methode befragen wollen."

„Das können wir zu jeder anderen Zeit und an jedem anderen Ort auch," versetzte Tillmann ärgerlich. „Ich bin nicht zu Ebbas Klavierlehrerin gekommen, sondern zu Ebbas Fee. — Ja ja, Ebba hat Sie Fee getauft. Und diese Fee hat mir im Vorübergehen ein unscheinbares Geschenk gemacht,

wie im Märchen — eine Hand voll dürren Laubes, das sich hernach in pures Gold verwandelt. Der Gedanke, den Sie so hinwarfen, ich sollte es doch mit der Musik versuchen, kann für mich vielleicht wirklich Goldes-Wert bekommen, er kann mir unter Umständen geradezu das Leben retten, denn mein jetziges Dasein ist mir wahrhaftig zum Ekel und es fehlte mir jeglicher Auftrieb, mich darüber zu erheben — eben weil meine P a s s i o n schlafen gegangen war. Diesmal bitte ich, Passion mit Leidenschaft zu übersetzen. Es gehört eine starke Leidenschaft dazu, um ein verpfuschtes Leben neu aufzubauen. Dafür muß ich der Fee unter vier Augen danken — für die Leidenschaft."

„Ich dachte, davon müßten Sie allmählich genug bekommen haben," warf Helga ohne Besinnen hin, indem sie mit einem scharf abwehrenden Blick die schönen Augen zu ihm aufschlug. Sie bereute das rasche Wort, kaum daß es ihr entschlüpft war, als sie die dunkle Röte gewahrte, die dem stattlichen Manne ihr gegenüber ins Gesicht schoß. Sie

erhob sich rasch, um dem Gespräch ein Ende zu machen.

Auch Tillmann sprang auf. Er trat dicht vor sie hin und sagte rasch, in schier befehlshaberischem Tone: „Was wollen Sie damit sagen? Was wissen Sie von mir?"

Helga biß sich auf die Lippen. Sie fühlte, daß sie durch ihr übereiltes Wort das Recht verwirkt habe, ihn hoheitsvoll zurückzuweisen. Sie hatte sich etwas herausgenommen, was ihn berechtigte, von ihr Rechenschaft zu fordern. Und ehrlich, wie sie war, wandte sie sich zu ihm und sagte: „Bitte, erlassen Sie mir die Antwort. Es war dumm von mir, es war Unrecht, daß ich das gesagt habe. Verzeihen Sie mir."

Sie reichte ihm ihre Hand hin, die er fest umschloß. „Nein, bitte verzeihen Sie mir," beharrte Tillmann eigensinnig. „Ich kann Sie nicht so ohne weiteres freigeben, ich habe einen Verdacht, den ich unbedingt aufklären muß. Also bitte, sagen Sie mir ehrlich — ich werde keinen Gebrauch davon machen, der Ihnen irgendwie Unannehmlich-

keiten bereiten könnte — hat Ihnen meine Frau vielleicht .....?"

Helga nickte verlegen und wagte keinen Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen.

Tillmann lächelte bitter. „Soso! Da hat mich also meine liebe Gattin Ihnen bereits angelegentlichst empfohlen, scheint's. Ich bitte Sie dringend, was hat sie Ihnen von mir erzählt?"

„Quälen Sie mich nicht. Erlassen Sie mir das doch," versetzte Helga, indem sie vergebens versuchte, ihre Hände aus den seinen zu lösen. „Ihre Frau Gemahlin ist sehr — mitteilungsbedürftig. Sie wissen ja selbst — und offenbar sehr vertrauensselig. Ich habe mich, weiß Gott, nicht in ihr Vertrauen gedrängt; aber sie hat es mir nun einmal von der ersten Stunde an entgegengebracht. Es fehlt ihr vielleicht an Freundinnen ..... ich weiß ja nicht. Also, sie fühlte sich veranlaßt, mir ihr ganzes Herz auszuschütten und dabei spielten Ihre — Passionen eine große Rolle."

„Ach so, ich begreife," sagte Tillmann

und ließ endlich die verehrte warme Hand los. Er trat von ihr fort gegen das Fenster zu und bearbeitete ärgerlich seinen kurz gestutzten Schnurrbart mit Daumen und Zeigefinger. Dann wandte er sich ihr wieder zu und fuhr fort: „Sie sollten vermutlich vor mir gewarnt werden, meine Gnädige. Hat's geholfen? Hat sie es gründlich genug gemacht? Hat sie Ihnen vielleicht auch verraten, warum ich den Dienst quittieren mußte?"

Die Fee warf ihm über den Tisch hinweg einen gequälten Blick zu, nickte aber doch bejahend.

Tillmann schnickte nur mit den Fingern und dann sagte er, ohne sie anzusehen: „Jetzt wissen Sie also, mit wem Sie es zu tun haben. Soll ich mich nun als entlarvtes Scheusal auf Nimmerwiedersehen aus der Tür drücken oder soll ich die Gegenrechnung aufmachen und vor Ihnen meine ehelichen Schmerzen auspacken? Das Letztere entspricht meinem Geschmack nicht. Also bleibt mir

nichts übrig, als mich gehorsamst zu empfehlen. Ich habe die Ehre, meine Gnädige."

Er nahm seinen Strohhut und Stock vom Tische und verneigte sich militärisch; aber zu seiner Verwunderung verabschiedete ihn Helga noch nicht. Sie strich sich nachdenklich die blonden Löckchen von der weißen Stirn, trat dann an ihren Schreibtisch und entnahm dem Schubfach einen Brief, den sie ihm mit den Worten hinreichte: „Bitte, lesen Sie das. Da Sie schon einmal wissen, daß Ihre Frau Gemahlin mich ins Vertrauen gezogen hat, so kann ich Ihnen auch die Feindseligkeiten nicht vorenthalten, die sich hinter Ihrem Rücken abspielen. Ich verstehe den Zusammenhang nicht, aber Sie sollen wenigstens wissen, daß ich mich von einseitigem Urteil nicht beeinflussen lasse; am allerwenigsten von anonymen Briefen."

Tillmann besah sich zunächst nur die Aufschrift des Briefumschlages und erkannte sofort die Handschrift — der Käsehändlerin! Das Schreiben lautete:

Sehr geehrtes Fräulein!

Schreiberin dieses ist Ihnen unbekannt, wogegen jedoch meine Wenigkeit Ihnen begegnet und Ihre Person mir bekannt ist. Der schätzenswerte Eindruck, welchen ich von Ihrer werten Person empfangen habe, drückt mir die Feder in die Hand um Sie vor einer großen Gefahr zu bewahren, indem daß ein Herr von dem die Tochter bei Ihnen Unterricht nimmt, sich nicht scheut, seine jägerischen Netze nach Ihnen auszuwerfen. Ich will diese Persönlichkeit nicht mit Namen nennen, aber sie wird Ihnen schon bekannt sein. Mir ist sie leider noch besser bekannt aus der Zeit, wo selbige noch Leutnant bei der Artillerie gewesen war. Ich möchte Ihnen aus gutem Herzen davor behüten, daß Sie mit selbiger Persönlichkeit die gleichen Erfahrungen zu machen brauchten wie Ihre unbekannte Freundin. Selbiger Herr meint es nie nicht ehrlich mit uns Frauen, denn wenn er genug davon hat, so kennt er uns

nimmer. Ein solcher ist dieser Herr, daß man wirklich sagen muß, eine Schande ist es und tut mir seine Frau in der Seele leid, desgleichen seine armen Kinder, wo noch die einzige Tochter, die wo bei Ihnen Unterricht nimmt, die Bekanntschaft angebandelt hat.

Es grüßt Sie wertes Fräulein

hochachtungsvoll

eine unbekannte unglückliche Freundin.

Tillmann warf den Brief verächtlich auf Helgas zierlichen Schreibtisch und sagte, seinen Zorn mühsam bändigend: „Ich hoffe, Sie werden den Wisch zerreißen und in den Papierkorb werfen. Die Schreiberin hat einen Käseladen in der Neuhäuser Straße und schreibt sich Luise Holderblüt. Sie sind ihr neulich bei mir im Vorflur begegnet. Eine Faschingsbekanntschaft von mir, die sich nach zwanzig Jahren wieder in Erinnerung bringen wollte. Ich habe dankend verzichtet, während meine Frau in reger Geschäftsverbindung mit ihr steht. Die Damen spekulieren

zusammen in Gorgonzola. Jetzt werden Sie sich den Zusammenhang erklären können."

„O pfui!" sagte Helga mit einer Ekelmiene, indem sie den Brief in Fetzen riß und dem Papierkorb übergab. Dann wandte sie sich wieder Tillmann zu und begann lächelnd, in einer Verlegenheit, die sie gar mädchenhaft lieblich kleidete: „Vor den jägerischen Hetzen ist mir zwar nicht bange, Herr Rohde, aber ich muß Sie doch bitten, mich nicht wieder ohne Zeugen zu besuchen. Ihre Gattin ist offenbar höchst eifersüchtiger Natur — vielleicht mit Recht — Sie werden begreifen, daß ich mir mein gutes Gewissen erhalten möchte, gerade weil mir Ihre Gattin ein solches Vertrauen entgegengebracht und mich in Ihr Haus gezogen hat."

Tillmann verbeugte sich: „Verstehe vollkommen, Gnädigste. Mir liegt auch an meinem guten Gewissen — das heißt an dem guten Gewissen, mit dem ich heute zu Ihnen gekommen bin; ob ich nach der heutigen Erfahrung noch verpflichtet bin, mir

dieses gute Gewissen so teuer zu erkaufen, das muß ich mir erst noch überlegen."

„Wie meinen Sie das?"

Tillmann seufzte unwillkürlich tief auf, strich wütend sein Bärtchen und ließ sich dann rasch entschlossen also vernehmen: „Also zugegeben, meine Frau h a t zuweilen Grund zur Eifersucht gehabt. Ich bin ästhetisch sehr empfindlich und meine Sinne leicht entzündlich. Ich will meine Seitensprünge keineswegs entschuldigen. Ich weiß, daß die verteufelte Dummheit mit der Wachtmeistersgattin nicht durch ein bisserl Reue gutzumachen ist. Ich büße dafür seit zehn Jahren hart genug, meine ich, denn sie hat mich meinen geliebten Beruf gekostet und mich vielleicht endgültig um jeden verdienten Aufstieg im Leben gebracht. Meine Ehe ist dadurch . . reden wir davon nicht weiter. Ich habe meine Kinder und meine Pflichten. Sie werden es sich vorstellen können, ohne daß ich es Ihnen ausmale, was das für mich heißt, jetzt in mein Heim zurückzukehren und zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre —

nachdem ich doch nunmehr weiß, daß meine Frau mit dieser Käsmadam verschworen ist, um Ihnen vor mir grauslich zu machen. Man könnte darüber lachen, wenn 's nur dumm wär'; aber wenn eine gescheite Frau so was tut, so ist es eine empörende Gemeinheit."

„Oder verzweifelte Liebe," warf Helga traurig ein.

„Jawohl. Überhaupt: die verdammte Liebe!" rief er kurz auflachend. „Darin liegt ja eben die ewige Tragikomödie des heiligen Ehestandes. Es gibt so vielerlei Sorten von Liebe. Wir Männer sind meistens imstande, diese Sorten auseinander zu halten und für jede ein besonderes Konto im Hauptbuche unseres Lebens anzulegen, so nebenbei, unter der Rubrik „Diverse". Mit den großen Posten — ich meine mit unserem Beruf, unseren ernsten Pflichten gegen die Allgemeinheit und gegen uns selbst, ja, ich behaupte sogar, mit unserer Sittlichkeit hat dies Nebenkonto wenig oder gar nichts zu tun. Da zählt nur die große Passion mit. Bei

euch Frauen aber steht nichts als Liebe, immer wieder Liebe auf der Soll- wie auf der Haben-Seite durch das ganze Buch hindurch. Mir scheint sogar, daß Ihr meistens gar keinen Unterschied macht zwischen großen, kleinen und kleinsten Passionen. Liebe ist Euch eben Lebensinhalt, Zweck, Ziel und Schicksal. Es muß wohl so sein. Naturgesetz. Also, da kannst d' nix machen. Was unsereins nie begreift, ist nur der schauderhafte Umstand, daß beim Kampf um den Mann und um die Liebe der Frau alle Mittel recht sind, ganz gleich, ob sie sonst ein ganz ordinärer oder ein noch so vornehmer Mensch ist."

Helga hatte mit gesenktem Kopf zugehört, jetzt reckte sie sich auf zur empörten Abwehr: „Das ist nicht wahr," unterbrach sie ihn heftig. „Wir sind ebenso differenziert wie Ihr Männer. Ich kann Ihnen nur sagen: mir wäre es schlechterdings unmöglich, einen Mann mit Gewaltmitteln irgendwelcher Art in einer zerbrochenen Ehe festhalten zu wollen."

Tillmann lächelte ziemlich unverschämt:

„Entschuldigen schon, Gnädige, aber das sagen alle anständigen Damen solange sie unverheiratet sind. Selbstverständlich meinen sie es ehrlich; aber nachher ist das Naturgesetz doch stärker als die besten Vorsätze. Bitt. schön, ich weiß schon, was Sie sagen wollen: Ausnahmen kommen natürlich vor; aber ich bilde mir nicht ein, daß ich gerade eine Ausnahmefrau verdient haben sollte. Darum muß ich halt mein Schicksal tragen. Leben Sie wohl, ich spazier' in meinen Käfig zurück."

Ihre Augen begegneten sich. Helgas weiche Lippen zuckten, als suchten sie nach einem Trostworte; aber sie gab die Absicht auf und streckte ihm nur mit rascher Herzlichkeit ihre Rechte entgegen.

Tillmann küßte sie respektvoll, hielt sie noch ein paar Sekunden fest und sagte, ihr mit traurigem Lächeln in die Augen schauend: „Würden Sie es wohl über sich gewinnen, diese schöne Feenhand zuweilen durch mein Gitter zu stecken? Es wäre mir ein Trost und — die Bestie beißt nicht."

„Ich fürchte mich ja auch nicht," sagte sie, ihm ruhig die Hand lassend. „Ich fürchte nur, daß unsere heutige Begegnung ganz ohne unser Zutun auch die letzte bleiben wird."

„Warum denn das?"

„Ganz einfach: wenn Ihre Frau erfährt, daß ich Ihnen den Brief der Käsehändlerin gezeigt und dadurch das schöne Abschreckungsunternehmen verraten habe, dann wird sie doch ganz selbstverständlich Ebba aus dem Unterricht fortnehmen. Und wenn Sie dann trotzdem wieder mit mir zusammentreffen wollten, so würden Sie damit Ihrer Frau den Beweis liefern, daß ihre Eifersucht gerechtfertigt war."

Jetzt erst ließ Tillmann die Feenhand los und machte einen nachdenklichen Gang durchs Zimmer. Dann blieb er vor Helga stehen und sagte: „Recht haben Sie. Unzweifelhaft. — Daraus folgt also, daß ich mir daheim von meiner Mitwisserschaft nichts merken lassen darf."

„Und das werden Sie wahrscheinlich

nicht fertig bringen," entgegnete Helga schlagfertig.

Tillmann kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. „Mir scheint wahrhaftig, Sie haben mich durchschaut. Ich bin ein erbärmlicher Schauspieler, wenn es sich darum handelt, Gefühle zu verbergen, die mir wirklich nahe gehen. Und so viel Zorn und Ekel wie jetzt durch diese Entdeckung habe ich schon lange nimmer verschluckt. Am liebsten täte ich meinen schönen frischen Zorn benutzen, um gleich meinem Weibe ins Gesicht zu schreien: ich weiß alles — so und so — jetzt hab' ich genug davon, wir zwei sind fertig miteinander."

Ohne Besinnen war Helga mit ihrer Entgegnung zur Hand: „Wenn Sie eine Spur von Achtung für mich empfinden, so werden Sie das nicht tun, Herr Rohde. Sie haben kein Recht, mich zu Ihrer Mitschuldigen zu machen. Sie mögen noch so viel Erfahrung mit Frauen verschiedenster Art haben und noch so fest davon überzeugt sein, daß es für das gesamte Weibervolk kein

größeres Vergnügen gebe, als Ehen auseinander zu sprengen — i ch gehöre nicht zu diesen Weibern. Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, wie ich von Ihnen eingeschätzt werden möchte. Ich bin zweiundrei ig Jahre alt geworden, ohne daß mir jemals ein Mann begegnet wäre, für den ich mich in kopflose Abenteuer stürzen möchte. Mein Altjungferntum hat mich bisher noch keine Träne gekostet. Dabei habe ich aber die Liebe durchaus nicht etwa verschworen. Ich weiß, daß ich lieben könnte bis zur völligen Selbstaufopferung — vielleicht auch glücklich machen. Ich träume von seliger Mutterschaft. Ich gebe mein ganzes Herz an die Kinder, die man mir anvertraut. Es ist gar nicht undenkbar, daß ich sogar imstande wäre, meine schöne Ruhe, meinen guten Ruf und alles auf's Spiel zu setzen, wenn mein Schicksal mich mit einem Manne zusammenführte, der justament mich durchaus nötig hätte. Aber dieser Mann ist mir, wie gesagt, bisher noch nicht begegnet. — Nicht wahr, Herr Rohde, Sie werden mich jetzt

verstehen und mir zugeben müssen, daß es für Sie einfach Kavalierspflicht ist, Ihr Temperament so weit zu zügeln, daß nicht durch ein unbedachtes Wort von Ihnen eine ganze Lawine von Herzeleid und Unheil in Bewegung gesetzt werde, die schließlich auch Ihre unschuldigen Kinder mit sich reißt und mich unglückliche Klavierlehrerin nebenbei auch, bloß weil ich zufällig des Weges ging."

Helga hatte sich warm geredet. Ein zartes Rot überhauchte ihr Stirn und Wangen und ihre großen Augen glänzten. Tillmann Rohde stand stumm vor ihr und nagte in zorniger Beschämung an seiner Oberlippe herum. Er fand einfach keine Antwort. Da hatte sie Mitleid mit ihm und trat dicht vor ihn hin: „Gelt, Sie versprechen mir das auf Kavaliersehre," lächelte sie mit fürstlicher Huld. „Da haben Sie meine beiden Hände. Sehen Sie, so fest nehme ich Sie beim Wort — damit Sie nicht die Linke hinterm Rücken mit abgekehrtem Daumen, wie die bekannten Meineidbauern, benutzen können, um Ihre Ehre aus der Schlinge zu ziehen.

Nicht wahr, so vorsichtig, so raffiniert bin ich! Sehen Sie, nun halten Sie meine beiden ehrlichen Hände. Jetzt spielen wir aber auch ein reinliches a-quatre-mains zusammen, gelt? Und ich habe Ihnen die Hände auch nicht durchs Gitter gesteckt und nicht die wilde Bestie damit streicheln wollen, ich habe sie einem freien Manne gereicht. Was wir hier treiben, Herr Rohde, das fasse ich auf als Verschwörung unter anständigen Leuten zu einem Rettungswerk."

Er schaute fragend in ihre strahlenden Augen.

„Sie wissen nicht, was gerettet werden soll? — Unser beider gutes Gewissen."

Da nickte er ernsthaft und gab nach einem letzten festen Drucke ihre Hände frei. „Ich danke Ihnen, meine Gnädige," sagte er leise, um kein Zittern seiner Stimme zu verraten. Dann verbeugte er sich korrekt und verließ das Zimmer.

Er raste die Treppen hinunter und schlug auf der Straße einen Schritt an, als ob Verfolger ihm auf der Spur wären. So

lief er die Äußere Prinzregenten-Straße bis zu Ende, wo sie sich im freien Felde verliert. Erst als er die letzten Wäsche aufhängenden Dienstboten, die letzten spielenden Kinder hinter sich gebracht hatte, blieb er keuchend stehen. Sein Herz hämmerte einen scharfen punktierten Rhythmus und er lauschte darauf, wie man im Schnellzug fahrend auf die rhythmischen Räderstöße lauscht. Und es bohrte sich eine Melodie zu diesem Takte in seinem Hirn fest und diese Melodie hatte einen Text, der hieß:

Die, das ist die Rechte,
Die, das ist die Rechte.

Und immer so fort, durch hundert Verse:

Die, das ist die Rechte!

Darüber ergriff ihn eine große, große Traurigkeit. Und er konnte sich nicht helfen, er mußte seine Tränen fließen lassen — vor der Lerche, die ins Blaue hinaustrillerte und vor den Faltern, die um die spärlichen Feldblumen gaukelten und vor der großen heiligen Sonne, die heiß im reinen Morgenhimmel glühte.

5. Hauptstück,
in welchem, wie in alten Zeiten, die Königinnen um den Recken streiten.

Der Pfeil saß tief und fest. Es half dem armen Tillmann gar nichts, daß er seines seligen Herrn Vaters Ermahnung sich immer wieder vorsagte: Hüte dich, in jedem neuen Weibe, das dir warm macht, die höchste Vollkommenheit zu vermuten; die Einzige ist Keine, es gibt immer noch Bessere und noch Schlechtere als die Vorige war. Es half ihm ebensowenig, daß er sich in ruhigen, nüchternen Stunden auf die Frage: wie kommst du überhaupt zu der Annahme, daß diese blonde Klavierlehrerin justament das dir vom Schicksal bestimmte Weib sein soll, zur Antwort geben mußte: dafür habe ich nicht den mindesten Beweis. Helga Lorenz ist sicher kein einfältiges, oberflächliches,

kaltherziges Frauenzimmer, ihre Gestalt, ihr Haar, ihr Angesicht erregen mein Wohlgefallen und der Druck ihrer Hände elektrisiert mich. Das alles sind genügend Gründe zum Verlieben; aber Sicherheiten gegen die Möglichkeit, daß diese Frau in der Ehe nicht genau wie meine Elfriede ihr Besitzrecht an mich mit allen Machtmitteln der Weiblichkeit verteidigen würde, die gibt es nicht. Warum sollte die Blonde nicht ebenso eifersüchtig, herrschbegierig, kleinlich, geizig und sogar boshaft werden wie die Schwarze und wie diese niemals dulden, daß ich mein geistiges oder gemütliches Teil auch einmal außerhalb des Pferchs der Ehe auf die Weide schicke? Es war ja eine Erfahrung, die ihm schon zahllose Ehemänner bestätigt hatten, daß selbst die vollkommensten Mädchen es sehr selten vertragen, geheiratet zu werden. Warum sollte also gerade diese kluge, sympathische Klavierlehrerin eine Ausnahme machen? Fest schien ihm nur das Eine zu stehen, daß Helga nicht unter jene angenehme Gattung der „lieben, süßen Mädeln" zu rechnen sei, mit denen sich

ein wohliges Verhältnis leicht anknüpfen und in sanfter Wehmut bequem wieder lösen läßt. Wenn sie auch schwerlich auf's Geheiratetwerden mit List und Tücken ausging, so war sie doch vermutlich von der Art, die sich nur Einem und für immer gibt. Aber hatte er denn irgendwelchen Grund, anzunehmen, daß gerade er der Mann sei, dem dieses auserlesene Weib sich zu eigen geben wollte? Und durfte er, selbst wenn die Wahrscheinlichkeit für solche Annahme gesprochen hätte, darum seine Ehe zertrümmern, seine Kinder des festen Haltes berauben, den sie an seiner Gerechtigkeit, an seiner Güte und Klugheit doch immerhin hatten?

Das alles sagte sich Tillmann in seinen vernünftigen Stunden; aber der Pfeil saß dennoch fest und tief. Und er hatte auch unvernünftige Stunden mehr wie genug bei Tage und bei Nacht, in denen seine Seele nach jenem blonden Weibe schrie und seine zitternde Hand den Widerhaken immer tiefer stieß. Er litt und schwieg voll Gram und Verbitterung und stellte es der alten Dame

Zeit anheim, ob sie es mit ihm gut meinen und unmerkbar heilen oder seiner Pein schadenfroh zuschauen wollte, geduldig nach ihren grausamen Ewigkeitsbegriffen.

Tillmann hatte Wort gehalten. Acht Wochen waren bereits seit seinem Morgenbesuch bei Helga verstrichen und er hatte sich dennoch noch niemals, so oft sich dazu auch Anlaß geboten hätte, hinreißen lassen, seiner Frau zu verraten, daß er um ihre garstige Verschwörung mit der Käsehändlerin wisse. Es war Herbst geworden unterdessen. Ein aus der Maßen prächtiger Herbst, ein wahrer Indianer-Sommer, der die ganze sanft bunte Herrlichkeit der Wälder in den warmen Goldton einer sich zum Abschied noch üppig verschenkenden Sonne tauchte. Und dennoch hatte ihn noch nie ein Herbst so verzweifelt traurig gestimmt. Auch in dem engen Heim in der Ismaninger Straße war es herbstlich, trüb und frostig geworden, obwohl die Sonne wochenlang ohne Schleier hineinlachte. Es lachte keiner mit in der Rohdeschen Behausung; selbst die Kinder getrauten sich in Ge-

genwart des düster schweigsamen Vaters mit ihrer Fröhlichkeit nicht heraus, und jeder krampfhafte Versuch der Mutter, den Bann zu brechen, scheiterte an dem finsteren Widerstand des Gatten.

Frau Elfriede hätte eigentlich allen Grund gehabt, zu triumphieren, denn Tillmanns Verhalten bewies ihr so sicher wie ein zuverlässiger Barometer, daß er bei der Fee entweder gründlich abgefahren oder aber den Versuch, ihr nahe zu kommen, als von vornherein aussichtslos aufgegeben habe. Selbstverständlich hatte sie nicht unterlassen, Ebbas Klavierlehrerin zuweilen aufzusuchen und geschickt auszuforschen, ob ihr Gatte etwa bei ihr gewesen sei. Helga hatte jenen Morgenbesuch ruhig zugegeben, aber nichts von dem Inhalt ihrer Unterredung verraten. So durfte sich also Elfriede mit der Einbildung trösten, daß das Warnungsschreiben ihrer edlen Mitverschworenen seine Wirkung getan und ihr schlimmer Tillmann sich eine böse Abfuhr geholt habe. Ihr Zweck war also erreicht. Aber sie konnte ihres gesicher-

ten Besitzes nicht froh werden, denn so andauernd feindselig war ihr der Gatte noch nie in den ganzen zwölf Jahren ihrer Ehe begegnet. Ihre zärtlichen Annäherungen wies er mit schlecht verhehltem Ekel zurück, ihren geschickten Versuchen, seine Teilnahme für irgendwelchen ernsthaften Meinungsaustausch zu erwecken, wich er geflissentlich aus, und selbst ihre Herausforderung, die Angelegenheiten ihres Frauenvereins zu verspotten, nahm er nicht an. Da er immer noch fleißig die Akademie besuchte, viel Klavier spielte und Partituren studierte, so konnte sie nicht darüber im Zweifel sein, daß er den von Helga angeregten Plan, sich ganz der Musik in die Arme zu werfen, noch keineswegs aufgegeben habe. Das war an sich schon schlimm genug. Dem Geschäftsmanne vermochte sie sich unentbehrlich oder wenigstens doch nützlich zu machen, für den Musiker war sie nur Ballast.

Elfriede fühlte, daß der Mann an ihr schleppte; aber niemals kam ihr der Gedanke, ihm seine Last zu erleichtern. Im

Gegenteil, sie machte sich absichtlich schwer. Durfte sie nicht neben ihm schreiten, Hand in Hand als ebenbürtige geliebte Gefährtin, dann wollte sie wenigstens spüren, daß sie im Besitz und im Recht war; an seinem Stöhnen wollte sie das spüren, wenn es nicht anders ging. So sehr liebte sie diesen Mann, daß sie ihn eher zerdrückt und zerbrochen, hilflos zu ihren Füßen, als aufrecht frei und glücklich in den Armen einer anderen zu sehen wünschte.

Gegen Ende Oktober unternahm die königliche Akademie der Tonkunst einen Ausflug in's Isartal. Tillmann Rohde hatte die Einladung dazu nach einigem Besinnen angenommen. Zwar hatte er sich an keinen seiner jüngeren Studiengenossen näher angeschlossen und versprach sich schon aus diesem Grunde keine besondere Lustbarkeit von diesem Musikantenausflug; aber immerhin durfte er von der Abwechslung in dem entsetzlich trüben Einerlei seines Daseins eine kleine Aufmunterung erhoffen. Er war so höflich gewesen, Elfriede der Einladung ent-

sprechend zum Mitkommen aufzufordern; aber sie hatte dankend abgelehnt, denn ihr grauste vor musikalischen Fachgesprächen, weil sie dabei nicht glänzen konnte. So fand sich denn Tillmann am Morgen des 12. Oktober allein am Isartalbahnhof ein, nur mit einem Stock und einem Wettermantel ausgerüstet. Er kam erst in der letzten Minute, die Akademiker saßen schon längst im Zuge. So sprang er in den ersten besten Wagen dritter Klasse hinein, sah sich aber vergebens nach einem Sitzplatze um. Während der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, schritt er von Abteil zu Abteil, hier und dort einen Bekannten grüßend, bis er am Ende des Wagens zu den Nichtrauchern gelangte. Da saß, in die Ecke gedrückt, am Fenster neben dem kleinen wohlbeleibten und immer strahlenden Professor Braune — seine blonde Fee! Sonst fand er keinen Bekannten in dem Abteil vor und auch keinen Sitzplatz; aber er blieb wo er war und grüßte errötend, wie er zu seinem Ärger fühlte, zu Fräulein Lorenz hinüber. Sie winkte ihm

unbefangen zu und, wie ihm bedünken wollte, mit einem dankbar freudigen Aufblick. Offenbar merkte sie alsbald, daß er allen Anwesenden fremd war und half ihm liebenswürdig aus der Verlegenheit, indem sie ihn beim Namen rief und dem Professor Braune und anderen ihrer Bekannten im selben Abteil vorstellte. So konnte er sich bald an der lebhaften Unterhaltung beteiligen, und, als die Gesellschaft in Höllriegelskreuth den Zug verließ, bereits ganz zwanglos sich Heigas engerem Kreise anschließen.

Bei der gemeinsamen Wanderung isaraufwärts bildeten sich naturgemäß größere und kleinere Gruppen. Kurzbeinige, wohlbeleibte Wanderer blieben zurück hinter den beflügelten Langbeinen und vertraute Paare wußten sich abzusondern. Tillmann Rohde als Außenseiter gehörte nirgendwo recht hin und sich einfach der schönen Helga zu bemächtigen, ging auch nicht an. Er hielt sich also zu der Gruppe um den freundlichen Professor Braune. Helga war eine der Lieblingsschülerinnen des bekannten Klavierpädagogen

gewesen und ihm verdankte sie auch die Einladung zu dem Ausflug. Das hatte ihm Helga gleich in den ersten Minuten nach dem Ausmarsch mitgeteilt. Sie selbst wäre gern, langbeinig und nach Bewegung gierig wie sie war, an der Spitze des Zuges geschritten; aber sie fühlte sich verpflichtet, bei ihrem innigst verehrten Lehrer zu verharren, der bei seiner Beleibtheit ein Schwerschnaufer war. Immerhin ging es in seiner Gesellschaft recht fröhlich zu, denn der Professor liebte einen guten Spaß über alles, und so bemühten sich namentlich seine jüngeren männlichen Schüler um die Wette, dem dankbaren Lacher die neuesten Schwänke aufzutischen. Der Professor schien außerstande, frei herauszulachen, er zog seinen dicken blonden Kopf vielmehr ganz zwischen die gehobenen Schultern ein und kicherte dann in überaus drolliger Weise vor sich hin, wobei sein Gesicht dunkelrot wurde und seine feisten glatten Wangen in Zuckungen gerieten. Tillmann hatte nie zuvor einen Menschen seiner Heiterkeit in so wunderlicher Weise Ausdruck geben sehen und der komische

Anblick reizte ihn sofort zu tückischen Anschlägen auf das Zwerchfell des berühmten Pianisten. Da er mit Musikeranekdoten, wie sie fast ausschließlich von den Akademikern zum Besten gegeben wurden, nicht aufwarten konnte, so benutzte er die erste Gelegenheit, um irgendeinen guten Witz aus seinem ehemaligen Kasinobestande anzubringen. Der Erfolg war verblüffend. Nicht nur, daß der gute Braune sich dermaßen verkicherte, daß er sich verschluckte und die ganze Gruppe haltmachen mußte, um ihm den Rücken zu klopfen, auch die ernste Helga schlug eine helle Lache auf. Es war das erstemal, daß Tillmann ihr Lachen hörte. Sie warf dabei den Kopf in den Nacken, öffnete den Mund und zeigte der Sonne übermütig die Zähne. Die Töne, die dabei aus ihrer Kehle sprangen, gluckſten melodisch wie das Schalmeiregister der Klarinette. Und der arme Tillmann verliebte sich vom Fleck weg so rettungslos in dieses Lachen, wie er sich bei der ersten Begegnung in Helgas Hände verliebt hatte. Hatte ihm die Hand eine sichere

Bürgschaft für Güte und Zuverlässigkeit gegeben, so offenbarte ihm ihr Lachen eine Seele voller Frohsinn und Dankbarkeit.

Und wie die heitere Herbstsonne den dicken Nebel aus dem tief eingeschnittenen Isartale aufzusaugen und lustig in den blauen Himmel zu zerstäuben wußte, so jagte dieses Mädchenlachen die schwer lastende Umnebelung des Trübsinns aus seinem Gemüte heraus, also daß er im Hui nicht nur sein gegenwärtiges häusliches Leid, sondern sogar sein ganzes verfahrenes Dasein vergaß und sich wieder in den Tillmann Rohde verwandelte, der er vor einem Dutzend und mehr Jahren gewesen war. Um den Leutnant Rohde hatte man sich damals in seiner Garnison gerissen, wo immer es eine gesellschaftliche Veranstaltung mit oder ohne Weiblichkeit gab. Er brachte Leben in die ödeste Kommißabfütterung, er hatte ein wunderbares Gedächtnis für alle Schnacken und Schnurren, die ihm zugetragen wurden und verstand sie, selbst immer ernst bleibend, unwiderstehlich wirksam an oen Mann oder an das Weib zu brin-

gen. War die Gesellschaft ästhetisch anspruchsvoller zusammengesetzt, so glänzte er mit seinem musikalischen Talente, war der lustige Backfischton angebend, so floß er über von harmlosen Sticheleien, drolligen Geschichtchen und Anregungen zu kindlichen Spielen, und nahmen ihn reifere Damen in die Mitte, so mischte er ein wenig Paprika in seine Anekdoten oder trug anzügliche Schnadahüpferln zur Klampfe vor. Und wenn endlich die Kameraden unter sich waren, so konnte er vollends mit altbayrisch krachledernen Derbheiten aufwarten, ohne sich jemals zur plumpen Zote zu erniedrigen. Wie sehr er auch im Laufe der Jahre außer Übung gekommen war, weil er ja von der Geselligkeit seiner Kaste so gut wie ausgeschlossen geblieben war, Helgas Lachen sprengte den Deckel der lange verschlossenen Lade wieder auf, in der er den bunten Krimskram seiner Erinnerungen aufbewahrte. Mit schmunzelndem Erstaunen ward er gewahr, daß in diesem Kreise selbst seine ältesten Ladenhüter unbekannt zu sein schienen, und so spendete

er denn, ohne sich lange bitten zu lassen, aus seinen verstaubten Vorräten was ihm gerade in den Griff kam. Um nicht den Neid der minder Begabten zu erregen, ließ er die anderen berufenen oder unberufenen Witzbolde bereitwillig zu Worte kommen und benutzte ihre Geschichten als Anknüpfungspunkt für neue eigene. So verkürzten sich der ganzen Gruppe um Professor Braune, die sich im Laufe der Zeit durch die magnetische Anziehungskraft des Gelächters noch erheblich verstärkt hatte, der Weg derartig, daß ihnen die Marschstunden nur so unter den Füßen flogen.

In Schäftlarn beim Brückenwirt hatte die Gesellschaft das Mittagsmahl bestellt und da geschah es, daß Tillmann zum erstenmal eine halbe Minute lang Helga Lorenz allein gegenüberstand. Sie sah ihn strahlend an und bemächtigte sich seiner nichts ahnenden Hand. Sie umschloß sie mit ihren beiden in kurzem herzlichen Drucke und gab sie wieder frei mit den Worten: „Ich muß Ihnen danken; Sie haben mir riesig wohlgetan. Ja,

sicher, Herr Rohde. Denken Sie, ich habe in Jahren nicht so viel zusammengelacht, wie in diesen paar Stunden. Und ich lache so gern."

Da legte ihr Tillmann seine Hände auf die Schultern, schüttelte sie so derb, daß sie erstaunt zusammenschrak und sprach, ihr mit finsterem Ernst tief in die Augen blickend: „Sie wissen doch, daß die Clowns durch die Bank höchst traurige Leute sind. Vergessen Sie das nicht. Heute schlage ich aus wie ein junger Esel und freue mich kindisch, wenn ich Ihnen damit Spaß mache; aber morgen stehe ich wieder mit hängenden Ohren in meinem Stall und denke darüber nach, wie ich mich am Halfter aufhängen könnte."

„Aber nein, sagen Sie doch so was nicht!" versetzte sie vorwurfsvoll.

Und er beharrte mit wütender Verbissenheit: „Es ist aber doch so und es kann so nicht weitergehen. Ich mag nimmer — ich geh' drauf und niemand kann mir helfen — außer . . . . ."

Da rief vom Wirtsgarten her eine laute

Stimme nach ihnen: „Hallo! Die Suppe ist aufgetragen.“ Er ließ ihre Schultern los und sie gesellten sich zu den übrigen.

Doch Helga wußte nun, w e r ihm helfen konnte.

Die ländliche Mahlzeit wurde mit Lust eingenommen und die durstigen Musikantenkehlen fleißig mit gutem Klosterbräu durchgespült. Die Unterhaltung wurde immer lauter und ungezwungener, Trinksprüche wurden ausgebracht und dem guten Professor Braune so häufig zugetrunken, daß sein liebes freundliches Antlitz bereits wie eine Dahlie glühte, seine Zunge immer schwerer und sein komisches Kichern immer anstrengender für ihn wurde. Hier und da war die Stimmung so weit vorgeschritten, daß bereits ein seliges Smollieren in Schwang kam, nicht nur unter den jungen Männern, sondern auch zwischen Männlein und Weiblein. Und zum Beschlusse des Mahles fand sich ein Häuflein Gesangsschüler zusammen, das aus dem Stegreif ohne Noten einige vierstimmige Gesänge zum Besten gab. Da aber bekanntlich ein voller

Magen keine gute Resonanz für die Stimme abgibt, so war der Kunstgenuß nicht eben groß und der Haupterfolg der eifrigen Sänger war der, daß sich immer mehr Mitglieder des sachverständigen Zuhörerkreises fluchtartig entfernten. Als schließlich der Professor sich erhob, um eine Rede zu halten, war kaum noch ein Dutzend Getreuer um ihn versammelt.

„Liebe Kunstgenossen!" begann er mühsam lallend, indem er die Rechte emporstreckte wie ein Kapellmeister zu Beginn eines neuen Musikstückes. „Liebe Kunstgenossen, schöne Damen, werte Herren! Wer hätte nicht schon im Schlußsatze der Neunten begeistert mitgesungen das heere Wort, das sich einst dem Jünglingsrufen unseres Schillers entrang: Wollust ward dem Wurm gegeben und der Cherub steht vor Gott?! Was das heißt, weiß ich freilich nicht und ich vermute, daß es überhaupt kein Mensch weiß . . . ." Hier geriet der Professor dermaßen ins Kichern, daß er schlechterdings nicht weiter konnte.

„Bravo! Bravo!" jubelte man ihm von

allen Seiten zu und einige stämmige Akademiker bemühten sich, ihn auf ihre Schultern zu heben. Aber damit hatten sie keinen Erfolg. Es gelang ihnen nur, ihn auf die Bank hinauf zu stemmen. Und von diesem erhöhten Standpunkte aus versuchte der von allen Seiten kräftig unterstützte Redner seinen Toast zu Ende zu bringen.

„Liebe Kunstgenossen, schöne Herren, süße Damen!" schrie er, Kußhändchen um sich werfend. „Also in diesem Sinne ..... ich meine im Sinne dieses Wurmes von Schiller hoffen wir alle auf den Flügeln des Gesanges oder sonstwie einst vor Gott zu stehen als Cherubs — oder heißt es Cherübe? — ich weiß wirklich nicht."

„Cherübse!" wurde ihm zugerufen.

„Also meine verehrten Cherübse, in diesem Sinne sollt ihr alle leben. Prosit!"

Man reichte ihm unter großem Geschrei und Gelächter einen Maßkrug hinauf, aus dem er seinen Getreuen ausgiebig zutrank und dann hob man den selig Taumelnden wieder von der Bank hinunter.

Nun hielt es auch Helga Lorenz für höchste Zeit, ihren Platz an der Seite des Professors einer anderen seiner eifersüchtigen Lieblingsschülerinnen zu überlassen und sich unbemerkt davonzustehlen.

Tillmann, der mit etlichen älteren Meisterschülern an einem entfernteren Tische gesessen hatte, sah sie über die Brücke schreiten und beeilte sich, von seiner Gesellschaft loszukommen. Er strebte ihr mit großen Schritten nach und hatte sie bald eingeholt. Jenseits der Isar bogen die beiden von der Landstraße ab und verfolgten den ersten besten Fußweg, der den bewaldeten Steilabhang hinaufführte. Beim Klettern wechselten sie kein Wort. Erst als sie auf halber Höhe zu einem ebenen Grasfleck gelangt waren, von dem sich eine freie Aussicht auf die nahe Alpenkette bot, die in der frühen Dämmerung von sanftem Rosenschimmer eingehüllt dalag, blieben sie tief atmend stehen. Ein reichlich kühler Abendwind kräuselte die losen Löckchen um Helgas Stirn und in ihrem Nacken fühlte sie den warmen Hauch des dicht hinter ihr

stehenden Mannes. Sie wußte jetzt, daß dieser Mann sie liebte und sie hatte Angst vor dem ersten Worte, das er in dieser verklärten Einsamkeit zu ihr sprechen würde. Darum kam sie ihm mit einer ablenkenden Frage zuvor.

„Nun, wie gefallen Ihnen unsere Kollegen?“ sagte sie munter, ohne sich ihm zuzuwenden.

„Ja, mei'!“ versetzte Tillmann mit einem kleinen Seufzer der Ernüchterung, „der liebe deutsche Landsmann pflegt ja meistens recht nett zu sein, wenn er leicht bezecht ist. Aber im allgemeinen möchte ich fast sagen: ich finde alle Künstler gräßlich.“

Und als sie sich mit einem drollig erstaunten „O!“ ihm zuwandte, fuhr er lächelnd fort: „Ich weiß schon, es ist eigentlich eine unverschämte Behauptung von mir. Ich habe ja in Künstlerkreisen niemals länger verkehrt; aber hier in München stolpert man ja auf Schritt und Tritt über sie, man kann ihnen ja beim besten Willen nicht ganz entgehen. Und da muß ich schon sagen: es ist immer

dieselbe G'schicht': eitel, gehässig, neidisch und besonders einseitig, stier einseitig kommen sie mir alle miteinand' vor. Jeder schwört nur auf seinen Gott, auf seine Richtung, seine Clique, und was dazu nicht gehört, das schiebt er verächtlich beiseite. Wenn ich vor einem Brahmsianer den Wagner preise, schaut er mich für einen Idioten an, und wenn ich einem Thuille-Schüler den prächtigen Reinberger lobe, redet er nimmer mit mir. Ich glaube, es hat kaum einer den ernsten Willen, die Kunst des anderen auf sich wirken zu lassen. Die reden alle ausschließlich von der Kunst, überschätzen sie maßlos in ihrer Wichtigkeit und fassen sie doch entsetzlich kleinlich auf. Ich muß sagen, ich unterhalte mich lieber mit einem Schuster über Stiefel als mit einem Musiker über Musik. Der Schuster bleibt doch wenigstens bei seinem Leisten; aber der Musiker klebt an seiner werten Person, an seiner Eitelkeit und am materiellen Interesse seiner Clique. Die großen modernen Kapellmeister mögen wohl von anderem Kaliber sein, die da wirklich aus Eigenem

schaffen oder die überlegene starke Ausdeuter alles ächten Kunstschaffens sind. Ich kenne zwar keinen von ihnen persönlich; aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß so ein Strauß, so ein Weingartner, so ein Nikisch auch nur solche beschränkten Zünftler sein könnten. Ich meine, die wenigstens müßten die großen Zusammenhänge begreifen zwischen den Künsten untereinander und zwischen der Kunst, dem Volkstum, dem Weltgeschehen, überhaupt der ganzen Kulturentwicklung. Es ist ja möglich, daß die Musikanten die schlimmsten von allen Kunstbeflissenen sind. Die Maler meiner Bekanntschaft habe ich wenigstens durchweg viel harmloser und simpler gefunden. Ich liebe die stillvergnügten Einfaltspinsel unter ihnen und amüsiere mich königlich über ihr hochachtungsvolles Unverständnis der modernen verstiegenen Kunstschreiber, die ihrer bierehrlichen Handwerkerei die verzwicktesten philosophischen Spekulationen unterlegen. — Dichter kenne ich nicht. Die werden wohl auch nicht besser sein. Die paar Schriftsteller, die mir über den Weg

gelaufen sind, waren durchweg ekelhafte Kerle, die nur von ihren Honoraren redeten, auf die Verleger schimpften und alle anderen Schriftsteller für Kretins erklärten."

Helga lachte hell auf: „Hu! scharf wie Scheidewasser!" sagte sie. „Das kommt aber bloß davon, daß Sie selber noch ein krasser Dilettant sind."

„Höchst wahrscheinlich," gab er freudig zu. „Aber ich finde, das ist gar kein Tadel, denn ein Dilettant heißt ein Liebhaber, und ein feuriger Liebhaber der Musik scheint mir wertvoller für die Kunst als ein verbohrter Zünftler. Ich hoffe, Sie sind auch nur Dilettantin in dem Sinne. Sie haben eine musikalische Seele — das habe ich nicht nur Ihrem Spiel angemerkt, das drückt sich in Ihrem ganzen Wesen aus. Ich glaube auch eine musikalische Seele zu haben. Und darum müssen wir uns verstehen, selbst wenn wir absichtlich aneinander vorbeireden. Haben Sie das nicht auch schon empfunden, wie unmöglich es für unsereinen ist, mit einem

Menschen warm zu werden, der keine musikalische Seele besitzt?"

Sie nickte ernsthaft und fügte nach kurzem Nachdenken hinzu: „Mir tun solche Menschen leid. Sie sind so arm. Gerade so arm, wie Menschen, die keinen Humor besitzen. Es gehört überhaupt so viel dazu, wenn Menschen einander dauernd verstehen sollen. Sehen Sie, ich zum Beispiel bin aus dem Weinland. Wir sind es feucht-fröhlich und leicht gewöhnt. Ich verstehe schon die schwere Lustigkeit der Bierländer nicht. Wenn der Erfolg derselbe ist, bleibt es sich gewiß ganz gleich, ob ich meinen Übermut aus einem grünen Römer oder einem steinernen Maßkrug beziehe; aber man empfindet solche Dinge doch immer als Widerstand. Ich stoße mich an den Maßkrügen."

„Das freut mich," sagte Tillmann und strahlte sie glücklich an. „Der Maßkrug ist auch unweiblich, und zu Ihnen paßt er schon gar nicht, obwohl Sie so hoch gewachsen sind und so große feste Hände haben."

Helga sah lächelnd auf ihre Hände herab

und seufzte: „Ja wahrhaftig, Mordspratzen sind's."

„Aber musikalisch bis in die Fingerspitzen; ebenso wie Ihre Augen und sogar Ihre Nase voller Humor sind."

„Ach, nun hören Sie aber auf!"

„Nein, ich höre nicht auf," beharrte Tillmann eigensinnig, indem er sich ihrer Rechten bemächtigte und sie mit Küssen bedeckte. „Das ist die schönste Hand, der ich in meinem Leben begegnet bin. Ich habe sie Segenshand getauft." Und plötzlich kniete er vor ihr nieder, riß seinen Hut vom Kopfe, beugte sein Haupt und flehte leise: „Segne mich damit, Fee."

„Nicht doch," wehrte sie erschrocken ab. „Wir sind doch nicht im Fasching. Sein Sie doch kein Narr." Sie griff ihm mit der Hand in's Haar und zauste ihn neckisch und doch mütterlich dabei. „Ich kann Ihnen doch nicht helfen," schloß sie mit einem Seufzer.

Er sprang auf und raunte ihr eindringlich ins Ohr: „Doch, niemand anders kann mir helfen — nur die Fee! Und die Fee

weiß das. Sie sieht ganz klar, woran ich leide, sie hat sie selbst geschildert — ja, ja, diese Urfremdheit ist es, die meine Ehe zu einer so fürchterlichen Qual macht."

„Aber vielleicht doch nur für Sie," wehrte Helga gepeinigt ab. „Vielleicht empfindet Ihre Frau gar keine Qual bei dieser Fremdheit."

„Das mag schon sein," versetzte Tillmann bitter. „Meine Qual ist ihre höchste Befriedigung, scheint mir. Sie kennt nur den Willen zur Macht und genießt ihre Macht am stärksten, wenn ich am deutlichsten darunter leide."

Helga schüttelte wieder heftig mit dem Kopfe: „Sie sind gewiß ungerecht. Das kann auch eine Form der Liebe sein."

„Gewiß," gab er zu. „Sie liebt mich wie ein Hund seinen Knochen, wie ein Geizhals sein Geld. Ich bin aber doch ein Mensch! Habe ich nicht ein Recht zu verlangen, daß ich wie ein Mensch geliebt werde?"

„Das ist so hingesagt," verwies sie ihn

mit einem strafenden Blick. „Wer hat denn überhaupt ein Recht auf Liebe oder auf Glück? Das sind doch alles Gnadengeschenke.“

Da legte er seinen Arm um sie, drückte sie fest an sich und schmiegte seine Wange an ihr weiches Haar und flüsterte mit bebender Stimme: „Dann schenke Du mir die Gnade!“

Sie machte sich heftig los. „Nein, nicht so! Das ist .... das ist Erpressung. So erreichen Sie nichts von mir, Herr Rohde. Wenn Ihnen Ihre Ehe unerträglich ist, dann machen Sie sich frei. Ich kann mich nur an einen freien Mann verschenken, und meinen Entschluß will ich auch aus freien Stücken fassen dürfen. Ich lasse mich nicht überrumpeln, ich will mein gutes Gewissen behalten — und das sollen Sie auch. Gehen wir zu den andern zurück. Es wird kalt, ich friere.“

Rasch schlüpfte er aus seinem Lodenmantel und legte ihn ihr um die Schultern. Sie sträubte sich ein wenig und sagte, daß er sich nun selbst erkälten werde.

Aber er bestand auf seinem Willen und lächelte trüb: „Ich erkälte mich nicht, wie sehr Sie auch für meine Abkühlung sorgen. — Ich verdenke es Ihnen ja gar nicht. Natürlich haben Sie recht, mit allem was Sie gesagt haben. Es ist nur verteufelt schwer, so ohne jeden Halt an einer starken Hoffnung dem allen entgegenzugehen, was jetzt kommen muß. Es wird einen furchtbaren Kampf geben. Wie ich sie kenne, wird mich die Frau nicht gutwillig freilassen."

„Wenn sie weiß, daß ein anderes Weib dahintersteckt, gewiß nicht," versetzte Helga zuversichtlich. „Wenn Sie ihr aber mit gutem Gewissen versichern können . . . ."

„Das kann ich aber doch n i ch t," unterbrach sie Tillmann heftig. „Sie würde mir auch nicht glauben und wenn ich das Blaue vom Himmel herunter schwören wollte. Sobald ich das erste Wort von Scheidung spreche, wird sie mir ins Gesicht schleudern: du liebst die Fee. Wie soll ich denn das leugnen? Es ist doch wahr. Ich liebe doch die Fee."

Sie wandte sich zum Gehen. Er blieb an ihrer Seite. Zwischen den Bäumen war es schon fast ganz dunkel. Ihre Schritte waren unsicher. Er schob seinen Arm unter den ihren, um sie zu stützen beim Abstieg. Nach kurzer Frist schon blieb Helga stehen und sagte: „Wenn wir uns nicht zufällig begegnet wären, würden Sie dann nicht daran gedacht haben, Ihre Ehe zu zerbrechen?"

Er sann ein Weilchen nach, bevor er erwiderte: „Der Wunsch brennt mir in der Seele seit vielen Jahren schon. Daß Elfriede nicht die Rechte für mich war, das habe ich schon ganz im Anfang gewußt. Damals, wie ich diese unverzeihliche Dummheit beging, die mich die Uniform kostete — Sie wissen ja — da habe ich ihr freigestellt, zu ihrem Vater zurückzukehren und mich meinem Schicksal zu überlassen. Sie wollte aber nicht. Und das habe ich als ein großes Opfer ihrerseits aufgefaßt und mich damit beschieden, daß mir ganz recht geschehe, wenn ich für meine Missetat zeitlebens büßen müßte. Es hätte ja alles ganz

anders kommen können. Ich hätte vielleicht sogar diese Frau lieben gelernt, diese fremde Dame aus Bremen mit der unmusikalischen Seele, wenn sie mir großmütig verziehen hätte, was doch wahrhaftig nur dummer, jugendlicher Leichtsinn war. Dann hätte sie mich beschämt und ich mich in ihrer Schuld gefühlt. Sie aber hat gar nicht daran gedacht, meine Missetat jemals zu begraben. Ich glaube, sie ist geradezu glücklich darüber, daß sie diese Waffe gegen mich immer in der Hand hat. Es macht ihr Freude, mir bei jeder Gelegenheit damit vor den Augen herumzufuchteln. Soll ich mir das zeitlebens gefallen lassen? Können Sie sich in die Seele eines Menschen versetzen, der durch eine harte Lebensschule gelaufen ist und sich seine Reife unter Schmerzen erkämpft hat und sich doch immer von einem tyrannischen Vater, oder wer es sonst sein mag, wie ein unmündiges, unartiges Kind behandeln lassen soll? Ich glaube, eine ärgere Zumutung gibt es nicht für einen Menschen. Und das ist m e i n Fall. Ich fühle, daß ich nun endlich reif

geworden bin. Ich fühle, daß ich meine Missetat gesühnt habe. Soll ich nun nicht endlich das Recht haben, mir das Leben nach meinem Sinne zurechtzubiegen? Soll ich mich wie ein feiger Hund am Glück vorbeidrücken, wo es mir pfeilgrad auf Sprungweite entgegengekommen ist?"

Sie gingen wieder eine Strecke weit nebeneinander her. Dann blieb Helga stehen, holte tief Atem und sah ihn voll an: „Und nun soll ich auf einmal das Glück sein?" fragte sie leise. „Woher wollen Sie denn das wissen?"

„Ich w e i ß es. Ich weiß es so sicher ..... weil ich nie vorher etwas Ähnliches empfunden habe, darum weiß ich es diesmal so sicher."

„Und Sie haben doch schon so viel geliebt!" drohte sie ihm lächelnd.

„Ach was!" versetzte er rauh. „Dummes Zeug! Verliebt war ich oft genug; aber diesmal ....."

Sie unterbrach ihn rasch: „Warum wollen Sie diesmal nicht auch bloß verliebt sein?"

„Weil ich beim Verliebtsein nie an Scheidung gedacht habe. Das waren Abwechslungen, wonach man es wieder eine Strecke weit aushielt."

Da strebte Helga hastig vorwärts, um nach wenigen Schritten abermals Halt zu machen und dem Erstaunten ihre überquellenden Augen zuzuwenden. „Aber wie kann ich denn die Verantwortung auf mich nehmen?" sagte sie tief traurig. „Wie darf ich denn Schicksal spielen? Wo soll ich denn den Mut dazu hernehmen?"

Da nahm er sie in seine Arme, drückte ihren Kopf gegen seine Schulter und flüsterte ihr aus tiefster Sehnsucht zu: „Hab' mich bloß lieb, dann werden wir beide die Kraft haben, dann werden wir es zwingen — das Schicksal."

Er sah durch das Dunkel ihre feucht verklärten Augen zu sich empor leuchten, und plötzlich legte sie ihren rechten freien Arm um seinen Hals und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Tief seufzte sie auf: „Gott sei mir gnädig!"

In derselben Nacht noch sollte es Tillmann Rohde zum Bewußtsein kommen, wie lächerlich schwierig es für Eheleute ist, die Scheidungsfrage anzuschneiden, wenn sie nicht über getrennte Schlafzimmer verfügen. Die Musikantengesellschaft war schon am frühen Abend wieder in München angelangt. Allerdings nur, um sich in größeren und kleineren Schwärmen in verschiedene Stammlokale zu zerstreuen, wo die Landpartie zu einer Sitz- und Klebepartie am Biertisch wurde. Tillmann hätte gar zu gern sein blondes Schicksal überredet, mit ihm in einem versteckten netten Weinlokal zu Nacht zu speisen und sich dann von ihm heimgeleiten zu lassen. Helga aber hatte darauf bestanden, direkt vom Bahnhof weg mit der Trambahn nach ihrer Wohnung zu fahren und seine Begleitung auf dieser langweiligen Reise dankend abgelehnt.

Sollte er darum nun etwa auch heimfahren, sich ein gewärmtes Nachtessen auftragen und von seiner Gattin ausforschen lassen? Gewiß, er hätte die Gelegenheit benutzen und wegen der lästigen Ausfragerei

einen brutalen Auftritt herbeiführen können; aber das ging ihm zu sehr wider den Geschmack. So schloß er sich denn einer der trinkfesten Männergruppen an, machte ihnen bis weit nach Mitternacht den Wurstel, aß ein Weniges und schüttete ein Vieles in sich hinein.

Als er endlich in die kalte Nacht hinaustrat, konnte er sich nicht verhehlen, daß er gehörig bezecht war. Der weite Heimweg und zumal der Treppenaufstieg hinter der Prinzregentenbrücke ernüchterten ihn zwar einigermaßen; aber es blieb doch noch so viel Dumpfheit und schwankende Vergnügtheit in ihm stecken, daß er sich für den Rest der Nacht mit einer angenehmen Gleichgültigkeit gegen die häuslichen Folgen seines Festtages gewappnet fühlte. Er erklomm die drei Stiegen mit möglichster Geräuschlosigkeit, schlich sich wie ein Dieb in die Wohnung hinein, entkleidete sich im Dunkeln und machte es sich auf seinem alten Leutnantskanapee vermittelst einiger Kissen und einer Schlafdecke so bequem wie möglich.

So fand ihn am frühen Morgen das Hausmädchen, als es zum Lüften und Heizen das Herrenzimmer betrat. Als es seinen Brotgeber wie tot daliegen sah, mit offenem Munde unhörbar atmend und das Antlitz bleich im milchigen Widerschein des Nebelmorgens, kreischte es vor Schreck laut auf. So laut, daß die Gnädige es über den Korridor hinüber im Schlafzimmer hörte und davon aufwachte.

Eine halbe Minute später stand Frau Elfriede im hastig übergeworfenen Morgengewande vor dem Kanapee und versuchte ihren Mann wach zu bekommen. Aber das war ein hartes Stück Arbeit. Tillmann schlief wie ein Bär in seiner Winterhöhle und die beiden Frauen vermochten ihn mit ihren vereinten Kräften kaum aufzurichten.

„Aber Mann,“ seufzte ihn die Gattin an, „was fällt dir denn bloß ein? So lege dich doch wenigstens jetzt noch ein paar Stunden ins Bett und wärme dich durch.“

Tillmann ermunterte sich nur so weit, daß er, während ihn Elfriede ins Schlafzimmer

hinübergeleitete, kaum verständlich vor sich hinmurmeln konnte: „Ich wollt net stören. Geh, sei stad. Mei Ruh' möcht ich."

Kaum im Bette, war er auch schon wieder fest entschlummert.

Um zehn setzte sich Tillmann leidlich frisch an den Frühstückstisch. Elfriede bediente ihn selbst mit dem aufgewärmten Kaffee. Er war schweigsam, bemühte sich aber, nicht durch Unfreundlichkeit aufzufallen und tat ein paar Fragen nach den Kindern. Als die erledigt waren, erkundigte sich Elfriede, wie denn die Landpartie verlaufen sei.

Er setzte eine gleichgültige Miene auf: „O, lustig war's. Schön klar und frisch. Großartige Gebirgsaussicht. Unmenschlich saufen tun die Kerle."

„Die Damen haben wohl auch bis zu Ende mitgehalten?" sagte Elfriede, indem sie ihm einen lauernden Blick zusandte. Auf ihrer Stirn war als warnendes Sturmsignal die ihm wohlbekannte schräge Steilfalte aufgestiegen.

Er gab gleichgültig Antwort: „Die Damen? Nein, die sind gleich heim.“

„Ach, wirklich!“ versetzte sie mit unverhülltem Hohn. „Auf deinem Rocke waren heute Morgen noch zwei lange blonde Frauenhaare. Ich habe ihn selbst ausgebürstet.“

Tillmann sah seine Frau scharf an und stellte seine Tasse unwillkürlich geräuschvoll auf den Unterteller zurück. „Aha!“ sagte er, sich nach Möglichkeit zur Ruhe zwingend, „sind wir wieder so weit? Wird der Sünder wieder vor Gericht gezogen? Muß das arme Luder unter Eid aussagen? — Also ist recht: auf der Heimfahrt ist meine Nachbarin schläfrig geworden und hat ihr Köpferl an mich gelehnt. Bist jetzt zufrieden?“

Elfriede suchte nach Worten. Bei ihrer sprudelnden Beredsamkeit schon ein Zeichen von äußerster Erregung. Sie nagte sich die üppigen Lippen, blähte entrüstet die Backen und trat ans Fenster. Erst nach einer ganzen Weile wandte sie sich ihm wieder zu und fuhr wütend heraus: „Ja, so könnte es dir

passen. Du spendest mir gnädig eine billige Notlüge und ich soll zufrieden sein. Ich soll überhaupt mit allem zufrieden sein, wie du mir es zu bieten für gut befindest. Sobald man dich nur einmal aus den Augen läßt stürzest du dich in eine Gesellschaft von Saufbrüdern und zweifelhaften Frauenzimmern, blamierst dich vor den Dienstboten, indem du deinen Rausch auf dem Kanapee ausschläfst und .... und ich soll zufrieden sein!"

Da erhob sich auch Tillmann von seinem Platze, trat dicht vor sie hin und sagte: „Ob du damit zufrieden bist oder nicht, das ist mir ganz gleich. Ich sage dir hiermit, ich habe es satt, mich von dir wie einen grünen Lausbuben behandeln zu lassen. Ich sollte meinen, ich wäre alt genug und Mannes genug, um den Weg zu gehen, der mir behagt. Laß ich dich etwa nicht deinen Weg gehen? Verhöre ich dich peinlich, wenn du aus deinem spinneten Verein spät heimkommst? Also bitte, sei so gut und laß mir auch mein bisserl Freiheit. Wenn du aber der Ansicht bist, daß ich meine Freiheit mißbrauche oder

mich draußen deiner unwürdig benehme, dann nimm dir doch einen Rechtsanwalt und klage auf Scheidung. Kannst ja die zwei Haare als corpora delicti auf den Gerichtstisch legen."

„Kuck eins an!" lachte sie höhnisch auf. „Du bist ja fix bei der Hand mit Scheidung. Das könnte dir wohl passen, mich und die Kinder unserem Schicksal preisgeben und wieder ein lockeres Junggesellenleben anfangen — alle vier Wochen eine andere."

Tillmann ging auf diesen Ton nicht ein. Er sah sie streng an und versetzte ernsthaft: „Mir scheint, es hat keinen rechten Sinn, was du da sagst. Wer seinem Schicksal überlassen bliebe, das wäre ich. Du hast dein Elternhaus, die Kinder, dein Vermögen und noch eine schöne Erbschaft zu erwarten. Ich habe nichts, rein gar nichts von alledem."

Sie hakte bissig ein: „Wie willst du dich denn dann scheiden lassen, wenn du nichts hast? Du bist doch der schuldige Teil. Du wirst doch zu den Kosten verurteilt mindestens — und ich würde auch darauf bestehen müssen,

daß du mir wieder ersetzest, was du von meinem Vermögen verspekuliert hast. Da wir nicht Gütergemeinschaft hatten, kann ich das verlangen."

Er zuckte die Achseln: „Verlange was du willst. Lieber wollte ich meiner Lebtage ein armer Schlucker bleiben und mich im Schweiße meines Angesichtes abplagen müssen, um dir zu zahlen, als noch länger dieses Leben erdulden."

Sie fegte wütend an ihm vorbei nach dem Eßtische und stemmte die Hände gegen die Tischplatte, als ob sie daran einen Halt suchte. Sie schrie ihn an: „So, dieses Leben ist dir nicht gut genug? — Du hast zwei liebe Kinder, eine Frau, die dir die Häuslichkeit so nett und bequem zu machen versucht, wie es mit ihren zusammengeschmolzenen Mitteln nur immer möglich ist, die schließlich immer wieder in den Beutel greift, wenn du dich mit deinen Unternehmungen aufs Trockene gesetzt hast. Ich kann mir auch ein angenehmeres Leben denken — o ja! Aber wer ist denn Schuld, daß es nicht

anders geworden ist? Du müßtest doch jetzt Major sein — und wir könnten uns eine große Wohnung mit Pferd und Wagen und Dienerschaft halten und du wärst vielleicht der Höchstkommandierende in einer netten Garnison und die ganze Stadt müßte vor uns schweifwedeln. Wer ist denn schuld daran, daß es anders gekommen ist?"

Er stieß einen ungeduldigen Seufzer aus: „Du willst mich scheint's nicht verstehen. Ich meine nicht die Äußerlichkeiten. Gewiß, daran bin ich schuld, daß wir's nicht üppig haben; aber das wäre mir ganz gleich. Ich täte mich in einer Holzmacherhütte bei Haferbrot und Backsteinkäse sauwohl fühlen, wenn's dir gegeben wäre, mich leben zu lassen, wenn wir uns verstehen würden, wenn wir nicht immer und ewig aneinander vorbei leben würden. Wenn ich nur wenigstens an allen heiligen Feiertagen einmal verspüren möchte, daß wir zwei auf einen Ton gestimmt wären."

Elfriede starrte ihren Gatten mißtrauisch an. Er war zuletzt so sonderbar weich geworden. Sentimentalität kannte sie doch nicht

an ihm. Was steckte da dahinter? Aber sie blieb zunächst bei der höhnischen Abwehr: „Jetzt soll ich dich auf einmal nicht verstehen?! Hältst du dich für einen so rätselhaften Herrn? Bist du am Ende gar dämonisch, ohne daß ich es bemerkt habe? Entschuldige, ich habe dich immer für einen höchst durchsichtigen Mann gehalten, also offen gestanden für einen ziemlich oberflächlichen Genießer, einen Bon-vivant mit einigen recht angenehmen geselligen und sonstigen Qualitäten, fleißig, so lange es ihm Spaß macht, zärtlicher Vater, so lange es ihm Spaß macht, wohlerzogener Kavalier und Gatte, so lange es ihm Spaß macht. — Aber es macht dir eben keinen Spaß mehr, weder die Arbeit, noch die Kinder — und ich bin dir einfach nicht mehr jung und hübsch und fesch und leichtlebig genug. Du willst bloß Abwechslung haben."

„Mei Ruh will ich! Weiter nix!" schrie er sie nun auch laut an. „Ich mag nimmer ..... wart, ich geb dir's in einem Beispiel, daß du mich wohl wirst verstehen

müssen: ich mag net mein ganzes Leben lang, weil ich mich einmal straffällig gemacht hab, unter Polizeiaufsicht stehen wie ein Zuchthäusler. Es wird dir vielleicht bekannt sein, daß diese Polizeiaufsicht noch keinen Zuchthäusler gebessert hat. Sie treibt die reuigsten Sünder zur Verzweiflung, bis sie rückfällig werden. Verstehst du mich?"

Sie blitzte ihn triumphierend an: „Da ich nicht auf den Kopf gefallen bin, verstehe ich dich allerdings. Du willst rückfällig werden — das heißt, du hast ein Weib im Sinne; und um deine Treulosigkeit zu entschuldigen, verdrehst du es so, als ob meine Polizeiaufsicht dich dazu getrieben hätte. Und obendrein soll ich es dir noch bequem machen und selber die Scheidung beantragen. Nein, mein Lieber, ich denke gar nicht daran. Grund genug hätte ich wahrhaftig, mich aus diesem freudlosen Dasein herauszusehnen; aber ich denke an meine Kinder und kenne meine Pflicht. So. War das klar? Schluß der Vorstellung." Sie warf ihren Kopf zurück, versuchte eine königliche Haltung anzunehmen

und ihren Blick niederschmetternd zu gestalten. Dann wendete sie sich zum Gehen.

Als sie an der Tür war, hörte sie ihn empörend ruhig sagen: „Dann zwingst du mich, das Haus zu verlassen und mir anderswo mein Brot zu suchen."

Elfriede fuhr zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Das hatte wie verzweifelter Ernst geklungen. Sie wandte ihm langsam ein entstelltes Gesicht zu: „Wenn das dein Ernst ist . . . . ." Eine plötzliche Erleuchtung schien über sie hereinzustürzen. Ihre Züge erstarrten, das Blut schoß ihr bis in die Stirn und dann stieß sie zwischen den geschlossenen Zähnen haßerfüllt die Worte hervor: „Ah, jetzt weiß ich, woran ich bin. Die Geschichte hängt doch an den zwei blonden Haaren und an dem Weibsbild, das dir die verrückte Idee eingegeben hat, in deinem Alter noch umzusatteln, um Musikant zu werden. Aber jetzt weiß ich, was ich zu tun habe." Sie raffte ihr wehendes flanellenes Morgengewand fest zusammen und verließ raschen Schrittes das Zimmer.

Tillmann starrte ihr ratlos nach. Was hatte sie vor? Sicherlich plante sie einen Schlag gegen Helga. Die mußte gewarnt werden. Und kurz entschlossen machte er sich fertig und eilte die paar hundert Schritte nach Helgas Wohnung. Sie war nicht daheim. Die Aufwärterin sagte ihm, daß das Fräulein heute den ganzen Vormittag Stunden zu geben habe und schwerlich vor einhalb zwei Uhr zurück sein könne. Ob sie etwas ausrichten dürfe?

Nach kurzem Besinnen bat Tillmann die Frau, dem gnädigen Fräulein zu bestellen, daß sie, wenn irgend möglich, seinen Besuch gegen Abend erwarten möge, er habe Rücksprache wegen des Unterrichts seiner Tochter mit ihr zu nehmen. Er nannte seinen Namen und empfahl sich wieder. Dann spazierte er ziellos durch die Bogenhausener Straßen und äugte scharf nach hochgewachsenen Damen aus, in der Hoffnung, Helga vielleicht zufällig auf dem Gange von einer Unterrichtsstunde zur andern zu begegnen. Er dachte noch einmal das Morgengespräch

mit seiner Frau durch. Was hatte er damit erreicht? Eine Drohung hatte er ausgesprochen, zu deren Verwirklichung er gar keinen Weg vor sich sah. Es fehlten ihm ja einfach die Mittel, davonzugehen und sich anderswo eine Daseinsmöglichkeit aufzubauen. Eitel Prahlerei war das gewesen. Und seiner Frau hatte er einen Trumpf in die Hand gespielt. Das Schlimmste war, daß nicht er allein für sein unbedachtes Vorgehen würde büßen müssen, sondern die schuldlose Fee nicht minder. Wer konnte wissen, ob Helga nicht gestern einfach einem Stimmungszauber nachgegeben hatte? Wenn sie mit klaren Augen der trostlosen Wirklichkeit gegenüberstand, würde sie sich am Ende doch hüten, ihr Schicksal an das seine zu knüpfen oder selber Schicksal spielen zu wollen. Sie wußte ja nicht, was es hieß, eine Frau wie Elfriede zur Feindin zu haben.

Zur Mittagsstunde kehrte Tillmann pünktlich in seinen Pferch zurück, einfach weil er Hunger hatte und nicht wußte, wohin sonst mit sich. Er ging in sein Zimmer und warf

sich müde und verekelt auf seinen Diwan. Wenige Minuten später trat Ebba herein. „Grüß dich Gott, Deandl!“ rief er ihr zu und breitete ihr, sich halb aufrichtend, die Arme entgegen. „Ist's schon so weit? Soll ich zum Essen kommen?“

Das Kind ließ die Frage unbeantwortet. Es lief in des Vaters Arme hinein und begann heftig aber lautlos zu schluchzen. Das war etwas ganz Seltenes bei Ebba. Sie konnte sich schier jeden Schmerz verbeißen und viel leichter zornig werden als weinerlich.

„Ja, mein Gott, Kinderl, was hat's denn geben?“ forschte Tillmann angstvoll, indem er beruhigend über den lieben Blondkopf strich. Sollte diese unselige Frau vielleicht sogar schon dem Kinde von seinen Absichten gesprochen haben?

Ebba weinte, daß es sie stieß und schüttelte, und so fest vergrub sie ihr Gesicht an des Vaters Schulter, daß er gar nicht imstande war, ihren Kopf sich zuzuwenden. Endlich beruhigte sie sein zärtliches Zureden

so weit, daß sie Rede zu stehen imstande war. Stoßweise kam es heraus. Von der Schule heimgekehrt, hatte sie sich gleich ans Klavier gesetzt, um zu üben, denn heute Nachmittag sollte sie Stunde haben bei Fräulein Lorenz. Da war die Mutter hereingekommen, ganz blaß und mit ihren größten, bösesten Augen und hatte ihr gesagt, die Klimperei sei überflüssig, sie werde nicht mehr zu Fräulein Lorenz gehen, weil es doch keinen Zweck habe, unmusikalisch wie sie nun einmal sei. Und dann schloß die Kleine, indem sie den Vater aus den nassen Augen wild herausfordernd anstarrte: „Ist's wahr, Vater, hast du's gesagt, daß ich nimmer zu Fräulein Lorenz gehen darf? Das wenn wahr ist, hab ich dich gar nimmer lieb."

Tillmann lächelte wehmütig und trocknete dem Mädelchen mit seinem Tuch die Augen und die nassen Wangen, indem er sprach: „Geh, sei stad, Herzerl. Darfst mich schon weiter fest lieb haben. Ich hab nix gesagt davon, daß du nimmer zu deiner Fee hindürftst. Mutter meint, wir könntens net

zahlen. Mutter hats Geld, weißt, da kann ich halt nix machen."

„Dann mußt du halt selber zuschaun und ein Geld herschaffen," trotzte die Kleine herrisch auf.

„Ja, liegt dir denn gar so viel an dem Klavierspiel?"

„Zwegen dem is net," stieß Ebba unter neuen Tränen hervor. „S'is bloß zwegen dem, weil ich die Fee so viel lieb hab. Niemand ist so gut zu mir und sonst mag ich gar keinen Menschen auf der Welt net leiden."

Da zog Tillmann sein Kind an sich und hielt es wortlos umschlungen, bis sie zum Essen gerufen wurden.

Von den vielen freudlosen Mahlzeiten, die das kleine Eßzimmer schon gesehen hatte, wurde diese eine der allerschlimmsten. Tillmann mochte seine Frau nicht vor den Kindern zur Rede stellen und so würgte er jeden Bissen in Galle getaucht hinunter. Ebba war über ihrem tiefen Kinderschmerz der Hunger vergangen. Sie stocherte mißmutig an den Speisen herum, und Elfriede aß, wie

um diesen Jammerherzen ihre Überlegenheit zu zeigen, mehr als gewöhnlich und warf lauernde, drohende Blicke um sich. Es war ein Glück, daß Roderich, wie üblich, durch seine Unmanierlichkeit Anlaß zu häufigem Tadel gab. So konnten die mit Groll und Trotz geladenen Eltern doch hin und wieder mit lautem Worte sich vor dem Ersticken retten.

Gleich nach der Mahlzeit gedachte Tillmann mit seiner Frau ein ernstes Wort wegen der Absage des Klavierunterrichtes zu reden; aber Elfriede wich ihm aus. Sie ließ sich eine ganze Stunde lang in den Vorderzimmern nicht sehen, und inzwischen schlief Tillmann, wie sehr er sich auch bemühte, in angestrengtem Nachdenken die Gedankenbahn der Auseinandersetzung mit seiner Gattin abzustecken, so fest ein, daß er erst nach Fünf wieder wach wurde, und als er dann das Hausmädchen nach seiner Frau frug, hieß es, sie sei ausgegangen mit den Kindern. Fast eine ganze Stunde lang erwartete er ihre Rückkehr. Er wollte sie gleich an der

Tür abfassen und sich durch keinerlei Ausflüchte davon abbringen lassen, ihr zu sagen, was er sich in dieser Wartezeit ausgedacht hatte. Gegen Sechs kamen die Kinder allein heim. Roderich strahlend, weil die Mutter ihm im Hofgarten ein Eis spendiert hatte, Ebba dagegen immer noch im Innersten gekränkt, mit ihrem ernsten, seltsam reifen Gesichtchen finster dreinschauend. Die Mutter hatte sie bis vor die Haustür gebracht und war dann weitergegangen, um noch einen Besuch zu machen.

Tillmann überlegte nicht lange, sondern nahm Hut und Stock und eilte wieder zu Fräulein Lorenz. Die Aufwärterin empfing ihn mit den Worten: „Ja, bitt' schön, gengas nur nei. Frau Gemahlin is auch schon drinnen."

Es kostete ihn Mühe, seine Bestürzung nicht vor der Alten zu verraten. Er zwang sich zu einem Lächeln und zog sich mit der Bemerkung zurück, daß sein Besuch unter diesen Umständen überflüssig sei.

Ganz langsam schlenderte er heim. Dicht

vor seiner Tür blieb er unschlüssig stehen und schritt dann den ganzen Weg noch einmal langsam zurück, in der Erwartung, Elfriede zu begegnen und sie gleich auf der Straße über ihre Aussprache mit Helga auszufragen. Aber sie begegnete ihm nicht. Und so verfügte er sich denn wieder heim in seine Wohnung und schloß sich in sein Zimmer ein, um nicht von den Kindern in seiner furchtbar aufgeregten Spannung überrascht zu werden.

Als sein lauschendes Ohr endlich den Schlüssel in der Flurtür das Schloß auslösen hörte, sprang er auf, entriegelte seine Tür und trat Elfriede mit der Forderung entgegen, sofort in sein Zimmer zu kommen, er habe mit ihr zu sprechen.

„Und ich mit dir," gab sie mit allen Zeichen höchster Erregung zurück. Sie ging ihm voran, warf ihren Schirm auf das Kanapee und ihren Hut auf den Schreibtisch, während er die Tür wieder hinter ihr abriegelte.

„Du warst bei Fräulein Lorenz," sagte Tillmann in strengem Tone, um von vorn-

herein jeden Versuch einer Ausflutchtslüge ab-
zuschneiden.

Elfriede ließ sich hochatmend in den Schreibtischsessel fallen, blickte ihm herausfordernd in die Augen und erwiderte: „Selbstverständlich war ich bei Fräulein Lorenz. Ich gehe immer den geraden Weg. Willst du wissen, was diese unverschämte Person sich gegen mich erdreistet hat?"

„Erdreistet? Du dürftest etwas vorsichtiger in der Wahl deiner Ausdrücke sein. Es scheint mir ausgeschlossen, daß eine Dame wie Fräulein Lorenz . . . . ."

Aber Elfriede ließ ihn gar nicht ausreden. Mit ihrer flachen Hand schlug sie klatschend auf die Armlehne des Sessels, beugte sich vor und rief: „Diese — Dame hat sich erdreistet, von mir zu fordern, ich solle dich freiwillig aufgeben!" Und sie brach in ein unheimliches hysterisches Gelächter aus.

An der Tür zum Eßzimmer wurde gerüttelt und ungebärdig gepocht. Roderich wollte wissen, was es da drin bei den El-

tern so Lustiges gebe? Und außerdem hatte er Hunger und verlangte stürmisch nach seinem Abendbrot.

Tillmann trat hinaus und verwies den Buben ärgerlich zur Geduld. Er solle mit der Schwester im Kinderzimmer bleiben bis man sie zum Nachtessen rufen werde. Maulend zog er ab und der Vater verriegelte abermals die Tür.

Durch den Zwischenfall hatte Elfriede sich einigermaßen beruhigt. Sie dämpfte wenigstens ihre Stimme, als sie nunmehr in ihrem Bericht fortfuhr: „Diese Person, der ich in meiner Verblendung mein Kind anvertraute, die ich in mein Haus eingeführt habe, diese Person hat die Stirn, mir zu sagen, ich hätte dich nicht richtig behandelt, ich hätte mir keine Mühe gegeben, dich zu verstehen, und sie begriffe überhaupt nicht, wie eine Frau einen Mann mit Gewalt halten könne, der von ihr nichts mehr wissen wolle. Großartig, nicht wahr? So eine — so eine hergelaufene Klavierlehrerin! Weiß der Himmel, was die für eine Vergangenheit haben

mag! So was will eine Frau belehren, die zwölf Jahre verheiratet ist und reichlich Gelegenheit gehabt hat, über alle Lebensfragen nachzudenken! Unerhört! — Oder habt ihr das vielleicht miteinander abgekartet? Hast du sie schon so weit, daß sie blindlings allen deinen Einflüsterungen folgt? Du hast sie wohl selber geheißen, mich so unerhört zu beleidigen?“

Tillmann trat an den Schreibtisch und sprach so gefaßt und leise, wie es ihm in seiner zitternden Erregung möglich war: „Also hör' mich einmal ruhig an: erstens einmal verstehe ich nicht, wieso du dich beleidigt fühlst? Ich weiß nicht, was du dem Fräulein für Anklagen ins Gesicht geschleudert hast; aber wenn sie dir darauf entgegnet, daß sie in einem Falle wie dem deinigen den Mann nicht halten würde, der von ihr fortstrebt, so ist das doch eben nur eine Meinungsäußerung und nicht eine Beleidigung. Nebenbei gesagt, werden wohl alle hochherzigen, das heißt freidenkenden und fein empfindenden Frauen derselben Meinung wie

Fräulein Lorenz sein. Ich erinnre dich daran, daß du theoretisch selber diese Meinung vertreten hast, wenn es sich um fremde Ehen handelte. — Und dann möchte ich dich zweitens mit allem Nachdruck versichern, daß ich nichts mit Fräulein Lorenz abgekartet habe. Ich habe die Dame dreimal im ganzen gesehen. Ich weiß schwerlich mehr von ihr als du, und wir sind uns keineswegs so nahe gekommen wie du anzunehmen scheinst. Du hast sie vermutlich mit ganz brutalen Anklagen überfallen und da hat sie sich mit Vernunft zu wehren gesucht. So fasse ich die Sache auf."

Elfriede hatte ihn mehrmals zu unterbrechen versucht, sich aber doch von seiner herrischen Gebärde und seiner finstern Miene Schweigen gebieten lassen. Nun aber fuhr sie ihn wütend an: „Deine überlegene Miene imponiert mir nicht im mindesten. Ich durchschaue dich, wie ich dich immer durchschaut habe. Du willst meine Aufregung ausnutzen, um mich ins Unrecht zu setzen und deine Liebste herauszuhauen. Jawohl, deine

Liebste — wenn du sie auch bloß dreimal gesehen hast. Gestern hattest du ja einen geschlagenen Tag lang Zeit, sie anzuschmachten. Das genügt ja reichlich für deinesgleichen. Natürlich hast du wieder den gewohnten Erfolg gehabt. Diese dumme Gans bildet sich jetzt ein, sie wäre berufen, deinen rettenden Engel zu spielen. Ja, das könnte euch so passen! Wenn ich von dir auch weiter nichts mehr habe als einen Vater zu meinen Kindern und einen Namen — das Bißchen gedenke ich festzuhalten — das bißchen Eigentum und Lebensinhalt werfe ich keinem hergelaufenen Frauenzimmer nach. Ich weiß, was meine Pflicht ist. Und die tue ich bis ans Ende — und wenn du mir das Leben zur Hölle machst! Dann richte ich mich eben auf die Hölle ein."

„Darauf bin ich schon lange eingerichtet," murmelte Tillmann grimmig vor sich hin.

Aber ihre scharfen Ohren hatten seinen Einwand doch erlauscht und sie fauchte ihn wie eine böse Katze an: „Ja, du! Du bist natürlich der unschuldig Leidende — das Opferlamm!

Wieso denn? Wahrscheinlich weil meine Gegenwart dich verhindert, dich nach deinem Geschmacke restlos auszuleben, wie man heutzutage sagt. Natürlich, du hast ja keine Spur von Liebe mehr für mich übrig; darum fällt es dir gar nicht ein, danach zu fragen, was ich leide. Alles was ich tue, das geschieht doch nur aus Liebe zu dir und den Kindern."

Tillmann gab es auf, mit der maßlos Erregten zu streiten. Er ließ sich in den entferntesten Sessel sinken und den Strom ihrer Rede schweigend über sich ergehen, bis ihr das schließlich selber auffiel und sie plötzlich mit der Frage innehielt, ob er denn nicht einsehe, daß sie recht habe mit allem was sie sage.

Er hob die Achseln und seufzte: „Es ist unmöglich, mit dir ins Klare zu kommen. Ich weiß, wir würden uns auch nicht verstehen, wenn du ruhig auf Gründe hören wolltest. Ich kann dir nur sagen, daß ich ein tiefes Mitleid empfinde mit Frauen, die ihre Liebe nur dadurch ausdrücken können,

daß sie ihren Gegenstand vergewaltigen. — Bitte, laß mich ausreden. Ich sehe, es ist ganz aussichtslos, dich zu meinem Standpunkte herüberziehen zu wollen. In unserem Alter ändert man sich nicht mehr. Wir wollen also gar nicht dergleichen voneinander verlangen. Ich sehe nur nicht ein, warum wir die unvermeidliche gegenseitige Quälerei verewigen sollen. Wenn du von Scheidung nichts wissen willst — schlimm genug; aber zwingen kann ich dich nicht. Also wird es das Beste sein, ich gehe meinen Weg, ohne irgendetwas von dir zu fordern und nehme die Folgen auf mich."

Elfriede riß die Augen weit auf und starrte ungläubig zu ihm hinüber. „Wenn das dein Ernst ist," begann sie stockend, „was soll ich denn dann den Kindern sagen, wenn sie nach dir fragen?"

„Ich werde es ihnen selber sagen," versetzte Tillmann mit einem tiefen Seufzer. Irgend etwas, was ihrem Verständnis entspricht. Ich hätte auswärts eine Stellung annehmen müssen, um mehr Geld zu ver-

dienen — das wird ja der Wahrheit nahekommen. Ich bitte dich, Elfriede, nur das Eine: störe den Kindern nicht ihren Seelenfrieden. Und jetzt gib ihnen zu essen, sie haben Hunger."

Die Frau raffte sich schwerfällig aus ihrem Sessel auf, strich sich das Haar glatt und sagte mit verbissenem Ingrimm: „Schön. Ich werde den Kindern zu essen geben. Wer soll es denn auch sonst tun, wer gibt's denn dazu? Aber das schwöre ich dir: es soll dir nicht gelingen, die armen Kinder auf die Dauer zu belügen. Von mir werden sie die nackte Wahrheit erfahren."

Und bevor sie des Gatten zorniges Wort erreichen konnte, hatte sie die Tür entriegelt und ihren Triumph ins Eßzimmer getragen.

---

6. Hauptstück,
in welchem der Leser die Bekanntschaft des alten Haberkorn macht und auch sonst nicht viel Tröstliches erfährt.

Nach der großen Hauptschlacht des Rohdeschen Ehekrieges tobten sich die aufgestörten Leidenschaften in Verfolgungskämpfen aus, deren Ende nicht abzusehen war. Frau Elfriede behauptete siegreich das Schlachtfeld, indem sie als ihr letztes Wort die entschiedene Weigerung ausgesprochen hatte, sich jemals scheiden zu lassen, und wenn Tillmann versuchen sollte, ihr durch sein Verhalten das Leben so unerträglich zu machen, daß sie dennoch die Scheidung als einzige Rettung willkommen heißen müßte, so würde sie sich doch nur unter der Bedingung dazu bereitfinden lassen, daß die Kla-

vierlehrerin als Mitschuldige seines Ehebruchs etwaigen neuen Heiratsabsichten entrückt bliebe.

Für den geschlagenen Feind war die Lage einfach verzweifelt. Er hatte seinen ersten Angriff so weit vorgetragen, daß er sich nun beim Rückzug in den Hindernissen des Gegners verfing und diesem Zeit gab, ihn von allen Seiten zu umstellen. Heimliches Entwischen durch unterirdische Stollen war für den eingekreisten Tillmann die einzige Möglichkeit; aber es fehlten ihm die Hilfsmittel zur Sprengung von Schlössern, Minen und Höllenmaschinen — das verfluchte Geld fehlte ihm! Und so saß er noch ein, zwei Wochen lang in seinem trauten Heim in der Ißmaninger Straße, ausgelacht wegen seiner Drohung, durchzugehen, tagtäglich neu angegriffen und bis zu Wutausbrüchen gereizt durch die beredten Ansprachen oder auch nur einsilbigen Hakenpfeile seiner Gattin, und nächtens gezwungen, Bett an Bett neben dieser selben heiß dünstenden und sogar schnarchenden Gattin schlaflos

oder in wilden marternden Träumen zu verbringen.

Obwohl Tillmann überzeugt war, daß Elfriede jeden seiner Schritte überwachen, und wenn sie dazu nicht selbst imstande war, ihm Späher nachsende, so war es ihm doch geglückt, einige Stunden mit Helga in einem Wirtshaus außerhalb der Stadt zu verbringen, ohne daß Elfriede davon Wind bekam. Und aus dieser Zusammenkunft hatte er die tröstende Gewißheit mit heimgenommen, daß die Geliebte ihm ihre angebeteten Hände entgegenstrecken und sie dem Ertrinkenden nicht entziehen würde, auch wenn sie dadurch in eigene Lebensgefahr geriete. Tillmann hatte es nicht nötig gehabt, sie zu solchem Entschlusse zu überreden; nicht jenes banale Mitleid mit dem unverstandenen Manne, das so leicht gutherzig eitle Frauen verführt, in der Rolle des rettenden Engels in Ehetragödien zu gastieren, nicht dieses banale Mitleid hatte den raschen Umschwung in Helgas Seele bewirkt, sondern einzig Elfriedens tollwütiger Angriff gegen ihre weib-

liche Ehre. Diese hochgebildete, gescheite Dame, diese Vorsitzende des Klubs für Frauenrechte hatte die Klavierlehrerin ihrer Tochter mit einer Roheit überfallen, schlimmer wie eine Kleinbürgerin ihr Dienstmädchen, das sie im Verdacht eines Diebstahls hat. Sie hatte ihr ihre eifersüchtige Wut ins Gesicht gespieen in einer grotesken Mischung von Marktweibergrobheit und hoch moderner, preziöser Romanphraseologie. Helga hätte in ihrer Erinnerung am liebsten das bald deklamierende, bald belfernde Weib gepackt und mit ihrer überlegenen Kraft zur Tür hinausbefördert; aber es war ihr dennoch gelungen, ihre Ruhe zu bewahren und die Wütende lächelnd darauf aufmerksam zu machen, daß vermutlich ihre eigene falsche Ehepolitik schuld sei, wenn ihr Mann an seinen Ketten zerre und an seinem Käfig vorüberwandelnde Frauen um Hilfe anrufe. Diese Ruhe und dieses Lächeln hatten Frau Elfriede vollends alle gesitteten Begriffe vergessen lassen und sie zu wüsten Schimpfereien und Drohungen hingerissen. Und als die Rasende endlich ihrer Aufforde-

rung, die Wohnung zu verlassen, nachgekommen war, da hatte die blonde Fee über eine Stunde lang herzbrechend geweint, wie sie jetzt weinte, als sie Tillmann den Bericht über jenen abscheulichen Auftritt erstattete. Die Tränen Helgas beglückten den erschütterten Tillmann nicht minder als jüngst erst das frohe, mädchenhafte Lachen, das ihr seine Hanswurstereien auf der akademischen Lustpartie entlockt hatten, denn nun wußte er, daß dies vornehme, anscheinend so selbstsichre Weib doch nicht kalt und zäh genug war, um ohne feste Stütze allen Stürmen entfesselter Leidenschaft zu trotzen. Sie hatte ihn jetzt schon vielleicht ebenso nötig wie er sie, sie fühlten sich gegenseitig aufeinander angewiesen. Das brachte sie zusammen und zwang sie, einander Treue zu geloben aller Aussichtslosigkeit der Gegenwart, aller Ziellosigkeit der Zukunft zum Trotz. Und dabei sprachen sie während der ganzen Zeit ihres Zusammenseins kein Wort von Liebe und verlangten keine Gelübde voneinander. Sie redeten von den unsäglichen Sorgen der Ge-

genwart, sie erzählten einander von ihrer Vergangenheit, von ihren verlockenden Jugendidealen, von ihren Hoffnungen und Plänen, und als sie auseinandergingen, wußten sie, daß nunmehr jeder des andern Schicksal geworden sei. Und nun hockten sie in der öden Wirtsstube, während draußen kalter Regen von einem unwirschen Herbstwinde gegen die Scheiben gepeitscht wurde und erörterten flüsternd die schwere Frage, was tun? Was muß geschehen, gleich heute und schon morgen? Er hatte ihr auch seine Geldnot gebeichtet. Und da machte sie ihm ohne Scheu, als ob das ganz selbstverständlich in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse sei, das Anerbieten, ihm ein paar Hundert Mark zu borgen, damit er zunächst einmal von München fortkommen könne. Aber das nahm Tillmann nicht an. Die geldliche Abhängigkeit von seiner Frau, in die er dadurch geraten war, daß mehrere verunglückte Unternehmungen bereits die Hälfte ihrer stattlichen Mitgift von zweimal hunderttausend Mark aufgezehrt hatten, hatte ihn ja in diese hilflose Sklaverei ver-

strickt. Darum mußte es ausgeschlossen bleiben, daß er sich auch der Retterin verpflichtete. Er vermaß sich trotzig, daß er nicht eher sie zu irgendeinem Schritte verleiten werde, der sie in den Augen seiner Frau oder nach dem Maßstab der gesellschaftlichen Sitte schuldig mache, bevor er nicht imstande sei, aus eigenen Mitteln sich selbst und nötigenfalls auch sie zu unterhalten. So gingen sie nach dieser langen Unterredung auseinander, ohne eine andere Zärtlichkeit als immer erneute warme Händedrücke gewechselt zu haben, ohne zu irgendeinem greifbaren Ergebnisse, zu einem festen Plan für die Entwirrung der trostlos verknoteten Gegenwartssorgen zu gelangen, und dennoch in feierlich gehobener Stimmung. Jeder hatte in dem andern den Menschen gefunden, auf den er sich verlassen zu können meinte.

Und im Bewußtsein dieser Errungenschaft reckte sich Tillmann Rohdes Entschlußkraft wieder empor. In der Nacht, die auf diese Zusammenkunft folgte, faßte er einen Vorsatz, den er gleich am folgenden Tage zur

Ausführung brachte. Während die Kinder in der Schule und Frau Elfriede auf Besorgungen waren, packte er seine notwendigsten Habseligkeiten in seinen größten Reisekoffer, schickte das Dienstmädchen nach einer Droschke und schleppte mit Hilfe des Kutschers das schwere Stück die drei Treppen hinunter. Die brennende Neugier des Dienstmädchens stillte er mit der Auskunft, daß er genötigt sei, sich im Inneren der Stadt ein Geschäftszimmer einzurichten. Die gnädige Frau wisse schon Bescheid. Zum Essen werde er heute nicht kommen. Vor den Ohren des Mädchens nannte er dem Kutscher eine beliebige Straße und Hausnummer in der Altstadt, und erst als er das Isartor hinter sich hatte, rief er dem Wagenlenker zu: „Nach dem Hauptbahnhof." Er kaufte sich eine Fahrkarte dritter Klasse nach Bremen. Dazu langte es ihm glücklicherweise noch, denn die Vigorin-Tabletten fanden guten Absatz und der Apotheker ließ sich nicht lumpen.

Gänzlich zerschlagen, übernächtig und schmutzig kam er zu früher Morgenstunde des

nächsten Tages in der alten Hanse-Stadt an. Er hätte sich sehr gern den Gasthof erspart; aber wie er seinen Herrn Schwiegervater, den Kaufmann Haberkorn kannte, besaß dieser korrekte alte Herr durchaus keinen Sinn für Überraschungen. Er ließ also seinen schweren Koffer auf dem Bahnhof und verfügte sich mit seiner Handtasche in den nächsten bescheiden aussehenden Gasthof und legte sich nach einer gründlichen Waschung zu Bett. Als er nach einem unruhigen, wenig erquickenden Schlummer am späteren Vormittag durch den Lärm der Straße aufgerüttelt wurde, war er noch keineswegs fest beieinander. Er suchte sich den Kopf dadurch klar zu machen, daß er ihn nochmals tief ins kalte Wasser steckte. Dem alten Haberkorn konnte man nämlich nur mit sehr klarem Kopfe gegenübertreten, wenn man von ihm etwas Ungewöhnliches erreichen wollte. Tillmann kannte seinen Schwiegervater nur sehr oberflächlich von zwei kurzen Besuchen her, die der alte Herr im Laufe von zwölf Jahren bei seiner Tochter gemacht hatte. In sein

Haus hatte er den Schwiegersohn niemals eingeladen, nicht aus besonderer Feindselig-keit, sondern weil ihm einfach jede Störung seiner täglichen Gewohnheit verhaßt war. Kinder zumal dünkten ihm nur erträglich, wenn sie nach den Mahlzeiten in sauberem Zustande als Nachtisch herumgereicht und möglichst bald wieder entfernt wurden. Im übrigen hatte er sich mit seinem Schwieger-vater im allgemeinen ganz gut vertragen, obwohl Josua Haberkorn eine verwünscht kitzlige Manier an sich hatte, unangenehme Dinge schonungslos zur Sprache zu bringen und sich von seiner vorgefaßten Meinung auch durch die geschickteste Überredungskunst nicht leicht abbringen ließ. Die Hoffnung, die Tillmann zu der Reise nach Bremen be-stimmt hatte, gründete sich einzig auf die Tatsache, daß Josua Haberkorn auch seiner Tochter gegenüber niemals eine zärtliche Schwäche an den Tag gelegt, und wenn er andrer Meinung war wie sie, selbst ihrer feurigen Beredsamkeit nicht nachgegeben hatte.

Mit seinem Äußeren war Tillmann durch-

aus nicht zufrieden, als er sich gegen zwölf Uhr aufmachte, um den ahnungslosen Schwiegervater zu überfallen. Seine besseren Anzüge waren im Koffer und sein schon recht abgetragener Jackenanzug, der ihm für die dritte Klasse noch gut genug gewesen war, machte trotz sorgfältigster Bearbeitung mit der Bürste einen nichts weniger als vornehmen Eindruck. Mit dem Vorsatze, diese Mängel seines Äußeren durch stramme Haltung auszugleichen, machte sich Tillmann auf den Weg nach dem alten Kaufhause in einer schmalen und daher reichlich finsteren Gasse der Altstadt. Der alte Herr hätte sich natürlich sehr gut eine nette Villa in der Vorstadt kaufen können; er war aber eigensinnig dabei geblieben, die uralte, ewig dämmrige und winklige Wohnung in dem engbrüstigen väterlichen Hause beizubehalten, welches in seinen sich weit in die Tiefe ausdehnenden Hinterhäusern, Höfen und Schuppen zugleich die Geschäfts- und Lagerräume des Kaufhauses enthielt.

Er hatte die Zeit gut abgepaßt, denn

als er an der Wohnungstür schellte, wurde ihm von der alten Dienerin der Bescheid, daß der Herr eben aus dem Geschäft herübergekommen sei, um seinen Lunch einzunehmen, bei dem er sich durch Besuch nicht gern stören lasse. Nachdem Tillmann sich aber als Schwiegersohn auf der Durchreise zu erkennen gegeben hatte, bequemte sich die alte Person mit dem strengen, kummervollen Gesicht doch zu einem Versuch der Anmeldung. Er wurde auch tatsächlich hereingebeten.

„'n Tag, Herr Schwiegersohn. Hast du schon gefrühstückt?" krähte ihn der alte Herr mit seiner trockenen, brüchigen Greisenstimme an. Und als Tillmann verneinte, hieß er die Wirtschafterin sich tummeln, kalten Aufschnitt, Brot, Butter und eine Flasche Rotspohn auffahren. „Damit mußt du vorlieb nehmen," wandte er sich dann wieder an den Schwiegersohn. „Auf warme Extraschüsseln sind wir über Mittag nicht eingerichtet. Um halb sieben wird gegessen. Jetzt mache ich nur ein knappes Stündchen Pause. Also setz' dich und mach's kurz. Wenn

einem der Schwiegersohn so unangemeldet hereingeschneit kommt, läuft es menschlicher Voraussicht nach auf einen Pump hinaus. Damit wirst du kein Glück haben; du wirst dich erinnern, was ich dir über diesen Punkt gesagt habe. Dabei muß es bleiben. Also schieß los!" Und er machte sich wieder über sein mit Fleischbrei gefülltes Omelette her, das er in seinem zahnlosen Munde eilfertig vermummelte.

Diese Begrüßung war nicht gerade vielversprechend; aber Tillmann gab sich einen Ruck und bemühte sich, seinen übernächtig schlaffen Mienen einen überlegenen, zuversichtlichen Ausdruck zu verleihen. „Diesmal irrst du dich doch, lieber Schwiegerpapa," begann er mit erkünstelter Heiterkeit. „Ich habe nicht die Absicht, deine Börse zu erleichtern. Ich habe die weite Reise unternommen, um in einer Frage, aus der ich mir keinen Ausweg weiß, an dein reifes Urteil zu appellieren. Es handelt sich diesmal auch nicht um ein neues geschäftliches Unternehmen, sondern . . . . ." er stockte und wartete ab, bis

die Haushälterin ihm Teller und Besteck aufgedeckt und sich wieder entfernt hatte, bevor er, seine Stimme dämpfend, fortfuhr: „Also die Sache ist die: unsere Ehe ist allmählich unmöglich geworden. Wir quälen uns langsam zu Tode; aber Elfriede verweigert mir rundweg die Scheidung."

Der alte Haberkorn trug wie immer, wenn er im Geschäfte war, einen zugeknöpften schwarzen Gehrock, hohen weißen Kragen und schwarz atlasnen Bindeschlips. Und als er sich jetzt, seine Gabel geräuschvoll auf den Teller fallenlassend, in seinem hochlehnigen Stuhle steif aufrichtete, verlieh ihm diese schwarze Uniform der strengen Respektabilität eine bedrückende Überlegenheit über den armen Sünder im zerknitterten grauen Sakko. „Mensch, du verdirbst mir den Appetit!" fauchte der alte Herr den Schwiegersohn böse über den Tisch herüber an. Seine buschigen Brauen sträubten sich, als er die hohe, kahle Stirn in Falten legte und mißbilligend sein Gegenüber ins Auge faßte.

„Das tut mir sehr leid," versetzte Till-

mann achselzuckend, „aber du hast mir ja befohlen, ohne schonende Vorbereitung loszuschießen."

„Aber ich habe eine schlechte Verdauung — wenn ich mich beim Essen aufrege, kriege ich meine Blähungen." Der alte Herr stumpte seine unschuldige Gabel mit wütenden Knurrlauten auf dem Teller herum und dann fuhr er brummig fort: „Also das ist nun nicht mehr zu ändern. Was soll denn das heißen, i h r quält euch zu Tode? Wenn Elfriede nichts von Scheidung wissen will, wird sie wohl nicht so große Bange haben vor dem Zu-Tode-gequält-Werden. Du wirst sie bloß los sein wollen, weil du es auf ein anderes Frauenzimmer abgesehen hast. Natürlich — ich kenne dich doch, mein Lieber."

Der scharfe Ausfall des boshaften Alten gab Tillmann die Haltung wieder, so daß er mit überzeugender Ruhe zu versichern vermochte, es handle sich diesmal nicht um eine neue Liebschaft, die ihm vielleicht nur vor-

übergehend die Gattin verekelt habe, sondern eben wirklich um die Unmöglichkeit, die enge häusliche Gemeinschaft in einer von Mißtrauen und Verbitterung vergifteten Luft aufrechtzuerhalten. Er käme zu keinem klaren Gedanken, zu keiner freudigen Arbeitsstimmung mehr, die Gemüter der Kinder müßten auf die Dauer schweren Schaden nehmen und Elfriede könnte sich auch nicht durch den Trotz allein aufrecht erhalten. Die ewige Quälerei müßte sie schließlich doch auch zugrunde richten.

Tillmann hatte mit tiefer Überzeugung gesprochen und der Alte hatte ihm aufmerksam zugehört; freilich mit einem Gesicht so sauer, daß es für einen Zehnlitertopf voll Gurken ausgereicht hätte. Der Ernst der Stunde hinderte auch Tillmann keineswegs, mit Heißhunger über den vortrefflichen kalten Aufschnitt herzufallen, den ihm die Wirtschafterin nunmehr auftischte. Er hinderte ihn auch nicht, dem verknitterten Schwiegervater, der seinen Brei trocken herunterwürgte, einen großen Schluck des vortrefflichen Margaux

in korrektester Form und mit liebenswürdigem Lächeln zuzutrinken.

Josua Haberkorn sah dem Schmausenden eine ganze Weile mißbilligend zu, bevor er sich also vernehmen ließ: „Ahem, hä! Ich begreife nicht, was ihr heutigen Menschen für eine Auffassung von der Ehe habt. Glaubt ihr etwa, man heiratet zum Vergnügen? Meine Selige hat auch mit dreißig Jahren schon angefangen aufzugehen wie Kuchenteig. Konnte mir auch eine Schönere denken, und sie hat sich auch nicht egal nach dem Evangelium gerichtet — ich meine ‚sanftmütig und von Herzen demütig'. Nörgeln und quängeln und einen pisacken, das tun sie doch alle, die Weibsleute! Sie kommen ja nicht raus, darum müssen sie sich im Hause auswettern und unsereins muß Blitzableiter spielen. Aber das ist nun mal so und daran gewöhnt man sich doch. Was willst du denn, Junge? Das ganze Leben wäre doch überhaupt ein Geschäft, das einfach nicht zu machen ist, wenn man sich nicht an die menschliche Dummheit und die menschlichen Schwä-

chen und überhaupt an den ganzen verfluchten Kram gewöhnen täte. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier; und das ist sein Glück, denn wenn das nicht wäre, dann müßten sich alle anständigen Menschen schon in ihrer blühenden Jugend aufhängen. Jawohl, so ist es. Die Ehe ist kein Turteltaubenstall — das hat der Herrgott keineswegs beabsichtigt mit dieser Einrichtung. Der Ehestand ist wie so 'ne Mühle, ein harter Stein oben und ein harter Stein unten und was dazwischen kommt, das wird kaput gemahlen; aber das Mehl, was dabei rausfällt, gibt doch ein nahrhaftes und schmackhaftes Brot. Das will ich ja gerne zugeben, daß es einem manchmal leid werden kann mit der sogenannten Liebe und daß einem eklich die Zeit bei lang wird; aber schließlich kommt doch denn auch die schöne Zeit, wo es mit den bösen Lüsterchen vorbei ist und denn lernt man es erst schätzen, was so 'ne Olsche wert ist, mit der man sich 'n ganzes Leben lang zusammen geplagt hat und hat die Kinder miteinander groß werden sehen und weiß

nun endlich, wozu man dagewesen ist auf der Welt. Zu meiner Zeit haben sich ordentliche, solide Leute überhaupt nicht scheiden lassen, und ich bin der Meinung, daß das auch heute noch immer bloß ein Zeichen von Fahrigkeit und Willensschwäche und allgemeiner Unzuverlässigkeit ist."

„Danke ergebenst," lächelte Tillmann in einer Anwandlung von Galgenhumor, indem er dem Strafprediger abermals ein ganzes Glas Margaux zutrank. Und dann fügte er mutig hinzu: „Ich will mir nicht anmaßen, das Charakterbild, das du von mir entworfen hast, zu korrigieren, lieber Schwiegerpapa, ich möchte nur in aller Bescheidenheit bemerken, daß man auch zu dem Glück der Gewohnheitstiere g e b o r e n sein muß. Manche Leute können sich eben einfach nicht vornehmen: nun will ich mal vernünftig sein und Gewohnheitstier werden. Bei besonders lebhaft empfindenden und nun gar bei denkenden Menschen ist das einfach unmöglich."

„Ah, das sind man Redensarten," grinste

Josua Haberkorn verächtlich. „Ich möchte man bloß wissen, weshalb du vom Herrgott eine Extrawurst verlangst. Was bist du denn eigentlich Besonderes? Nee, nee, ich will die alten Geschichten nicht wieder aufwärmen; aber als Zivilist hast du doch bisher nichts Extranes geleistet, deucht mich. Das lebhafte Empfinden, mit dem du dich dicke tust, dürfte man ein Fehler deiner Jugend sein. Na, und was du so Großartiges zu denken hast — das weiß ich ja nicht. Bei deinen Geschäften hast du dir wenigstens meistens das Verkehrte gedacht, deucht mich. Nimm dir an mir ein Beispiel. Ich konzentriere meine Gedanken auf mein Geschäft und zwar ganz geradeaus und meistens richtig. Und wenn ich denn nach Hause komme, denn döse ich und denn schlafe ich. Und dabei bin ich sechsundsiebzig Jahre geworden und gesund geblieben und habe meine gute Olsche nu schon um zwanzig Jahre überlebt. Ich möchte nu aber wirklich gerne wissen, wieso ich dir aus der Bredouille helfen soll, wenn du nicht selber dazu imstande bist?“

Auf diese Frage hatte Tillmann die Antwort fertig mitgebracht. Er gab sie ohne Zögern: „Ich sehe nur eine Möglichkeit vor mir, für meine Person wieder hochzukommen und die unheilvollen Folgen für die Kinder und für Elfriede abzuwenden: Trennung. Ob Elfriede sich dann über lang oder kurz doch entschließt, in die Scheidung zu willigen oder ob sie es einsieht, daß sie mich bisher immer falsch behandelt hat und sich für ein ganz anderes Verhalten entscheidet, das lasse ich dahingestellt. Räumliche Trennung auf längere Zeit halte ich aber durchaus für notwendig, um sich wenigstens einmal beiderseitig innerlich klar zu werden über die Möglichkeiten einer Fortführung dieser Ehe. Unglücklicherweise erlauben es mir meine Mittel nicht, unabhängig von Elfriedens Vermögen mich auf eigene Füße zu stellen . . . .“

„Aha!“ krähte der Alte hohnvoll triumphierend dazwischen. „Jetzt kommt's.“

„Doch nicht,“ wehrte Tillmann ärgerlich ab. „Wenn du es mit mir gut meinst, geht es ohne Anleihe ab. Also ich habe mir ge-

dacht, du könntest mir entweder ermöglichen, in München allein zu bleiben, um meinen Geschäften dort weiter nachzugehen, indem du Elfriede und die Kinder vorläufig zu dir hierher ins Haus nimmst, oder aber du gibst mir durch deine Verbindungen Gelegenheit, im Ausland eine Stellung anzunehmen."

Der alte Herr knurrte etwas Unverständliches vor sich hin; aber Tillmann war immerhin zufrieden damit, daß er seine Vorschläge nicht gleich höhnisch zurückwies. Josua Haberkorn sah nach der Uhr und raffte sich sichtlich erschrocken von seinem Stuhle auf: „Igittigitt!" meckerte er bestürzt, „schon zehn Minuten über meine Zeit — das kommt sonst nie vor bei mir. Na, werd' mir's überlegen. Weißt du, Rohde, kannst heute Abend bei mir essen, dann reden wir weiter. Inzwischen sollst du 'ne Zigarre haben."

Er schritt schlurfend und vornübergebeugt, dürr und schwarz nach seinem Wohnzimmer und entnahm mit einer gewissen Feierlichkeit seinem sorgfältig verschlossenen Zigarrenschranke ein schön bebändertes und bebilder-

tes Kästchen und überreichte ihm daraus eine große dicke Zigarre. „Da, direkter Import. Hast du eigentlich nicht verdient; aber ich kann sie doch nicht selber rauchen, vertrag' sie nicht mehr."

Und mit einer Handbewegung war der Schwiegersohn entlassen.

In einer fremden Stadt bei abscheulichem kalten Nebel und Regenwetter eine Reihe von Stunden totschlagen zu müssen, das rechnet wohl kein Mensch zu den Lichtseiten des Daseins. Tillmann war wütend auf den alten Haberkorn, weil er nicht auf den für einen anständigen Schwiegervater nächstliegenden Gedanken gekommen war, ihm in seinem Hause Obdach anzubieten. Nun hatte er die Wahl, ob er bei diesem Hundewetter die bekannten Sehenswürdigkeiten Bremens besichtigen oder aber in seine Ausspannung zurückkehren und sich in dem engen Raume, der nur eben Bett, Wasch- und Schreibtisch, sowie einen Kleiderständer umschloß, tiefsinnigen Betrachtungen hingeben sollte. Er entschloß

sich schließlich für das Letztere und legte sich, nachdem er sich seiner schmutzigen Stiefel entledigt hatte, auf das Bett. In seinem Bemühen, sich einen geschickten Angriffsplan gegen das lederne Gemüt des alten Strohhut-Grossisten zurechtzulegen, überraschte ihn der freundliche Schlummer und half ihm über den größten Teil des Nachmittags hinweg.

Als er dann zur angegebenen Stunde wieder in der Privatwohnung des Schwiegervaters erschien, natürlich immer noch in seinem abgetragenen Reiseanzug und den schmutzigen Stiefeln, entging es ihm nicht, daß der alte Herr, während er ihm die knochige Greisenhand reichte, ihn von Kopf bis zu Füßen mißbilligend betrachtete. Das freute ihn. Absichtlich forsch begann er: „Du hast ganz recht, lieber Schwiegerpapa, schön ist anders. Ich weiß auch, was sich gehört, und da du englische Tischzeit hast, wäre ich auch nach englischer Sitte mindestens in full dreß jacket erschienen; aber ich habe meinen großen Koffer auf dem Bahnhofe gelassen, bis ich weiß, wohin mit mir. In

dem Hundeloch, das ich vorübergehend bewohne, hätte er überhaupt gar nicht Platz."

Selbst diese gewalttätige Anregung fruchtete nichts. Der Alte mummelte nur undeutlich vor sich hin: „Na ja, na ja, laß man, denn bist du entschuldigt." Aber es fiel ihm nicht ein, mit einer Einladung herauszurücken.

Glücklicherweise schien die Wirtschafterin normalere Anschauungen über die Ausdrucksformen engster verwandtschaftlicher Beziehungen zu hegen, denn sie hatte ein vortreffliches Mahl von vier Gängen gerichtet und außer dem schon bekannten alten Margaux auch noch eine feinere Marke Rheinwein im silbernen Kübel aufgestellt. Da es nun aber bekanntermaßen eine beschämende, jedoch nicht wegzuleugnende Tatsache ist, daß über einer liebevoll zubereiteten Mahlzeit der leibhaftige Teufel seine Bosheit vergißt und Bacchus auch da noch siegreich bleibt, wo Frau Venus schon lange nichts mehr ausrichtet, so begann Josua Haberkorn, der Eiszapfenmann, unter der Einwirkung der zahlreichen Calorien, die er sich einverleibte, langsam aufzutauen, während

der feurige Wein seinen um diese Zeit schon zum Dösen gestimmten Geist freundlich ermunterte. Bei der Gänseleberpastete konnte er es allerdings noch nicht unterlassen, auf die Wirtschafterin zu schelten, die ihm solche streng verbotenen Unverdaulichkeiten vorzusetzen wage und beim Braten hielt er sich an das umgebende Gemüse, um den Schwiegersohn nicht merken zu lassen, daß er Fleisch nicht mehr zu kauen imstande sei; aber die süße Speise, ein köstlich geratener, schaumiger Zitronenauflauf, fing ihn bei seiner schwachen Seite und stimmte ihn geradezu menschenfreundlich.

„Tja, min Jong," begann er, als er sich zum zweiten Male von diesem Auflauf nahm, „jetzt denkst du dir: futtre du man bis dir die Plautze platzt, denn sind wir dich los, oller Ekel und begraben mit dir zugleich auch unsere Scheidungsabsichten — denn so weit wird deine Freiheitsbegeisterung ja wohl nicht gehen, daß du dich angesichts einer fetten Erbschaft auf eine Junggesellenbude und ein Monatseinkommen von zweihundert Mark

zurückziehst. Aber ich sage dir, es kommt anders. Meinetwegen brauchst du deine Dispositionen nicht umzustoßen. Ich halte es, wie es in den soliden alten Häusern immer gehalten worden ist; das heißt: die Töchter kriegen bei der Hochzeit ein für allemal ausgezahlt, was sie zu erwarten haben und das Übrige, einerlei ob es sich inzwischen vermehrt oder vermindert, bleibt für den Sohn oder die Söhne, vorbehaltlich, daß sie das Geschäft fortsetzen. Bei uns liegt die Sache so, daß mein Sohn Fritz, der gegenwärtig das Haus in Panama vertritt, nach meinem Tode Seniorchef wird und mein Sohn Alwin, der sich in Caracas bereits selbständig gemacht hat, noch zukriegt, was er zur Vergrößerung seines Hauses braucht. Elfriede ist ein für allemal abgefunden und hat nichts mehr zu erwarten. Ist das klar?"

„Vollkommen," versetzte Tillmann mit leichter Verbeugung. „Gestattest du, daß ich dir mit derselben Klarheit meine Verhältnisse auseinandersetze? Also die Sache ist die: Meine verunglückten Spekulationen haben

ungefähr achtzigtausend Mark verschlungen. Elfriede hat also noch ungefähr hundertzwanzigtausend Mark übrig behalten. Da sie mit Geld umzugehen weiß und auch einen lebhaften Sinn für Geschäfte besitzt, wird sie ihr Vermögen höchstwahrscheinlich zu vermehren wissen, unter allen Umständen aber imstande sein, sich und die Kinder einigermaßen anständig damit zu erhalten. Ich würde im Falle der Scheidung selbstverständlich auf alles verzichten. Um mich aber in Stand zu setzen, baldmöglichst wenigstens zur Erziehung der Kinder etwas beitragen zu können, möchte ich dich bitten, mich an einen Geschäftsfreund über See zu empfehlen, am besten vielleicht deinem Sohne in Caracas."

Der Alte kicherte höchst belustigt in sich hinein: „Ja, das möchteste wohl. Ich denke, du hättest reichlich bewiesen, daß du eben kein Geschäftsmann bist. Wie kann ich denn da meinem Sohne den abgesägten Ehemann seiner Schwester empfehlen — vorausgesetzt, daß Elfriede dich überhaupt absägen will?"

Tillmann wurde dunkelrot vor Ärger,

nahm sich aber zusammen und erwiderte sanftmütig: „Schön, ich gebe zu, daß ich nicht zum Geschäftsmanne geboren bin; ich bin eben Soldat. Wenn heute irgendwo ein schöner Krieg ausbräche, würde ich mich sofort derjenigen Partei, die meiner Meinung nach für die bessere Sache kämpft, zur Verfügung stellen, ganz gleichgültig, in welchem Erdteile ich fechten sollte. Da aber gegenwärtig noch die ganze Menschheit von den letzten Balkan-Metzeleien die Nase voll zu haben scheint, muß ich diese Absicht wohl vorläufig aufgeben. Daß ich kein Kapital besitze, um auf eigenes Risiko ein geschäftliches Unternehmen anzufangen, ist ein wahres Glück für mich; aber wenn ich sicheren Boden unter den Füßen fühle und als Angestellter nur auszuführen habe, was man mir aufträgt, so stehe ich meinen Mann. An strenge Pflichterfüllung bin ich gewöhnt und Arbeit scheue ich nicht."

Der Alte wiegte sein vertrocknetes Köpfchen hin und her und ließ sich nach kurzer Bedenkzeit also vernehmen: „Ja, das mag ja denn wohl sein. Für denjenigen, an den

ich dich empfehle, wird aber doch nichts Rechtes dabei herauskommen, denn du bist ja doch nicht mit der Seele dabei. Du springst ja doch ab, wenn der Wind umspringt und dir eine neue Witterung in die Nase sticht. Elfriede hat mir zum Beispiel geschrieben, daß du dich mit der Absicht trägst, Kapellmeister zu werden. Das genügt mir schon, hä! Wer überhaupt solche künstlerische Schnacken im Kopfe hat, der gibt nie einen rechten Geschäftsmann ab. Ich für meine Person habe für Kunst nicht viel übrig; aber deswegen sage ich doch: wenn einer nun mal son dumm Tüg für wichtig hält, denn soll er auch den ganzen Menschen daransetzen und zeitlebens dabeibleiben. Der Mensch kann man eine Sache ordentlich betreiben; Vielseitigkeit ist immer verdächtig und meistens überflüssig."

Tillmann widersprach lebhaft: „Das kann ich nicht zugeben. Die Einseitigen sind immer nur die Handlanger und Kärrner. Die Baumeister der Zukunft waren immer die Vielseitigen."

Der alte Herr trank ihm zu und grinste alsdann überlegen: „Na, denn Profit, Herr Oberbaurat. Meiner Schätzung nach bist du bereits in den Vierzigern. Was hast du denn schon alles aufgebaut, bitte, oder wann willst du denn damit anfangen?“

Der Hieb saß. Tillmann ärgerte sich so gründlich darüber, daß er, allen Respekt beiseite setzend, mit einem Gegenhieb parierte: „Ich maße mir durchaus nicht an, zu den Führern der Menschheit zu gehören; aber andrerseits habe ich allerdings auch nicht das mindeste Verständnis dafür, wie sich ein Mann von Geist und Herz damit bescheiden kann, sein ganzes Leben — na, sagen wir zum Beispiel, Strohhüte zu verkaufen.“

„Kann er, Herr Rohde! Kann er sehr schön,“ krähte der Alte vergnügt. „Daß du das nicht verstehst, ist ja eben für mich der deutlichste Beweis, daß du zu nichts Vernünftigem zu gebrauchen bist, Herr Rohde. Meine alten Freunde haben sich meistens schon längst in ihre schönen Villen zurückgezogen und beschäftigen sich nur noch mit Zei-

tunglesen, Blumenbegießen und all so'n Kram. Ich aber bleibe in meinem Geschäfte tätig, bis mich mal auf meinem Kontorstuhl der Schlag rührt. Ich mag mir nicht überflüssig vorkommen, das ist die Sache. Strohhüte sind mir an und für sich ganz gleichgültig; aber da der glückliche Zufall es nu mal so gewollt hat, daß ich der Erste war, der in Deutschland das Bedürfnis nach einem bestimmten Strohhut geweckt hat, so fühle ich mich verpflichtet, die Deutschen so lange mit diesem Strohhut zu versorgen, bis es der Mode einfällt, den Kopf mit Pappe oder meinetwegen mit Wellblech zu bedecken. Denn räume ich eben das Lager und werfe mich auf Wellblech — tja! Kiek, so denkt ein richtiger Kaufmann. Wenn Deinesgleichen aber heute mit Wellblech anfängt, dann liebäugelt es morgen schon mit Dachpappe. Und wenn ihm die Dachpappe zu sehr stinkt, denn macht's übermorgen einen Blumenladen auf. Herr Rohde zum Beispiel züchtet heute Känguruhs und morgen schlägt er den Takt zu einem Walzer von Strauß. Es wundert

mich gar nicht, wenn solche Leute sich scheiden lassen — das ist eben bei ihnen schon so Gewohnheit. Sie scheiden sich ja auch alle Augenblicke von ihrem Beruf."

Tillmann gab das Rennen auf. Sie saßen inzwischen schon bei einer Zigarre in dem behaglich warmen, altväterischen Wohnzimmer, und der alte Herr hatte den Feierabend noch dadurch betont, daß er sich auf seinen kahlen Schädel, der von einigen wenigen darüber gekämmten dünnen Haarsträhnen notdürftig bedeckt war, ein sauberes Sammetkäppchen stülpte. So stellte er in seinem bis oben zugeknöpften Gehrock einen Patriarchen der Ordnung, Pünktlichkeit und Gediegenheit vor, einen schwarz gestrichenen Wegweiser zu allen staatserhaltenden Bürgertugenden. Tillmann war so verärgert, daß ihm selbst die vortreffliche Havanna nicht schmecken wollte: „Ach was," fuhr er schließlich fast grob heraus, „wenn ich in deinen Augen nun einmal so eine vollendete Mißgeburt bin, dann wird mir wohl nichts übrigbleiben, als in den Vereinigten Staaten die

herkömmliche Laufbahn entgleister Offiziere einzuschlagen."

Ungerührt ergänzte Josua Haberkorn: „Du willst sagen, mit Tellerspülen anfangen und günstigenfalls als Oberkellner endigen. Stimmt, mein Sohn. Zu etwas anderem dürftest du es auch in den U. S. A. nicht bringen. Also kann ich dir nichts besseres raten, als: kehre du man in den heiligen Ehestand zurück. Das ist ja, nebenbei gesagt, auch die beste Vorbereitung auf den Krieg. Und wenn der Krieg kommt, denn kannst du ja zeigen, was du wert bist."

„Er kommt ja nicht," fuhr Tillmann verzweifelt auf. „Die ganze Welt zittert und bebt ja vor Angst vor dem Augenblicke, wo einmal alle die vorbereiteten Minen auffliegen sollen. Und wir, die wir am stärksten gerüstet sind, haben die größte Angst. Um Gotteswillen! der Handel mit Panamahüten könnte ja durch den Krieg ins Stocken geraten."

Der Alte schien gar nicht beleidigt. Er meckerte vergnügt: „Nu, Gott Lob, ich habe

mich nach Kräften eingedeckt; aber das sage ich dir: der Krieg kommt! Der Krieg ist einfach fällig. Ich habe meine sicheren Nachrichten von drüben. Die Engländer wollen nu nicht mehr lange ruhig zukucken, wie wir ihnen im Welthandel über den Kopf wachsen, Der Engländer erzwingt den Krieg, sage ich dir. Er wird es wie immer machen und an dere Völker vorschicken, um für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wenn der Engländer Krieg nötig hat, dann macht er ihn auch, darauf kannst du dich verlassen. Und wenn es losgeht und du ziehst geaen den Engländer, denn hast du meinen Segen — und die Ausrüstung will ich dir auch noch bezahlen, denn dann geht's um's Ganze, nämlich um das Monopol im Welthandel. Das ist für den Engländer das Allerheiligste. Dafür lügt er sich krumm und dafür verspritzt sogar der Gentleman sein gutes Blut."

Tillmann nickte trübsälig. „Glaub's schon," sagte er. „Den Engländern traue ich alles zu; aber unsere Diplomaten, Reichsboten und Konsorten? Äh! Das sind Fadenwürmer, die

finden überall einen Einschlupf. Ich fürchte doch, ich werde so oder so erledigt sein, ehe der gebenedeite Krieg kommt."

Der Alte schwieg eine Weile, dann sagte er in auffallend mildem Tone: „Du tust mir leid, Rohde. In einem Punkt will ich dir ja Recht geben: eine Trennung auf längere Zeit wäre für euch beide ganz gesund. So habe ich es auch immer gemacht, wenn ich mal mit meiner Olschen gar zu verknurrt war. Dann habe ich sie ins Bad geschickt oder ich habe eine große Geschäftsreise gemacht. Das hilft denn immer für einige Zeit. Elfriede zu mir einzuladen, das hat doch keinen Zweck. Sie kommt nicht, wie ich sie kenne. Und Kinder im Hause sind auch nicht mein Geschmack. Aber du solltest mal, sagen wir sechs Wochen, auf Reisen gehen. Sieh dir mal Norddeutschland an, da kannst du was lernen. Es soll mir auch nicht darauf ankommen, zu den Kosten etwas beizutragen."

Die Art, wie der alte Haberkorn dieses Angebot vorbrachte, ärgerte Tillmann dermaßen, daß ihm wütend das Wort heraus-

fuhr: „Bedaure, Trinkgelder nehme ich nicht.“ Und kaum hatte er es gesagt, da tat es ihm auch schon leid und er bemühte sich, den Eindruck seiner Schroffheit dadurch zu verwischen, daß er dem Alten weitläufig auseinandersetzte, daß eine zeitweilige Trennung auch wenn es auf sechs Monate statt auf sechs Wochen wäre, an der schroffen Gegensätzlichkeit ihrer Naturen nichts bessern werde. Er mühte sich um eine psychologische Zergliederung von Elfriedens Wesen, wobei er ihr möglichste Gerechtigkeit widerfahren ließ, führte ihre Unfähigkeit zur Freude, ihren Mangel an Naivetät, das gänzliche Fehlen des Musiksinnes bei ihr ins Feld und gab im Gegensatz dazu eine Schilderung seines eigenen Selbst, als das eines Temperaments-, Phantasie- und Gefühlsmenschen von stärkstem Zärtlichkeits- und Schönheitsbedürfnis, der ....

Während er noch nach einem passenden Ausdrucke suchte, hob er den Blick und bemerkte, daß der Herr Schwiegervater sanft eingenickt war. Das Kinn lag auf der schwarzen Halsbinde auf, der zahnlose Mund war

leicht geöffnet und die Augen fest geschlossen. Da er aber durch das plötzliche Verstummen Tillmanns nicht aufwachte, so erhob sich dieser geräuschlos und verließ auf den Zehen schleichend das Zimmer. Er suchte die Haushälterin auf und teilte ihr seine Adresse mit, für den Fall, daß Herr Haberkorn ihn morgen im Laufe des Vormittags noch zu sprechen wünsche. Dann verfügte er sich auf eine Stunde in ein Kaffee und blätterte dort die Bremer Zeitungen durch, um unter den Anzeigen vielleicht etwas Passendes für sich zu finden. Vergeblich. Mißmutig schlenderte er dann endlich nach seinem Gasthofe zurück.

Am anderen Morgen rechnete und überlegte er. Wenn der Schwiegervater ihm wirklich nicht übers große Wasser half, dann blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als wieder nach München zurückzukehren und die Affenschande auf sich zu nehmen. Er hatte nur noch so viel Geld übrig, daß es, in der verwünschten dritten Klasse, eben noch bis München reichte, nicht aber für die teuren

Frachtgebühren des großen Koffers. Da fiel ihm ein, daß er in Berlin einen lieben Kameraden aus seiner Soldatenzeit wohnen habe, der als Hauptmann seinen Abschied genommen und eine glänzend bezahlte Stellung in der Waffenindustrie erlangt hatte. Rasch entschlossen fragte er bei diesem Herrn telegraphisch an, ob er darauf rechnen dürfe, ihn in den nächsten Tagen daheim zu treffen. Da er einmal auf der Straße war, machte er auch noch einen Versuch, in zwei Apotheken den Eigentümern seine Vigorin-Tabletten aufzuschwätzen. Der erste Apotheker lachte ihn aus, der zweite Apotheker wurde grob.

Als bis um einhalb zwei Uhr mittags in seinem Gasthofe noch keinerlei Botschaft vom Herrn Schwiegervater eingelaufen war, verwünschte Tillmann mit einem altbayrischen Kernfluch sowohl den Strohhutmagnaten wie die Republik Panama und ganz Norddeutschland obendrein. Er würgte einen billigen Schlangenfraß hinunter und erkundigte sich dann am Bahnhofe nach den im Laufe des Nachmittags nach Berlin abgehenden Zügen.

Als er wieder in seine Ausspannung zurückkehrte, überreichte ihm der Türhüter die Drahtantwort auf seine Depesche nach Berlin. Der Freund war daheim und freute sich auf seinen Besuch. Dieser erste Lichtstrahl wirkte Wunder. Tillmann Rohdes Nerven strafften sich, Zuversicht schwellte seinen Busen und mit seinen durchgeweichten Stiefeln trat er plötzlich fest auf wie ein Mann, der etwas vorstellt und sich seines Wertes bewußt ist. Da die Rechnung noch ein wenig unter seiner Schätzung zurückblieb, so verteilte er anständige Trinkgelder als erstes beweiskräftiges Zeichen seiner neu gewonnenen Neigung zur Daseinsbejahung. Nachdem er seinem unglückseligen Koffer einige bessere Kleidungsstücke und Wäsche entnommen und in einen Karton verstaut hatte, fuhr er mit dem nächsten Zuge wohlgemut nach Berlin ab.

Da sein Freund verheiratet war, konnte er ihn nicht gut noch nächtens überfallen und er mußte abermals nach einer billigen Unterkunft suchen, die er denn auch in einem

unscheinbaren Hotel garni in der Dorotheenstraße fand. Am anderen Morgen suchte er, so früh es sich irgend mit dem gesellschaftlichen Anstand vereinigen ließ, den Herrn Hauptmann von Ingelfingen auf, und zwar in seiner Fabrik, draußen in Moabit. Gott Lob! Ingelfingen war derselbe ge lieben, und so konnte er sich denn ein langes Umschleichen des heißen Breies ersparen und ihm sofort mit den Tatsachen aufwarten. Der Schluß war der: „Also schau, lieber Freund, so liegt das Spiel. Ich muß mich unbedingt von meiner Frau unabhängig machen und aus dieser gottsjämmerlichen Provisionsjägerei heraus, die mir nachgerade zum Speien geworden ist. Schaffe mir eine menschenwürdige Existenz."

Herr von Ingelfingen verleugnete auch im schlichten Gewande des Bürgers den Soldaten keineswegs. Er bewegte seine behäbige Majorsgestalt noch aufrecht und behende genug und aus seinem gesund gebräunten, feisten Gesicht blickten ein paar scharfe, aber menschenfreundliche Augen. Er

überlegte sich den Fall eine kurze Weile und dann sagte er gütig lächelnd: „Ja, mei Liaber, an mir soll's sei net fehlen. Mußt aber net denken, daß des so glatt geht. Es besteht in der Industrie, wie anderwärts wahrscheinlich auch, ein Vorurteil gegen ums Eck verschwundene Offiziere. Nebenbei bemerkt, auch mit einer gewissen Berechtigung. Die kavaliermäßige Auffassung ungewohnter Berufspflichten wird allgemein gefürchtet. Na, ich sollte meinen, du müßtest dir diese Auffassung schon einigermaßen abgewöhnt haben, und ein Neuling in kaufmännischen Dingen bist ja auch net. Aber schau, nimm mir's net übel, es muß doch seinen Grund haben, daß du's mit deinem Witz und deinem Schneid in zehn Jahren noch zu nix Rechtem gebracht hast. Hast du denn zum Beispiel nie versucht, dich auf waffentechnischem Gebiet zu betätigen? Mit einer glücklichen Erfindung kann man heutzutage im Umsehn zu Vermögen kommen. Die politische Atmosphäre ist unheimlich gespannt, das kann dir nicht entgangen sein, und es wird in

allen Zweigen der Waffenindustrie fieberhaft gearbeitet, um in aller Heimlichkeit neue Mordwerkzeuge zu schaffen, von denen unsere Feinde noch nichts ahnen. Also, wenn du eine Idee hättest ..... Ich beherrsche das Gebiet so ziemlich und könnte dir immerhin nützliche Winke geben."

Da schlug sich Tillmann vor die Stirn und sprang lebhaft von seinem Stuhle auf: „Du, ich habe eine Idee! Ich habe sogar schon ein Patent darauf; nämlich ...." Aber da stockte er. Bisher hatten ihn noch alle die wenigen Menschen, denen er von seinem Patent erzählt hatte, einfach ausgelacht und er brachte das Wort Handgranate nicht über die Zunge. Erst als ihn Ingelfingen ehrenwörtlich durch die Zusicherung tiefster Verschwiegenheit lächelnd ermunterte, beugte er sich zu dessen Ohr herab und flüsterte ihm schämig errötend zu: „Alsdann, es ist nämlich eine Granate, die wo man mit der Hand werfen tut."

Tillmann war maßlos erstaunt, als Ingelfingen nicht in das erwartete Hohnge-

lächter ausbrach, sondern ganz ernsthaft erwiderte: „Ja, warum denn nicht? Da hast du sogar eine gute Witterung gehabt. Wir wissen nämlich durch unsere Spionage, daß die Russen bereits etwas dergleichen besitzen. Und wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß wir mit den Russen aneinander geraten, so könnte es doch sein, daß andere liebe Nachbarn die Dinger von den Russen übernehmen. Also probieren mir's halt. Hast du Zeichnungen zur Hand?"

„Die stecken in meinem großen Koffer auf dem Bahnhof in Bremen," gab Tillmann eifrig Bescheid und knüpfte an diese Auskunft eine verlegene Schilderung seiner augenblicklichen Geldnot.

Ingelfingen klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. „Harm di net, mei Liaber," sagte er lustig. „Des kriegen mir schon."

Er bot ihm an, seine Fremdenzimmer zu beziehen und sein Gast zu sein, bis die Aussichten für die Erwerbung seines Patents durch die militärischen Dienststellen geklärt seien. Dann führte er ihn in seinem Be-

triebe herum und nahm ihn schließlich zum Mittagessen in seine Privatwohnung in der Klopstockstraße mit.

Die frische Hoffnung hatte im Nu Tillmanns Gehirnmaschinerie so kräftig geölt, daß er bei Tische seinen Witz in tausend Facetten spielen ließ und so viele urdrollige Münchener Sprüch' vorbrachte, daß Frau von Ingelfingen, gleichfalls eine geborene Bayerin, von ihm einfach entzückt war.

Und als ihn seine freundlichen Wirte in sein nettes, behagliches Gaststübchen entlassen hatten, machte er sich sofort daran, einen langen Bericht an Helga Lorenz zu Papier zu bringen, einen Bericht, in welchem Josua Haberkorn die Stelle des Krokodils im Kasperlspiel vertrat und in grellen Höllenfarben abgeschildert war wie von der Hand eines Tuifele-Malers, während sein Freund Ingelfingen nebst seiner molleten Frau Gemahlin in himmlischer Gloria auf goldenem Hintergrunde erglänzten. Nachdem er noch um seinen Koffer an die Güterhalle in Bremen telegraphiert und seinen proletarischen

Umzug mit Handtasche und Pappschachtel von der Dorotheen- in die Klopstockstraße bewerkstelligt hatte, war sein Tagewerk für dies glückselige Heute getan und er tauchte wohlig wie ein Fisch, der längere Zeit in einer Regentonne gefangen saß und unverhofft wieder in sein heimisches Wasser geworfen wird, in die liebe gewohnte Umwelt kultivierten und militärisch geordneten Europäertums bayrischer Schattierung ein.

Viel zu langsam für Tillmanns Ungeduld entwickelte sich seine Patentangelegenheit, obwohl Ingelfingen seine vortrefflichen Beziehungen zu den in Frage kommenden Persönlichkeiten des Großen Generalstabs und des Kriegsministeriums mit allem Nachdruck arbeiten ließ. Immerhin wurde er nicht von vornherein glatt abgewiesen; aber die zugesicherte wohlwollende Prüfung nahm doch Wochen in Anspruch und er begann es bald genug recht peinlich zu empfinden, daß er seinem Freunde so lange auf der Tasche liegen mußte. Die paar Mark, die er von seinem Reisegeld übrig behalten hatte, waren in

wenigen Tagen ausgegeben gewesen, und der Apotheker hatte sich geweigert, ihm weiteren Vorschuß zu zahlen, wenn er nicht sofort nach München zurückkehre. Allerdings war Ingelfingen so glänzend gestellt, daß er auch durch die recht beträchtlichen Ausgaben, die ihm, abgesehen von der Bewirtung im Hause, durch das Freihalten Tillmanns in Theatern und Restaurants erwuchsen, noch nicht empfindlich geschädigt wurde; aber drückend blieb solche Armsäligkeit doch für Tillmanns Anstandsbegriffe. Als er dann endlich in den letzten Novembertagen vom Kriegsministerium mit einem unterzeichneten und gestempelten Vertrage über die Erwerbung seines Patentes in die Klopstockstraße heimkehrte, tat er einen leibhaftigen Luftsprung und mußte sich sogar ein paar dumme Freudentränen aus den Augen wischen. Er hatte ein ganz nettes Sümmchen als Vorschußzahlung a fond perdu erhalten und für den Fall der Ingebrauchnahme seiner Handgranate eine Tantième von ein paar Pfennigen für jedes Stück verbrieft bekommen. Das erste, was er von

seinem Handgelde bestritt, war ein höchst kostspieliges Blumenarrangement für Frau von Ingelfingen, das bereits eine halbe Stunde nach seinem stürmischen Eintritt ins Haus geschleppt wurde.

Die gute Dame schalt ihn mütterlich aus: „Sie werden nie auf einen grünen Zweig kommen, mein Bester,“ rief sie, ihm mit dem Finger drohend. „Eine vernünftige Frau muß es mit Ihnen schon recht schwer haben. Ich kann mich da sehr gut hineindenken. Wollen Sie mir ein offenes Wort erlauben?“

Tillmann küßte seine Fingerspitzen und lachte vergnügt: „Es wird mir ein Genuß sein. Schon auf der Schule haben mich meine Spezi einen spinneten Gischpel geheißen und mein ganzes Leben lang bin ich's gewöhnt, daß justament meine besten Freunde mich am schlimmsten z'sammengeschimpft haben. Das hat mich allmählich zum hürnenen Siegfried gemacht.“

„Dann verraten Sie mir bitte die Stelle, wo das Lindenblatt auf Sie gefallen ist,“

lächelte Frau von Ingelfingen. „Ich möchte nämlich gern Eindruck auf Sie machen."

Tillmann preßte beide Hände auf sein Herz und äugte sie drollig verliebt an. „Ist eh schon g'schehn," flüsterte er. „Gleich bei der ersten Vorstellung pfeilgrad da hinein. Also tuns Ihnen keinen Zwang an, Allergnädigste."

„Wenn Sie so g'spaßig gelaunt sind, hat es doch keinen Zweck," sagte die stattliche Dame mit erheucheltem Unwillen und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Er bat ab und setzte sich mit einer demütigen Armsündermiene auf das bescheidenste Stühlchen des üppigen Salons, um sein Urteil zu vernehmen.

Frau von Ingelfingen nahm ziemlich entfernt von ihm Platz und begann nach kurzem Nachdenken also: „Männer Ihrer Art sind für die Ehe nicht geschaffen, es sei denn, daß sie eine Frau finden, die ihnen an Temperament und Charakter ganz gleich ist und — jetzt kommt die Hauptsache: es sei denn,

daß sie in Verhältnissen leben können, die tiefere Konflikte und äußere Sorgen gar nicht aufkommen lassen. Sie sind nämlich — verzeihen Sie das harte Wort — ein liebenswürdiger Mann. — Nein, nein, ich meine das gar nicht ironisch. So ein Mann wie Sie hat es leicht, sich bei aller Welt beliebt und namentlich bei den Damen Hahn im Korbe zu machen. Können Sie es da einer Frau übelnehmen, wenn sie aus der eifersüchtigen Angst gar nicht herauskommt? So was kann nur gut ausgehen, wenn die Frau auch alle Eigenschaften besitzt, aus denen sich die weibliche Liebenswürdigkeit zusammensetzt und wenn sie obendrein noch sehr gescheit oder sehr leichtherzig ist. Nach allem, was Sie mir von Ihrer Ehe anvertraut haben, stimmt das bei Ihrer Frau leider nicht. Umsomehr hat sie Grund, sich fest an Sie zu klammern, weil unliebenswürdige Menschen fast immer am Bewußtsein ihrer Unerquicklichkeit leiden. Sie beneiden die glücklicheren Naturen und drängen sich in den Sonnenschein, der von ihnen ausgeht, um auch ein bißchen Wärme

abzubekommen. Ich bin fest überzeugt, daß Ihre Frau Sie — eben auf ihre Art — heftig liebt, und daß diese Heftigkeit immer mehr zunehmen muß, je mehr Jugendlichkeit und weiblicher Reiz von ihr selber weichen. Männer Ihrer Art werden ja überhaupt nicht alt, wogegen eine Frau umso rascher altert, je weniger liebenswürdig im allgemeinen Sinne des Wortes sie ist. Es ist darum ganz natürlich, daß sie sich immer schwerer und immer temperamentvoller an Sie hängen muß, je älter sie wird und ebenso natürlich, daß Ihnen, der Sie nicht altern, diese Temperamentsäußerungen immer zuwiderer werden müssen, je weniger sie der Frau zu Gesichte stehen."

Tillmann seufzte tief auf: „Stimmt! Pfeilgrad ins Schwarze getroffen," bestätigte er ernsthaft. „Ich habe mir das alles auch schon g'sagt — selbstverständlich ohne mir Elogen über meine Liebenswürdigkeit zu machen. Ich sehe den Konflikt darin, daß unsereins wirklich nicht alt werden kann, wie Sie ganz recht sagen; aber das ist kein unbedingter Vorzug. Man wird nicht alt, das

heißt: man wird nicht r e i f. Geht's einem schlecht, so grantelt man wie ein Greis und geht's einem gut, kommt gleich wieder der Lausbub zum Vorschein. So Leute hingegen, die von Jugend auf immer in Kampfstellung gegen die Mitmenschen gewesen sind, die werden früh reif und kriegen den kalten Blick für die Wirklichkeit. Schaun Sie, liebe Gnädige, meine Frau setzt fast immer ihren Willen gegen alle Welt durch, die zähesten Gegner geben ihr nach, schon weil sie sie anders nicht loswerden können. Unsereiner aber setzt nichts Ernsthaftes durch, weil man ihm keine Ernsthaftigkeit zutraut, weil man ihn für einen Simplizius Simplizissimus hält, der auf die dümmsten Lügen hineinfällt und sich mit den billigsten Versprechungen abspeisen läßt. Ich möchte sagen, die Leute meineten, unsereins hielte den Schaum, womit sie einem über den Löffel balbieren, für Schlagrahm und leckte sich gierig die Lippen danach."

„Ja, wenn Sie das so klar einsehen," lachte Frau von Ingelfingen fröhlich aus

ihrer Ecke heraus, „warum handeln Sie denn nicht danach?"

„Ja, wer kann denn aus seiner Haut schlupfen!" rief er verzweifelt. „Ich bilde mir ein — nein, ich weiß es ganz bestimmt, ich könnte ein einfach idealer Gatte und Vater sein, wenn ich die Frau hätte, die zu mir paßte."

„Gar nicht unmöglich!" versetzte seine Freundin, ihm ermunternd zunickend. „Sie müßten eine Frau haben, die Ihnen Mutter und Kind zugleich zu sein verstünde, also eine, die mit Ihnen spielt, wenn der Bub in Ihnen obenauf ist und gleichzeitig doch den Buben immer fest am Zügel hat, ohne daß er es merkt, gelt?"

„Wiederum pfeilgrad ins Schwarze!" bestätigte Tillmann in ehrlicher Bewunderung. „Aber jetzt sagen Sie bitte: Habe ich's denn verdient, daß ich zugrunde gehe? Wenn ich aus dieser Ehe nicht herauskomme, gehe ich doch zugrunde."

Die Dame seufzte und stellte die Gegenfrage: „Ja, hat es vielleicht Ihre Frau ver-

dient? Die wird doch wahrscheinlich auch sagen, sie müßte zugrunde gehen — und wahrscheinlich mit Recht; denn sie würde sich in ihrer Verbitterung dermaßen verbeißen, daß sie sich selbst und aller Welt zum Abscheu werden müßte. Und wer hätte es dann am meisten zu büßen? — Die Kinder. — Ja, sehen Sie, da haben wir uns festgerannt. Mein Mann sagt immer: jeder Mensch hat sein Schicksal verdient, und wenn er es nicht persönlich vor der Ewigkeit zu verantworten hat, dann doch sicher seine Vorfahren. Mag sein, daß er recht hat; kann aber auch sein, daß wir alle nur Spielball eines dummen Zufalls sind. Glücklich sind die Menschen, denen ein blinder Glaube über diese gräßlichen Fragen weghilft. Am glücklichsten sind die Menschen, die überhaupt nicht denken, die nur animalisch vegetieren, die Philister und Gewohnheitstiere."

Tillmann sprang auf und rief zornig aufwallend: „So ist es! Jawohl, Gott sei 's geklagt; aber so soll's nicht sein! Wenn ich das Glück in Händen habe, dann will ich

gern Philister aus Überzeugung sein; aber wenn ich das Glück zum Greifen nahe habe und fasse es nicht, dann bin ich eine Memme. Meine Religion heißt: Mann sein! Jawohl! Schaun Sie mich nur verwundert an: ich habe eine Religion, ich habe einen festen Glauben, der heißt: du bist ein Kind Gottes, du trägst deinen Gott in dir, dein Denken und dein Fühlen kommt von deinem Gott und das legt dir die Verpflichtung auf, das Ziel, das dir gesteckt ist nach dem Maße deiner Fähigkeiten zu erreichen, zu deinem und deiner Kinder Heil — nötigenfalls mit Gewalt. Die Ehe ist doch schließlich auch eine Machtfrage, und wenn zwei gegensätzliche Naturen aufeinander stoßen, dann liegt es im Plane der göttlichen Weltordnung, daß der wertvollere Teil sich durchsetze. Wenn ich im redlichen Kampfe schließlich doch unterliege, dann will ich mich bescheiden und anerkennen, daß mein Gegner in den Augen Gottes der Wertvollere gewesen sein muß; aber um des lieben Friedens Willen Unrecht leiden, das mag ich nicht, das überlasse ich

dem Spießer, dem Michel mit der Zipfelhaube."

„Und uns armen Weibern," dämpfte Frau von Ingelfingen seinen Eifer.

Tillmann stutzte nur einen Augenblick, um dann energisch das Gespräch abzuschließen: „Nein, denen auch nicht. Deren Religion soll auch heißen: W e i b s e i n. Sind sie etwa keine ebenbürtigen Gegner? Sollts euch doch wehren — seids doch bis an die Zähne bewaffnet. Also!"

„Also tun Sie, was Sie nicht lassen können," versetzte die liebe Dame, indem sie lächelnd in seine dargebotene Hand einschlug.

Noch am selben Abend setzte sich Tillmann hin, um den langen Brief zu beantworten, den er tags zuvor von Helga Lorenz empfangen hatte. Diesmal konnte er es kurz machen. Sein Schreiben lautete:

Süße Fee!

Konnten wir es denn anders erwarten, als daß diese unglückselige Frau ihre Wut über mein Entweichen an dir auslassen würde?

Daß sie versucht, dir das Handwerk zu legen, indem sie dich bei den Eltern deiner Schülerinnen anschwärzt und sich dazu noch der Mithilfe ihrer edlen Freundin, der Käsehändlerin bedient, das sieht ihr leider nur zu ähnlich! Gestern noch habe ich mir die Fäuste in die Augen gedrückt und über meine jämmerliche Ohnmacht, dir zu helfen, gestöhnt und geflucht; aber das ist jetzt anders geworden seit heute früh. Ich habe wieder festen Boden unter den Füßen und ein Geld im Sack. Jetzt kämpfe ich mit Handgranaten gegen das Schicksal! Ich telegraphiere dir noch, wann ich in München eintreffe. Mein Entschluß ist gefaßt. Im lieben Isartal, wo wir uns zuerst in der kalten Dämmerung angesichts der zu Bette gehenden Alpen gefunden haben, da niste ich mich ein, ganz heimlich und grübig. Da will ich hocken wie ein Tatzelwurm in seiner Höhle, und wer der Fee ein Goldhaar krümmen will, über den brause ich herein mit Geifer und mit Kralle. Und die Fee wird zum Wurm in die

Höhle steigen und sich nicht fürchten, denn in seiner Höhle wird der Wurm kein Wurm sein, sondern oha! ganz im Gegenteil.

Also auf gleich. Es liebt dich über alle Maßen Dein

T. (id est Tatzelwurm).

7. Hauptstück,
wie der Tatzelwurm seinen Schatz hütet und schließlich aus seiner Höhle fährt.

Ganz dicht beim Schlosse Grünwald im Isartal hatte Tillmann Rohde mitten im Walde bei Bauersleuten ein nettes geräumiges Zimmer mit Schlafkammer gefunden, das für die Bedürfnisse der sonst hier hausenden Sommerfrischler ganz leidlich eingerichtet war. Da sich auch ein gut brennender Ofen darin befand, so eignete sich das Gelaß auch im Winter recht wohl als Neidhöhle für den erschrecklichen Tatzelwurm. Er hatte seinen Wirtsleuten gesagt, daß er zwar verheiratet und in der Münchner Stadt seßhaft sei, aber vollkommener Ruhe zu einer ernsthaften Arbeit bedürfe und deshalb sich freiwillig in die Ein-

samkeit geflüchtet habe. Seine liebe Frau dürfe ihn nur zuweilen da heraußen besuchen.

Und die liebe Frau kam auch tatsächlich am ersten schönen Sonntage, nachdem Tillmann mit seinem großen Koffer sich's in der niederen Bauernstube bequem gemacht hatte, zu Besuch. Wunderlich verändert hatte sich Frau Rohde, denn sie war nicht mehr schwarz und umfangreich, sondern blond, schlank und hochragend und hatte eine Stimme wie eine Phys-Harmonika, als welche unsere Urgroßmütter zu Tränen rührte. Eine solche Phys-Harmonika bestand aus feinen gläsernen Schalen, und der Künstler entlockte ihnen, mit benetztem Finger über den Rand streichend, sehnsüchtig schwellende, himmlisch reine, weit schwingende Töne. In solchen Tönen redete und lachte die blonde Frau des einsamen Winterfrischlers von Grünwald. Doch damals, als die Bäuerin sie zum erstenmal gesehen hatte, wie sie den Nachmittagskaffee in die Stube trug, da hatte sie verweinte Augen gehabt. Helga hatte sich gegen das Werben ihres schlimmen Tatzelwurmes ehr-

lich gesträubt. Sie wollte nicht in schuldiger Heimlichkeit mit ihm selig sein, weil ihr bangte vor der grausamen Rache der schwarzen Frau Rohde, wenn diese ihr Geheimnis entdecken würde. Und dann war sie an jenem ersten hellen Sonntage doch gekommen, ganz unerwartet, und hatte sich ihm weinend um den Hals geworfen. Und was hatte ihre ruhige Zuversicht, ihre stolze Unschuld so erschüttert, daß es sie in Tränen hinaustrieb auf den einsamen Gang durch den tief verschneiten Nadelwald? Sie erzählte es ihrem Tatzelwurm, sobald er sie, heiß geküßt und geherzt, aus seinen grausamen Pranken entließ. Es hatten ihr wirklich nicht weniger als vier Mütter die Klavierstunden ihrer Töchter aufgesagt; sie hatte die Damen aufgesucht, um sich gegen die Verleumdung zu wehren. Drei von ihnen hatten sie überhaupt nicht angenommen und die Vierte hatte sie wohl oder übel empfangen müssen, weil sie ihr gerade auf dem Vorflur in den Weg gelaufen war, aber die hatte sich hinter lauter offenbare Lügen verschanzt. Da wußte

Helga, daß die Verleumdung ein kläglich leichtes Spiel hat, wenn sie sich mit der engherzigen Beschränktheit verbindet. Aber das war noch nicht die schlimmste Erfahrung, die sie machen mußte. Sie hatte schon immer das Gefühl gehabt, auf allen ihren Ausgängen beobachtet, wohl gar verfolgt zu werden, und eines Tages, ganz kürzlich erst, hatte sie, nachdem sie um eine Straßenecke kam, entschlossen Kehrt gemacht, um festzustellen, wer ihr da schon von ihrer Wohnung an nachgetappt sei, und da war sie beim Umbiegen um die Ecke auf — Roderich Rohde gestoßen! Der kleine Strolch hatte sich schleunigst zur Flucht gewandt, sie aber hatte ihn mit einem Sprunge eingeholt und am linken Arm festgehalten. „Was treibst du da?" hatte sie ihn in schmerzlicher Erbitterung angeredet. „Was hast du mir nachzulaufen? Willst du etwas von mir, dann sag's." In trotzigem Schweigen hatte der Bub versucht, sich ihrem Griffe zu entwinden. „Kennst du mich denn?" hatte sie weiter geforscht. Und auf sein Nicken gefragt: „So, wer bin ich denn?"

„Das Fräulein, das wo Ebba Klavierstunde gibt.“ — „Dann tu deine Kappe herunter und grüße mich.“ — Zögernd hatte er ihr gehorsamt. Und da hatte sie ihre Rechte in seinen Schopf gewühlt, ihn sanft gebeutelt und alsdann mütterlich vorwurfsvoll ihm zugeredet: „Weißt du nicht, was du da Garstiges treibst? Ich weiß, wer dich dazu angestiftet hat; aber das ist keine Entschuldigung. Ein anständiger Bub läßt sich nicht zu sowas mißbrauchen. Willst du denn ein Polizeispitzel sein oder ein Hund, den man auf eine Fährte hetzt? Bin ich denn eine Verbrecherin oder ein böses Tier? Habe ich dir etwas getan oder hat man dir gesagt, daß ich jemandem von den Deinigen etwas Böses getan hätte? Gib Antwort.“ Da hatte der Bub weinerlich das Gesicht verzogen und doch noch aufzubegehren versucht: „Lassens mich aus, Sie! Auslassen tuns mich, verstehns? Ich weiß doch net, zwegen was ich auf Sie aufpassen soll; aber d' Mutter hat g'sagt, Sie täten schon a ganz a Schlimme sein. A Hex sinds, a richtige! Die

Ebba habens verhert, daß s' bereits traam-happet wor'n is und an Vattern selber a', daß er fort ist von uns." — Da war sie einer plötzlichen Eingebung gefolgt und hatte dem Buben gesagt: „Ja, wißt ihr denn nicht, daß euer Vater nach Bremen gefahren ist, von wo die großen Schiffe über den Ozean dampfen? Da wird er wohl mit einem mitgefahren sein nach Amerika oder Indien oder Australien, wo es Gold und kostbare Edelsteine und richtige Indianer und alle möglichen schönen Sachen gibt, die man seinen Kindern mitbringen kann, wenn sie fein brav gewesen sind; aber wenn du glaubst, daß ich eine Hexe bin, dann mußt du auch wissen, daß ich dich verzaubern kann, wenn du was Böses gegen mich im Schilde führst. Ei freilich, Bürschel! Wenn ich dich wieder auf einem Schleichwege treffe, dann verwandle ich dich in einen Haderlumpen und dann liest dich der Müllkutscher auf und wirft dich auf seinen Wagen, und weit draußen vor der Stadt wird alles umgekippt und du kommst zu unterst zu liegen in der Schuttablage.

So, jetzt spring'. Grüß die Ebba schön von mir und hüte dich fein — Haderlump!"

Und der Bub hatte wirklich die Ebba gegrüßt und der Mutter nichts verraten von seinem Zusammenstoß mit der Klavierlehrerin, sich aber dennoch rundweg geweigert, sich weiter als Aufpasser gebrauchen zu lassen — sei es nun, daß sein Ehrgefühl wirklich geweckt war oder daß er die Möglichkeit, in einen Haderlumpen verwandelt zu werden doch nicht für ausgeschlossen hielt.

Woher Helga das wußte? Ebba war gestern Abend bei ihr gewesen und hatte ihr alles erzählt. Das ernste edle Gesichtchen von verhaltener Leidenschaft durchzuckt, hatte sie sich an Helgas Arm geklammert und sie mit düsterem, schier drohendem Ernst angefleht, sie möge sie bei sich behalten, sie wolle nicht mehr bei der Mutter bleiben, die Mutter sei böse und lügenhaft. Dann waren ihr die Tränen aus den Augen gestürzt und sie hatte in tiefstem Jammer gewimmert: „Ich hasse sie, ich bleib nimmer bei ihr! Nicht wahr ist, daß der Vater schlecht sein soll

und Sie schlecht sein sollen — gelogen ist's! Wenn ich net bei Ihnen bleiben darf, will ich zum Vater. Sie wissen eh, wo er steckt. Bringen Sie mich hin, gleich auf der Stelle."

Und es war ihr nicht möglich gewesen, das Kind anzulügen. Sie hatte es fest an ihr Herz geschlossen und mit ihm geweint und es zu trösten versucht, so gut sie es vermochte. Und dann hatte sie ihm schließlich versprechen müssen, den Vater ungesäumt aufzusuchen und ihn dahin zu bringen, daß er das arme verstörte Ding von der Mutter entferne. Nur gegen dies feste Versprechen hatte sich Ebba bewegen lassen, vorläufig in ihr Heim in der Ißmaninger Straße zurückzukehren. Helga hatte sie bis an die Haustür gebracht.

Und deswegen war sie nun da, und deswegen fand die Bäuerin sie in Tränen.

So mußte es denn geschehen, daß sich kein Girren und Kosen in dem warmen Nest entwickelte, sondern vielmehr ein Schweigen und Seufzen und Hirnzermartern und Herzzerreißen. Es war Helgas Einfall, dem

der ratlose Tillmann schließlich nachgab, daß er sich hinsetzte und an Elfriede einen Brief schrieb, in dem er sie beschwor, bei der Liebe zu ihren Kindern, darein zu willigen, daß Ebba von ihm in einem Landerziehungsheim untergebracht würde, von dem er viel Rühmens gehört hatte. Er führte in seinem Schreiben seiner Gattin eindringlich zu Gemüte, daß sie doch die Wirkung ihrer Trennung auf das Herz ihres Töchterchens sich zur Mahnung gedeihen lassen möge, ihren Starrsinn nicht auf die Spitze zu treiben. Freiwillige Lösung ihrer unmöglich gewordenen Ehe sei doch die einzig denkbare Möglichkeit, die Kinder für die Zukunft zu ihrem Rechte und sie, die geschiedenen Gatten selber, wieder in ein friedliches, vielleicht sogar freundschaftliches Verhältnis kommen zu lassen. Er hatte sorgfältig jedes harte Wort vermieden und sein Bestes getan, ihrer Einbildung zu schmeicheln, daß sie eine überaus kluge, hochherzige Frau und treu besorgte Mutter sei. Ohne Helgas feinfühlige Korrekturen wäre es ihm nicht möglich gewesen,

ein so diplomatisches Schriftstück zustande zu bringen, denn sein Temperament reizte ihn fortwährend zu starken Worten, zu Übertreibungen sowohl in der Richtung von Drohungen und Vorwürfen, als auch von heuchlerischer Demut. Es wurde beschlossen, daß Tillmann gleich morgen, am Montag um die Mittagsstunde, Ebba vor ihrer Schule erwarten und ihr den Brief an die Mutter mitgeben soll, unter dem Versprechen, sich ihrer hilfreich anzunehmen, wenn sie sich nur zunächst mit Geduld in seine Anordnungen füge.

Und wie der brave Kachelofen so schön wärmte und das Lämpchen so freundlich strahlte und der schwere Brief glücklich abgeschrieben und in den Umschlag gesteckt war, da zog Tillmann die große Blonde auf seine Kniee und sagte: „Fühlst du es nicht auch so wie ich: gehören wir nicht zueinander? Wir haben ja schon ein Kind, das wir beide gleich sehr lieb haben, um das wir miteinander geweint haben. Und du, goldenes Weib, hilfst mir meine Schmerzen so fromm

tragen — was fehlt denn noch? Sind wir nicht Mann und Weib?"

Zum letzten Abendzuge geleitete er sie mit seinem elektrischen Taschenlämpchen durch den stockfinsteren Wald nach der Station Groß-Hesselohe. Und wie sie über die hohe Brücke kamen, da fauchte sie ein nasser Schneewind so unwirsch an, daß sie sich ihm mit aller Kraft entgegenstemmen mußten. Helga hielt Hut und Schleier mit beiden Händen fest und den Kopf vorgebeugt wie zum Widerstoß, und Tillmann hatte den linken Arm um ihre Hüfte gelegt und unterstützte mit festem Drucke ihren Widerstand. Da juchzte er unter einem besonders wütenden heulenden Windstoß so gellend auf, daß Helga sich erschrocken nach ihm umwandte.

„Pfüat di Gott, Hüetei!" überschrie er lustig das Sturmgeheul und wies hinunter in den tiefen Abgrund, wo die hoch geschwollene Isar schäumte. Da flog sein Lodenhütchen auf Sturmesfittichen wirbelnd zu Tale und die Liebenden konnten sein Purzeln und Schweben und Kreisen und Sprin-

gen noch so weit verfolgen, wie das bleiche Mondlicht ins Tal hinabreichte.

Da fuhr Helga mit ihren zehn Fingern fröhlich lachend in sein dichtes Braunhaar und rief ganz nahe an seinem Ohr, indem sie sich fest an ihn nestelte: „Das war ein Wink von oben; jetzt muß i ch dich in meine H u t nehmen."

Und er preßte sie wild an sich, küßte sie durch den Schleier und lärmte glückstrunken zwischen den Küssen: „Nimm mich, du! Behüt' mich, du! Du — Windsbraut, himmlische!"

So jagte sie der Sturmwind zusammen in Weh und Leid, in Schuld und Seligkeit.

Anderen Tags machte sich Tillmann schon beizeiten auf den Weg nach München. Da er außer dem davongeflogenen Filzhut nur noch einen Strohhut und einen Chapeau claque besaß, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich dieses veraltete seidene Ofenrohr aufzusetzen und seinen übrigen Anzug damit in Einklang zu bringen, um keine lächerliche Fi-

gur zu spielen. Er tat sich also einen Bratenrock an, den er nur bei seltenen Gelegenheiten und dann auch widerwillig aus dem Dunkel des Kleiderspindes hervorzuholen pflegte. Wie einer, der zum Begräbnis geht, sah er in diesem ihm so wesensfremden Anzuge aus. Und zu dem herrlichen klaren Frosttage wollte die Uniform der zuverlässigen Bürgertugend schon gar nicht passen. Die Sonne lachte königlich vergnügt vom blitzblank gefegten Himmel herunter und schien ihn gut mütterlich ausspotten zu wollen: „Aber, aber alter Sohn! Zieht ein Vater in solchem Aufzug aus, um sein lieb Töchterlein freudig zu überraschen? Das sieht ja aus, als wolltest du den Trauerfall absichtlich zum Ausdruck bringen und dem Kinde gleich von vornherein das Herz schwer machen."

Tillmann selber ging freilich nicht mit leichtem Herzen diesen Gang. In seiner Seele Festgemach war es auch jubelhell und alle Fenster standen offen nach der Sonnenseite des Glücks; aber unmittelbar daneben

im finstern Kämmerlein hockte sein böses Gewissen und pochte aufdringlich gegen die verriegelte Tür. Gerade vor Ebba fühlte er sich schuldig, denn dies Kind vertraute ihm und glaubte an seine Wahrhaftigkeit. War es nicht ein grausamer Witz des Schicksals, daß es sich gerade dies unschuldsvolle, vertrauensselige Kind zur Kupplerin ausersehen hatte, um die beiden hochgemuten Liebenden einander in die Arme zu treiben und schuldig werden zu lassen? Denn nur die Sorge um Ebba hatte Helga in die Höhle des Tatzelwurmes gelockt und Tillmanns Sinne hatten sich an den Tränen der Geliebten entzündet, sein Herz war in Wehmut zerschmolzen und darum unfähig zum Widerstand geworden. Seiner Gattin gegenüber fühlte er sich keineswegs schuldig. Hätte ihn sein Gewissen ihretwegen anzuknurren gewagt, er hätte es mit einem Fußtritt in seine Hundehütte gejagt; denn das bedünkte ihn ein ganz natürliches, folgerichtiges Geschehen, daß boshafte Eifersucht und ungerechter Haß mit allen seinen häßlichen Äuße-

rungen nicht nur sein, sondern auch Helgas Herz zum Trotz aufstacheln mußten. Als Vergeltungstat aufgestachelten Trotzes hätte er sogar eine ungeliebte Frau an sich zu reißen vermocht, und selbst die kälteste oder ängstlichste Frau wäre rein aus Ärger über die unverdient zugefügte Kränkung imstande gewesen, sich dem mitverdächtigen Manne hinzugeben, nur um die böse Verleumderin zu strafen.

Wenn das Kind ihn nun fragte und ihn dabei mit seinen klaren Augen durch und durch blickte: „Gelt, Vater, es ist nicht wahr, daß du uns verlassen hast, weil die Fee dich lockte, weil die Fee gar keine Fee ist, sondern eine abscheuliche Hexe, die mir ins Gesicht schön tut und mich hinter meinem Rücken hämisch auslacht, weil sie eine teuflische Freude darin findet, armen Kindern ihren heiligsten Glauben zu zerstören?"

Und als er nun zehn Minuten vor Schluß des Unterrichtes wartend vor dem Schultor hin- und herschlenderte, da war ihm jammervoll elend zumute, und sein Herz, das kern-

gesunde Herz, das er sonst, selbst wenn er einen steilen Weg hinaufstürmte, kaum spürte, dieses Herz tobte ihm schmerzhaft in der Brust — aus Angst vor seinem Kinde!

Die zehn Minuten wurden ihm endlos lang, und als die Schulglocke dann endlich läutete und das kleine Volk die Freitreppe hinunter zu stürmen begann, kreischend und kichernd, munter schnatternd wie die jungen Gänslein, drollig tapsend, sittig stelzend an seinem Standort vorbei sich drängte, da mußte er sich mit einer Hand an einem der eisernen Gitterstäbe festhalten, um nicht vor Schwäche umzusinken. Ebba trat unter den Letzten aus dem weit geöffneten Schultor heraus. Sie ging allein, das ernste Gesicht-chen von einer finsteren Wolke beschattet. Mit zusammengezogenen Brauen blickte sie starr vor sich hin und ging an ihm vorüber, ohne ihn gewahr zu werden. Er gab ihr einen kleinen Vorsprung, bevor er wie ein atemloser Schwimmer seinen Halt an den eisernen Gitterstäben losließ, um ihr mit weiten, unsicheren Schritten nachzueilen. Und

nun legte er den Arm auf ihre Schulter und flüsterte ihren Namen:

Rasch zuckte ihr unwilliges Gesichtchen ihm zu. Ein Augenblick starrer Verwunderung, dann lösten sich ihre gespannten Züge und sie flüsterte wie verklärt: „Vater! Nein, Vater, du bist's?"

Sie reckte ihren Hals lang und riß die Augen weit auf wie ein junger Hahn, der krähen will; aber zu ihrem wunderlichen Lachen kam es nicht — auch nicht zum Weinen. Sie würgte beides hinunter, klemmte ihren Schulsack fest unter ihren linken Arm und schob ihren rechten, sich festnestelnd, unter den seinen.

So gingen sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander her. Er brachte kein Wort heraus, sondern drückte nur immer zärtlich das Kinderärmchen an sich. Ebba faßte sich zuerst wieder so weit, daß sie reden konnte.

„Nimmst mich jetzt gleich mit, Vater?" forschte sie dringend. „Gelt, ich brauch net

wieder zur Mutter — gelt, ich darf bei dir bleiben? Wohin gehn wir denn?"

Tillmann gab sich einen Ruck und sagte so fröhlich wie möglich: „Zunächst doch selbstverständlich zum Zuckerbäcker. Darfst dir aussuchen, womit du dir den Appetit verderben willst."

„Und dann?"

„Und dann reden wir schön stad miteinand wie zwei vernünftige Leit."

Sie kehrten beim nächsten Konditor ein, und nachdem Ebba sich für eine Prinzregententorte entschieden hatte, zogen sie sich in das zu dieser Tagesstunde leere Hinterzimmer zurück und nahmen an einem Marmortischchen Platz.

Die Torte schmeckte dem Dirnlein, obwohl in der nächsten Minute vielleicht über sein Schicksal entschieden werden sollte, und der Vater sah dem schmausenden Kinde gerührt zu und schob die schweren Worte hinaus durch allerlei Fragen über ihre Fortschritte in der Schule und über Roderichs Ergehen und Benehmen.

Ebba aber ließ sich nicht so leicht von der Hauptsache abbringen. Sobald sie den letzten Bissen verschlungen hatte, schob sie ihren Teller von sich und machte Miene, sich zu erheben. „Gehn wir jetzt, Vater?" fragte sie ungeduldig. „Wo wohnst denn eigentlich? Fahren wir mit der Bahn?"

Da nahm Tillmann seines Töchterchens Hand zwischen seine beiden und sprach, ohne sie anzusehen: „Mein liebes Deandl, so leicht wie du dir das denkst, geht das doch nicht. Schau, ich kann dich unmöglich zu mir nehmen. Ich hause ganz einsam im Wald, weit fort von den Menschen und da ist keine Schule und niemand, der sich deiner annehmen kann . . . ."

„O fein!" unterbrach ihn Ebba. „Des ist grad zünftig. Im Wald ganz allein, keine faden Leit und keine Schul. Und wen brauch denn ich? Ich bin doch groß genug. Ich kann mich doch allein aus- und anziehn und sogar die Haare machen. Lernst mich halt selber, was ich wissen muß. Und gelt, Haserln darf ich mir halten und Hähnderln?"

„Ja, Herzel, von mir aus gern," versetzte der Vater schmerzlich lächelnd. „Auf's Land sollst du ja auch kommen und ich mein', Hähnderln und Haserln werden sie dir da auch erlauben; aber das Eine mußt du dir halt aus dem Sinn schlagen: ich kann dich unmöglich zu mir nehmen. Ich tät's von Herzen gern; aber d' Mutter wird's nimmer leiden. Schau, hier hab' ich der Mutter einen Brief geschrieben, da steht alles drinnen, was ich dir net sagen kann. Und den Brief, den gibst nachher gleich der Mutter und tust sie recht schön bitten, daß sie dir zulieb net nein sagen möcht zu dem, was ich ihr da geschrieben hab'. Ich hab' ihr nämlich den Vorschlag gemacht, ich wollt' dich in ein Landerziehungsheim net gar weit von der Stadt bringen, das mir sehr gut empfohlen ist und wo ich mich dann oft nach dir umschaun könnt' — und d' Mutter auch."

Auf Ebbas Stirn richtete sich die düstre Falte wieder auf: „Mutter wird schon nein

sagen," maulte sie trotzend. „Sie sagt doch immer nein zu allem was du tust."

Tillmann seufzte verlegen. Und dann strich er dem Kinde über den glatten Scheitel und sprach: „Schau, Deandl, da hast du jetzt eine große Aufgab'. Ich mein', es wird ganz von dir abhängen, ob d' Mutter ihre Einwilligung gibt oder net. Mußt halt net so finster drein schaun, mußt schmeicheln und lieb bitten."

„Des weißt doch, Vater, daß ich net schmeicheln kann. Des is mir doch grad beim Rodi so z'wider. Grad alles setzt der jetzt durch mit Lügen und Schmeicheln seits du nimmer bei uns bist. Ekelhaft ist des, wenn man da zuschaun muß. Und ich tu des net und kann des net, und bei der Mutter bleiben tu ich auch net. Zu mir trauts sich sein nimmer heraus mit ihre Sprüch, weil s' jetzt weiß, daß ich's doch net glauben tu, was s' von der Fee und von dir z'samm'lügen tut, und daß sie dich angestift hätt' wider d' Mutter, zwegen dem, weil s' ihr die Klavierstunden abg'sagt hat. Und daß du auf

alle anderen Weiber eher hören tätst als auf d' Mutter, bald s' nur jung und blond wären und wie die Katzerln so recht gschmach ob deiner umeinand schnurr'n täten. Der Rodi, weißt, der stellt sich gerad als ob er alles glauben tat, und um a Zehnerl oder a viertel Pfund Zuckerln spitzt er der Fee durch d' halbe Stadt nach. Weißt der, wenn ihm d' Mutter a ganzes Pfund Zuckerln schenken möcht, tat er schwör'n, er hätt' dich mit eigne Augen mit der Fee Arm in Arm umeinand spazier'n g'sehn." Damit streckte Ebba ihr feines Hälschen lang vor und lachte ihr drolliges Lachen.

Der Vater tat ihr den Gefallen, laut mit einzustimmen, obwohl ihm beim Anhören dieses Berichtes ganz jämmerlich elend zu Mute war. Er hütete sich natürlich, seinem Kinde zu verraten, daß er durch Helga bereits über Roderichs Spähertätigkeit unterrichtet sei. Aber es tat ihm unendlich wohl, daß sein Kind so fest an ihn glaubte und gar nicht daran dachte, die verfängliche Frage zu stellen, ob es denn wahr sei, daß er we-

gen Fräulein Lorenz davongegangen sei. Und dann zog er das schlanke Mädelchen an sich und redete ihm liebreich zu, doch ihm zuliebe nicht gar zu schroff gegen die Mutter aufzutreten. „Schau," schloß er seine Ermahnung, „Mutter und ich, wir sind in allen Dingen so gar verschiedene Leut', daß wir uns schon deswegen leicht einmal zerkriegen. Mag sein, daß es daran liegt, daß sie norddeutsch geartet ist und ich altbayrisch. Wer anders redet, denkt auch anders. Aber des ist doch net ihre Schuld und sie meint's auf ihre Art g'wiß gut — mit euch Kindern sicher, — mit mir schließlich wohl auch. Ich bin der Meinung, daß es für uns alle am besten wär', wenn wir ganz auseinandergingen, d' Mutter und ich, und uns in Frieden darüber einigen täten, wie wir's mit euch beiden halten wollen in Zukunft. D' Mutter mag aber net. Und da hab' ich mir keinen anderen Ausweg gewußt, als zunächst einmal probeweise, verstehst, längere Zeit fortzubleiben. Wenn sie dann sieht, wie schön friedlich es daheim zugeht, wenn ich net im

Weg bin, dann entschließt sie sich vielleicht doch auf meinen Vorschlag einzugehen. Verstehst du das, Kind?"

Ebba nickte todernst: „Ich versteh dich schon; aber an Frieden gibt's doch keinen bei uns daheim in der Ißmaninger Straß'. Einer schreit immer. Bald der Rodi mit Schmeicheln net herausdruckt was er grad gern möcht, fangt er zum Schreien an und schimpft d' Mutter zünftig z'samme'; alsbald schreit d' Mutter dawider und bald sie wider dich und Fräulein Lorenz aufbegehrt, alsdann schrei ich. Und des sag ich dir, Vater: wenn d' Mutter mich net fortläßt, lauf ich davon und geh in d' Isar."

„Geh, scham di, Deandl! Wer wird so gottlos daher reden! Und überhaupts: bessre Leit gehn eh net in d' Isar. Also schau, tu deine Stirnfalten weg, du bös alt's Weiberl und hab bloß noch a bisserl Geduld, ich sorg' schon dafür, daß d' aufs Land kommst. Also jetzt bring ich di noch a Stückerl auf'n Weg, daß d' net zu spät zum Essen kommst und dann gibst nachher gleich den Brief ab."

Ebba versorgte den Brief in ihren Schulranzen und dachte ein Weilchen sichtlich angestrengt nach. „Du, Vater,“ sagte sie dann, während sie schon wieder auf der Straße waren: „ich mein', ich sag' lieber net, daß ich den Brief von dir bekommen hab'. Hast denn hineingeschrieben, wo's d' jetzt wohnst?“

„Nein, das hab' ich nicht getan. Warum meinst denn?“

„No, weil doch d' Mutter glaubt, du wärst nach Amerika. Der Rodi hat's aufbracht, weißt. D' Fräulein Lorenz hat's ihm g'steckt, wie sie'n auf der Straß' letzt beim Spionieren derwischt hat.“

Tillmann strahlte sein Kind an: „Ei, du bist aber ein gescheit's Deandl! Recht hast, völlig recht. Das wird sie nun aber nimmer glauben können, denn ich hab' ihr als Adreß für d' Antwort hauptpostlagernd, München angegeben. Und wenn du mir was zu berichten hast . . . . . wie machen wir jetzt des? — Hab's schon. Montag in vierzehn Tagen bin ich nach Schulschluß wieder in der-

selben Konditorei. Da wirst sicher net drauf vergessen. — Also b'hüt di Gott, Deandl In die Ißmaninger Straß' trau ich mich net. Mach' dein Sach' gut und zeig, daß d' mei g'scheit's Mäderl bist."

Er wollte sich zu Ebba herabbeugen, um sie zu küssen; aber das war dem seltsamen Kinde auf der Straße unangenehm, es bog seinen Kopf steif weg und reichte ihm die Hand zum Abschied. Da ließ er es ungeküßt davongehen. Er blieb stehen und sah Ebba nach. Bevor sie um die Straßenecke verschwand, blickte sie noch einmal um und winkte ihm zu mit nassen Augen.

Das nächste Wiedersehen zwischen Vater und Tochter nahm einen gar trübsäligen Verlauf, denn sie kamen beide schon mit der Wissenschaft zum Zuckerbäcker, daß die Mutter in die sofortige Verbringung in das Landerziehungsheim nicht willigen wollte. Gegen ihre Gründe war kaum etwas einzuwenden und es blieb daher Tillmann auch nichts anderes übrig, als diese Gründe vor Ebba zu verteidigen. Eine Umschulung mitten

im Winter war ja tatsächlich eine Torheit und es war anzunehmen, daß selbst der nichts weniger als pedantische Leiter der Landschule sich dagegen sträuben würde. Das stumme, trotzige Herzeleid seines Kindes schnitt ihm tief in die Seele. Ebba weinte wieder nicht, sie klagte auch nicht laut; aber die kargen Andeutungen, die sie von dem Leben in der Ismaninger Straße machte, ließen ihn die Qual mitfühlen, die das arme Ding erleiden mußte. Rodi hatte sich bereits zu einem schier unerträglichen Tyrannen ausgewachsen, er führte das große Wort im Familienrat und setzte schließlich immer eine Entscheidung zu seinen Gunsten durch. Denn wenn die Mutter seinem Bitten und Schmeicheln nicht nachgab, so tat sie ihm schließlich den Willen aus Angst vor seinen bösen Worten und nichtsnutzigen Streichen. Dennoch aber suchte das Herz der Mutter keineswegs seinen Trost bei der Tochter. Im Gegenteil, sie verfolgte sie mit unverhohlenem Mißtrauen und behandelte sie wie eine Verbrecherin, weil sie es heimlich mit dem Vater

hielt. Das alles hatte das Kind mit seiner frühreifen Beobachtungsgabe rasch erfaßt und sein Feingefühl litt schmerzlich darunter. Was konnte er dem armen Ding zum Trost anderes sagen, als daß er machtlos sei, ihm zu helfen, daß es bis zu Ostern noch Geduld haben müsse und daß er es dann aber ganz bestimmt, und wenn es nicht anders ginge, mit Gewalt von der Mutter fortnehmen wolle. Er hätte ja einen weit besseren Trost zur Verfügung gehabt; er brauchte Ebba nur zu sagen: schleiche dich heimlich zu deiner geliebten Fee, leg dein schweres Herz in ihre weichen Hände und sie wird ihren Zaubersegen darüber sprechen und es wieder leicht und fröhlich machen. — Aber durfte er das? Durfte er sein Kind in seine Heimlichkeit hineinziehen, in seine Schuld verstricken, auch wenn er ihm damit den allergrößten Liebesdienst erwies? — Nein, das durfte er um keinen Preis, denn wenn er das tat, setzte er nicht nur Elfriede samt dem Gesetz und der herrschenden Gesellschaftsmoral ins Recht, sondern er strich sich selber aus der Gemein-

schaft der anständigen Menschen aus und beschmutzte das trauliche Nest seines heimlichen Glückes.

Er hatte Angst vor Ebbas forschendem Blick, vor ihrem düster gespannten Gesicht. Er witterte tragische Luft um dies Kind und konnte sich selber nicht ausreden, daß er es wohl für fähig hielt, seine finstre Drohung einmal wahr zu machen.

„Schau, mein liebstes Deandl, ich weiß, daß ich jetzt viel und Schweres von dir verlange; aber ich meine, gerade das Vertrauen, das ich auf deinen klugen Kopf und dein starkes Herz setze, müßte dich stolz machen und dir die Kraft geben, noch ein Weilchen auszuhalten. Es wird und muß einmal die Zeit kommen, wo ich dir's lohnen kann, was du jetzt um meinetwillen leidest. Und ich kann dir nur sagen, wenn die Zeit kommt, wirst du mit deinem Vater zufrieden sein."

Mit diesen Worten entließ er sein Kind aus der zweiten Zusammenkunft.

In seiner warmen Neidhöhle war ihm wohl, dem Tatzelwurm. Zwar war sie so

nieder, daß er mit den Fingerspitzen an die Decke rühren konnte, wenn er die Arme ausreckte; aber für seine Seele gab es keine niedere Decke, die hob sich über die höchsten Waldwipfel und über die höchsten Wolken empor, denn er hatte jetzt alles, was ihm in den dreizehn Jahren seiner Ehe gefehlt hatte, um sich frei auswachsen und sein besseres Teil entfalten zu können: Ruhe zu stiller befriedigender Arbeit und einen Menschen, der ihn ganz verstand, der mit ihm fühlte und selbst, wenn die Geister miteinander streiten mußten, doch immer mit dem Gemüte auf seiner Seite war. Und das ist des Glückes tiefster Sinn und Inbegriff: einen Menschen zu besitzen, in dem man sich selbst vollendet. Und die Liebe, die ihm diesen Menschen beschert hatte, das war nicht „die verdammte Liebe", die seinen Vater durchs Leben und schließlich kläglich niedergehetzt hatte, das war die heilige Liebe, die Liebe, die keinen zum Narren macht, die das arme gedrückte Menschentier in Götternähe hebt.

Der Tatzelwurm hatte sich seine ganze

Höhle vollgeschleppt mit Kostbarkeiten. Die königliche Hofbibliothek hatte er geplündert und nun hockte er bei Sonnenschein oder wüstem Unwetter nicht nur über musik-theoretischen Werken und über den Partituren der großen Meister, sondern auch über kriegsgeschichtlichen, volkswirtschaftlichen und technischen Werken, die ihm sein Freund Ingelfingen zum Studium empfohlen hatte für den Fall, daß er seinen Lebensunterhalt noch einmal in einem kriegswirtschaftlichen Betriebe suchen sollte. Die Abwechslung zwischen diesen verschiedenen Studien erhielt Tillmanns Geist frisch. Er lernte mit Feuereifer und fand seine Genugtuung darin, daß er sich seines inneren Wachstums bewußt ward. Einmal war er auch an ein Werk über den russisch-japanischen Krieg geraten, und das hatte ihm einen starken Anreiz gegeben, sich selber schriftstellerisch zu versuchen, indem er eine größere Abhandlung zu Papier brachte, die sich mit den Möglichkeiten befaßte, die Lehren jenes Feldzugs für den zu erwartenden europäischen Krieg nutzbar zu machen.

Er war ungemein stolz, als diese Arbeit von einer angesehenen militärischen Fachzeitschrift sofort angenommen und veröffentlicht wurde.

Aber sein heiligster Schatz war ihm doch die goldglänzende schlanke Frau, die jetzt nicht nur an Sonn- und Feiertagen, sondern auch in der Woche bei freundlichem Wetter zuweilen hinauskam und auch wohl über Nacht blieb. Und die Wirtsleute konnten sich dabei nichts böses denken, noch auch die Mäuler der Nachbarn und Gevattern sich hämisch darüber begeifern, denn es ging von der hochgewachsenen Dame ein so warmer Hauch von überzeugender Fraulichkeit aus, daß auch die niedrigste Gesinnung an ihr nicht zu zweifeln wagte. Tillmanns brave Wirtsleute hatte sie gleich in der ersten Minute so für sich eingenommen durch ein paar freundliche Worte, einen gütigen Blick und treuherzigen Händedruck, daß sie sich in Erweisung ihrer Dienstbereitschaft nicht genug tun konnten. Und als die Bäuerin einmal gut mütterlich der vornehmen Dame ihr Mit-

leid ausgesprochen hatte, weil der Himmel ihrer Ehe den Kindersegen versagt habe, da hatte Helga ganz zuversichtlich gelacht und unbefangen erwidert: „Wird schon noch kommen. Ich hab's noch nicht aufgegeben — wüßte auch nicht, warum mich der Herrgott strafen sollte. Aber wenn Ihr ein übriges tun wollt, Bäuerin, dann schließt mich in Euer Gebet ein." Und das tat die brave Bäuerin allabendlich.

Einmal hatte Tillmann zu Helga gesagt: „Weißt Fee, ich glaub', du bist niemals ein Mäderl gewesen, du warst schon eine kleine Frau wie du noch so hoch warst. Du gehörst zu den großen Verschwenderinnen, die immer reicher werden, je mehr sie sich verschenken."

Solch' Lob hatte Helga stolz und froh gemacht. Und je mehr sie sich davon überzeugte, wie sehr Tillmann mit Leib und Seele in der warmen Sonne ihrer Liebe gedieh, desto mehr fiel alle Gewissensangst und Menschenfurcht von ihr ab. Sie nahm es dankbar und demütig als ihre Bestimmung

hin, für diesen Mann zu leben, und wenn es sein mußte, zu leiden.

So schwand der Winter und sogar der rauhe Vorfrühling mit Sturm- und Schlackerwetter den beiden Liebenden dahin wie eine kurze Sommernacht, und als es dann wirklich lange nach Ostern lenzlich warm geworden war, als die mit Moos verstopften Doppelfenster herausgenommen und der liebe Kachelofen nicht mehr geheizt wurde, da seufzten sie ganz betrübt in den leuchtenden Mai hinein und gingen in grauer Abschiedsstimmung nebeneinander her. Sie konnten sich jetzt nicht mehr so frei im Wald und drunten am Isarufer zeigen, weil an jedem schönen Tage Scharen von Ausflüglern die ganze Gegend überfluteten. Und da faßten sie einen kühnen Entschluß. Helga sollte ihren Klavierunterricht aufgeben und im Sommer Tillmann nach Pyrmont folgen. Er wollte in nächster Nachbarschaft des Bades eine billige Unterkunft für sie suchen, selbst jedoch nicht mit ihr zusammenwohnen, denn es lag nahe, daß Elfriede, da ihr ja

seine Verpflichtung als Badekapellmeister bekannt war, ihn in Pyrmont beobachten lassen oder vielleicht gar selbst dort auftauchen konnte.

Daß sie die Neidhöhle nicht entdeckt hatte, dünkte Tillmann eine nahezu wunderbare Fügung, denn er war überzeugt, daß sie kein Mittel unversucht gelassen hatte, um auf seine Spur zu kommen. Einmal freilich war er ihr doch ins Garn gegangen, weil er eine sehr einfache Überlegung versäumt hatte. Es war nämlich Elfriede aufgefallen, daß Ebba regelmäßig jeden zweiten Montag später aus der Schule kam und dem Mittagessen nur geringe Ehre antat. Und so war sie darauf verfallen, dem Kinde eines Montags in der Nähe der Schule aufzulauern und es unbemerkt bis zu jener Konditorei zu verfolgen.

Vater und Tochter saßen im leeren Hinterstübchen beieinander und hatten eben begonnen, ihre Torte zu verzehren, als die Glastür sich auftat und die schwarze Frau Rohde mit rotglühendem Gesicht und funkelnden Augen über die Schwelle trat. „Also

doch! Wie ich mir's dachte," rief sie mit einer unwillkürlichen Schärfe im Ton, die ihre Aufregung verriet.

Ebba schrie nicht auf. Sie hörte nur auf zu kauen und ihr Gesicht erstarrte, während sie unbewußt ihrem Vater ganz nahe rückte.

Tillmanns Schreck gab sich nur dadurch kund, daß er seinen Löffel laut klirrend auf den Teller fallen ließ und mit der Rechten die Tischkante umklammerte; aber er hatte sich gleich wieder in der Gewalt und seine Züge drückten nur Verwunderung aus, als er mit seinem Blick die Gattin umfaßte: „Himmel, wie fremd ist mir dies Weib!" fühlte er in seltsamer Überraschung. „Mit der habe ich zwölf Jahre lang gelebt und zwei Kinder erzeugt!" — Er lud sie mit einer höflichen Verbeugung zum Sitzen ein und fragte ganz ruhig, ob er ihr auch etwas bestellen dürfe.

Frau Elfriede lehnte mit einer unwilligen Kopfbewegung ab und trat an das Marmortischchen heran, bemühte sich ihre

Stimme zu dämpfen, indem sie von oben herab auf den Gatten einsprach: „Wirklich sehr fein eingefädelt! Mir willst du weismachen, du wärst nach Amerika durchgegangen und bedienst dich dazu meines alten Vaters und deines eigenen Sohnes, und mit der Tochter hältst du heimliche Zusammenkünfte ab, um sie gegen mich aufzuhetzen; aber ich bin nicht so dumm wie du glaubst, ich habe nie daran gezweifelt, daß du dich hier irgendwo vor mir versteckt hieltest! Außerdem weiß ich es auch von deinem Apotheker. Ich weiß auch, wer dich hier festhält: deine Geschäfte sind es nicht und deine Kinder auch nicht. Mehr wie ein Stück Torte alle vierzehn Tage läßt du dir die nicht kosten. Nachdem es dir mißlungen ist, meinen Vater gegen mich aufzuhetzen ..... er hat mir geschrieben, was du ihm für einen schönen Vorschlag gemacht hast. Hoho! das hätte dir wohl gepaßt! — mich und die Kinder nach Bremen abzuschieben, damit du hier in der Wohnung, die ich bezahle, ungestört mit deiner ....."

Tillmann fiel ihr ins Wort, indem er sich an Ebba wandte: „Geh heim, Herzerl. Laß dir von dem Fräulein ein Stück Papier geben und wickle deine Torte ein, oder warte draußen auf uns, ich habe mit der Mutter zu reden."

Und nachdem sich das Kind gehorsam entfernt hatte, nötigte er in aller Ruhe seine Gattin zum Sitzen und sprach: „Es ist vielleicht ganz gut, daß wir uns getroffen haben. Wir wollen uns doch jede überflüssige Aufregung ersparen. Was mich betrifft, so kann ich dir nur sagen, daß ich mir in diesen Monaten völlig klar darüber geworden bin, daß jeder Versuch, unser Zusammenleben wieder aufzunehmen, aussichtslos wäre. Es sollte mich freuen, wenn du inzwischen zu derselben Erkenntnis gekommen wärst."

Elfriede erblaßte; aber nur für wenige Sekunden. Dann schoß ihr wieder die Röte in die Stirn und sie entgegnete ihm mit zuckenden Lippen: „Und ich bin zu dem festen Entschlusse gekommen, mich nicht so einfach heimschicken zu lassen, weil du dein

Glück mit einer Jüngeren probieren möchtest. Du kannst mir nicht vorwerfen, daß ich meine Pflicht in irgendeinem Punkte verletzt hätte. Ich trage keine Schuld und werde um der Kinder Willen für mein Recht kämpfen. Ich werde nie in die Scheidung willigen. Hörst du: nie, unter keiner Bedingung."

Tillmann zuckte die Achseln und preßte die Lippen fest aufeinander. Dann erhob er sich, machte seiner Frau eine kleine Verbeugung und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Da sprang Elfriede auf, erreichte ihn dicht bei der Tür und ergriff ihn beim Arm: „So willst du gehen? Du — du stößt mich also zurück? Es ist dir ganz gleichgültig, was aus mir wird?"

Er konnte durch die Glastür bemerken, wie das Ladenfräulein neugierig und mit horchend vorgebeugtem Kopfe den Auftritt beobachtete. Mit festem Griffe entfernte er ihre Hand von seinem Arm und sagte leise: „Bitte, laß das. Mein Entschluß steht unwiderruflich fest; aber wenn du vernünftig

bist, könnten wir doch wenigstens um der Kinder Willen in Zukunft einigermaßen freundschaftlich miteinander verkehren — brieflich — vielleicht auch mündlich. Es ist durchaus nicht nötig, daß die Kinder unter unserer Trennung leiden. Hast du dir es überlegt mit dem Landerziehungsheim für Ebba?"

Elfriedens Gesicht verzerrte sich schmerzlich und dicke Tränen liefen ihr über die Wangen: „Das Kind hast du mir auch entfremdet," jammerte sie. „Jawohl, vergiftet habt Ihr sein reines Gemüt — du und das Weibsbild!"

„Wenn du so anfängst, können wir nicht weiterreden," warf Tillmann tonlos hin, indem er die Hand auf die Klinke legte.

Und wieder griff sie nach seinem Arm, umfing mit der freien Hand seine Schulter und suchte ihn so ins Zimmer zurückzuzerren.

Tillmann war wütend. Mit einem Ruck befreite er sich von ihrer Umarmung und herrschte sie an: „Laß das Theater! Willst du mich vor den Ladeninhabern blamieren?"

„Was daran schon liegt,“ polterte Elfriede ihre Tränen herunterschluckend, gereizt heraus. „Mich willst du zeitlebens blamieren als eheverlassenes Weib!“

„Es steht dir ja frei, die Schuld auf mich zu wälzen; in der Wahl deiner Verteidigungsmittel warst du ja schon jetzt nicht wählerisch.“

„Was willst du damit sagen?“

„Du hast dir von der Holderblüt anonyme Briefe schreiben lassen, um Fräulein Lorenz bei ihrer Kundschaft unmöglich zu machen.“

„Davon weiß ich nichts. Das ist eine Gemeinheit, mir sowas nachzusagen. Das hat sich die Lorenz ausgedacht.“

„Nein, das hast du dir ausgedacht. Leider sieht es dir nur zu ähnlich, daß du das zu leugnen wagst ..... das ist es ja, was Ebba so gegen dich aufbringt. Sie weiß, daß du lügst; nur dadurch hast du dir ihr Vertrauen verscherzt. Und darum muß das Kind aus dem Haus.“

„Ah, jetzt durchschaue ich deine Pläne.

Die Lorenz wird wohl in dem Institut unterrichten und du wirst dich auch da irgendwo am Chiemsee mit ihr verstecken wollen im Sommer und da wollt Ihr gemeinsam das arme verlassene Kind bearbeiten. Ich lasse mir mein Kind nicht rauben! Hörst du, ich werde kämpfen für mein gutes Recht. Das Gesetz ist auf meiner Seite — alle Welt wird auf meiner Seite sein."

Sie hatte wieder ihre Stimme laut erhoben und stand, ihn mit den schwarzen Augen herausfordernd anflammend, die rechte Hand, in der sie den Regenschirm hielt, pathetisch ausgestreckt, vor ihm.

„Diesen Triumph werde ich dir freilich gönnen müssen," entgegnete Tillmann mit finsterer Miene. „Halte dich daran schadlos. Und über das andre kannst du dich auch beruhigen. Fräulein Lorenz hat mit dem Institut nichts zu tun, und daß ich das Kind niemals wider dich aufhetzen werde, das weißt du ganz genau. Vergiß bitte nicht, daß du dieses rettungslose Zerwürfnis herbeigeführt hast."

„Ich!?"

„Jawohl, du. Deine beleidigte Miene ist ganz unangebracht. Es wäre vielleicht nie so weit gekommen, oder wenigstens nicht so bald, wenn du dich nicht durch deine wahnsinnige Eifersucht zu diesen Dummheiten und Abscheulichkeiten hättest hinreißen lassen. — Also suche dich zu beruhigen — dann wirst du vielleicht zu der Einsicht kommen, daß du auch dein reichliches Teil Schuld trägst an allem. Und dann wirst du vielleicht begreifen lernen, daß uns wirklich nichts übrig bleibt, als ruhig und anständig auseinanderzugehen — auch um der Kinder Willen."

Ohne ihre Antwort abzuwarten gewann er die Tür und entfernte sich fluchtartig durch den Laden. Draußen sah er sich nach Ebba um; sie war nicht da. Nur ein paar Schritte hatte er getan, als er schon Elfriedens Tritt hinter sich hörte; da strebte er mit seinen langen Beinen so rasch vorwärts wie irgend möglich, denn er wußte genau, daß sie auch vor einem lauten Auftritt auf der Straße nicht zurückschrecken würde. An der

Ecke schwang er sich auf das Trittbrett einer Trambahn, die sich schon in Bewegung gesetzt hatte und fuhr davon. Alle seine Pulse schlugen heftig, seine Kniee zitterten ihm vor Aufregung und dennoch vermochte er nichts anderes zu fühlen als nur abermals: wie fremd, wie unsäglich fremd ist mir diese Frau!

Über eine Woche lang war er in schwerer Sorge um Ebba umhergegangen. Er wußte keinen Weg, sich dem Kinde wieder zu nähern, nachdem er zweimal versucht hatte, sie nach Schulschluß abzufassen und dabei schon von weitem die wartende Elfriede erblickt hatte. Er hätte sich wohl Helgas als Mittelsperson bedienen können; aber damit hätte er eine nicht gut zu machende Schuld auf sich geladen. Da geschah das Unerwartete: auf der Münchener Hauptpost wurde ihm ein lagernder Brief Elfriedens ausgehändigt, in welchem sie ihm mitteilte, daß sie darein willige, Ebba in das Landerziehungsheim des Herrn Wustermeier zu bringen — nicht etwa, weil sie seinen wahnsinnigen

Anschuldigungen Recht gäbe, sondern weil ihr die trotzige Verschlossenheit und die unheimliche Verdüsterung des Kindes Angst mache. Sie halte Ebba für fähig, sich ein Leids anzutun. Nur darum gebe sie nach. Aber nicht er sollte das Kind zu Wustermeier bringen, sondern sie wolle das selbst tun.

Und so geschah es. Bald nach Ostern, zu Beginn des neuen Schuljahres, war Ebba von der Mutter in das Heim am Chiemsee gebracht worden und schon vierzehn Tage später empfing Vater Tillmann einen arg unorthographischen, ungeschickten aber fröhlich zufriedenen Brief von Ebba.

Bevor er Anfang Mai nach Pyrmont übersiedelte, fuhr Tillmann an den Chiemsee und fand sein liebes Deandl in einer wunderlich bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von Mädeln aller Art, und was die Hauptsache war, von Haserln, Hunderln, Biberln und anderem Getier stillvergnügt und gesund vor. Drei sonnige Tage brachte er in dem Dorfe zu und benützte die

Zeit, um Herrn Wustermeier, einen idealistischen Schulmeister von Vertrauen erweckender urgermanischer Üppigkeit des rotblonden Haar- und Bartwuchses in die Besonderheit der Verhältnisse einzuweihen und ihm die nötigen Fingerzeige für die Begabung seines eigenartigen Kindes zu geben. An dem Benehmen des ehrlichen Herrn Wustermeier, und noch mehr an dem seiner zurückhaltenden gouvernantenhaften Gattin bei seinem Empfang, hatte er sofort gespürt, daß auch Frau Elfriede die Eheleute ins Vertrauen gezogen und von ihm sicherlich ein recht bedenkliches Charakterbild entworfen habe. Als er sich aber nach drei Tagen verabschiedete, nahm er die gute Zuversicht mit, daß er sich in den vier Wustermeierischen Augen nunmehr ganz anders ausnehme und daß die Eheleute wie auch die übrigen Lehrkräfte schon ihm zuliebe sein Töchterlein nach bestem Willen und Wissen betreuen würden.

Nun konnte er leichten Herzens von der Neidhöhle aus- und in die Welt hineinfahren. Geschah doch damit zugleich eine

noch weit vergnüglichere Ausfahrt: die aus seiner Geschäftsmannshaut in die Musikantenhaut.

Und als er auf seiner Ausfahrt nach dem sonnigen Würzburg gekommen war, da stieg eine blonde große Dame zu ihm in die harte, verstaubte dritte Klasse. Mit der fuhr er lachend in den leuchtenden Wonnemond von 1914 hinein.

8. Hauptstück,

in welchem es lichterloh brennt und das europäische Pulverfaß auffliegt.

Da es nun doch einmal auf Biegen oder Brechen ging, waren Tillmann und Helga übereingekommen, ihre Liebe nur so weit zu verstecken, daß die bürgerliche Moral und der platte Neid nicht gerade mit der Schnüffelnase daraufstoßen konnten. Helga mietete sich als Kurgast in einer Pension ein und Tillmann als Badekapellmeister in einer anderen, wenige hundert Schritte entfernten. Begegneten sie sich in den Anlagen, so grüßten sie sich und gingen wohl auch ein Stück Weges nebeneinander her wie bessere Bekannte; aber niemals speisten sie öffentlich miteinander und niemals besuchte sie Till-

mann in ihrem Pensionat. Jedoch trafen sie sich, sobald sie sich einigermaßen in der näheren Umgebung auskannten, auf einsamen Wegen und wanderten stundenlang im reizenden Wald- und Hügellande herum; und bei schlechtem Wetter wagte es Helga in den Stunden zwischen den täglichen Konzerten hinter ihrem Schirm, hinter Schleier oder Kapuze verborgen, den Herrn Kapellmeister in seiner Wohnung zu besuchen, die er vorsorglicherweise so gewählt hatte, daß eine eigene Eingangstür vom Treppenhause her einen unbemerkten Einschlupf ermöglichte. Sie wollten sich auf jeden Fall so betragen, daß ihr Verhältnis kein öffentliches Ärgernis erregte und sich doch ihr Liebesleben durch die Furcht vor der Spionage der eifersüchtigen Gattin nicht vergällen lassen. Mochte Elfriede es immerhin darauf anlegen, hinter ihre Schliche zu kommen, so konnte sie die Gewißheit des Ehebruches ja nur dazu benutzen, die Scheidungsklage darauf zu stützen und ihre Drohung wahr zu machen, die verhaßte Fee in den Prozeß hineinzuziehen;

blieb sie aber bei der Weigerung, sich scheiden zu lassen, so hatte sie von ihrer Entdeckung nichts als die Bestätigung ihres dringenden Verdachtes. Mochte es kommen wie es wollte, die Liebenden waren entschlossen, unter allen Umständen nicht voneinander zu lassen, auch wenn ihnen das Gesetz eine spätere Heirat verbot. Die Welt war ja weit genug und die Musik eine vogelfreie Kunst.

Tillmanns persönliches Verhältnis zu dieser vogelfreien Kunst war aber von Anfang an weit entfernt von der innigen Zärtlichkeit seines heimlichen Liebesverhältnisses. Schon die erste Probe mit seiner Bande war eine große Enttäuschung. Achtzehn Mann standen ihm zur Verfügung, lauter biedere Musikhandwerker, die vermutlich ebenso mittelmäßige Menschen wie schwunglose Musikanten waren. Das Probieren erschien ihnen überhaupt als eine recht überflüssige Belästigung; das Programm, das bei täglich zwei bis drei Unterhaltungsmusiken abgehaspelt wurde, kannten sie allesamt mehr oder weni-

ger auswendig, und des neuen Kapellmeisters Versuch, diese abgedroschenen Stücke durch feine Abschattierung des Vortrags, durch Schwung und Tonschönheit einem anspruchsvolleren Geschmacke genießbar zu machen, stieß bei ihnen auf stumpfe Gleichgültigkeit oder gar offen grinsenden Hohn. Sie fügten sich allenfalls dem Schlage seines Taktstockes; aber das ausdrucksvolle Spiel seiner Hände und seiner Mienen, das ihnen seine feineren Absichten andeuten sollte, ließen sie gänzlich unbeachtet. Tillmann mochte die sämtlichen Muskeln seines Körpers in Bewegung setzen und sein Temperament aufpeitschen, daß ihm der gestärkte Kragen im edlen Schweiß erweichte, um eine gewaltige Steigerung, ein duftiges klares Stimmgewebe herauszubringen, diese achtzehn Künstler rührte das nicht. Sie strichen und bliesen — und damit basta. So blutig ernst nahm der blutige Anfänger seine Aufgabe, daß er in der ersten Probe tatsächlich dreiviertel Stunden darauf verwendete, das Zwischenspiel aus der ‚Cavalleria rusticana' einigermaßen vollendet herauszu-

bringen. Weil es das erste Mal war, gaben sich die Leute redlich Mühe, seinen Ansprüchen gerecht zu werden; aber es klang doch nicht so wie er es sich gedacht hatte, denn diese untergeordneten Musikanten waren einfach nicht imstande, aus ihren minderwertigen Instrumenten eine edle Tonfülle hervorzulocken. Dazu kam noch, daß Tillmann sich selber unsicher fühlte. Seine natürliche Begabung und sein fleißiges Studium konnten nicht ohne weiteres den Mangel an Übung ersetzen. Wohl hörte er jeden falschen Ton, wußte aber nicht gleich zu sagen, welches Instrument ihn verschuldet hatte, wohl fühlte er den weiten Abstand zwischen dem Klangbild seiner Vorstellung und dem Geräusch, das seine achtzehn Mann tatsächlich hervorbrachten; aber er wußte nicht zu sagen, woran es lag, daß Ideal und Wirklichkeit nicht zusammenkommen konnten. Er erging sich in theoretischen Erörterungen, die für diese alten Praktiker Binsenwahrheiten sein mußten und verriet ihnen durch seine pädagogischen Bemühungen erst recht seine

krasse Anfängerschaft. Sobald er das Zeitmaß einigermaßen frei zu gestalten versuchte, hing ihm das Orchester schwer wie ein Bleiklumpen am Stabe, und nur wenn Becken und Trommel einen scharfen Marsch oder Tanzrhythmus schlugen, gingen die Instrumente flott und unbeirrbar durch die Nuancierungsgelüste seines Stabes mit — wie alte Truppengäule, die von selber auf Signale und Kommandos einschwenken und angaloppieren, aber gegen Zügel und Schenkeldruck des Reiters längst unempfindlich geworden sind.

Als er gründlich verärgert seiner Helga Bericht über das Erlebnis der ersten Probe erstattete, lachte sie ihn lustig aus und sprach: „Mein hoher Herr stellt reichlich großartige Ansprüche an das Leben. Ein halbes Jahr lang hat er sich auf die Kapellmeisterei vorbereitet und jetzt will er aus einer zusammengewürfelten Bande von Tanzbodenmusikanten gleich Leistungen herausholen, die selbst der Zauberstab eines Nikisch nicht zustande brächte. Was glaubst du wohl, wie mir zu Mute war,

als ich den kleinen Mädchen meine erste Klavierstunde gab! Du weißt, ich habe von Kind auf fleißig Klavier gespielt und mich vier Jahre lang von ersten Meistern weiter ausbilden lassen. Dann habe ich mein kleines Vermögen zum größten Teile zugesetzt durch die Veranstaltung von ein paar eigenen Konzerten in Köln, Berlin und München, um weiter nichts davon zu ernten, als mittelmäßige Besprechungen und die Einsicht, daß ich nur Eine unter Hunderten sei und es mit keiner der anerkannten Größen aufzunehmen vermöchte. Und jetzt bin ich herzlich froh, daß ich meine Stunden wenigstens etwas besser bezahlt bekomme als die Masse der ganz untergeordneten Lehrerinnen und mir meinen leidlich anständigen Lebensunterhalt damit verdienen kann. Wenn du fühlst, daß du in der Kunst wirklich deinen inneren Beruf gefunden hast, dann mußt du auch den Mut zu Opfern und die Geduld zum Ausharren haben."

„Das ist ja eben die kitzliche Frage," knurrte Tillmann. „Ich bin noch gar nicht

überzeugt davon, daß die Musik mein innerer Beruf ist."

„Ja, was denn sonst?"

Sie gingen auf dem einsamen Waldweg in der Dämmerung dicht aneinander geschmiegt und Tillmann hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt. Schweigend, mit nachdenklich gerunzelter Stirn, schritt er eine ganze Weile neben ihr her, dann ließ er sie plötzlich los und blieb stehen.

„Also ich will einmal gründlich auspacken und das ganze Inventar meiner Seele vor dir ausbreiten, gestrenge Dame," begann er, verlegen zur Seite schauend. „Meinetwegen darfst du mich auslachen; aber ich denke, Geheimnisse darf es zwischen uns nicht mehr geben, nachdem wir ein Fleisch geworden sind. Der Luthersche Ausdruck ‚er erkannte sein Weib' hat mir immer besonders gut gefallen, denn mit dem Ein-Fleisch-Werden fängt doch wirklich das gegenseitige Erkennen erst an. Also schau her: ich halte mich für einen Mann, der zum Befehlen geboren ist, für einen Herren-

menschen, um mit Nietzsche zu sprechen. Die ganze langsame Entwicklungsgeschichte meiner Vorfahren scheint mir auf die Züchtung einer Herrenrasse hinauszulaufen. Ich habe dir ja den Abschiedsbrief meines Vaters zu lesen gegeben — nebenbei bemerkt, vor Elfriede habe ich ihn immer sorgfältig versteckt gehalten! Du bist mit mir der Meinung, daß mein prächtiger Vater ein besseres Schicksal verdient hätte. Bei dem wirkten die Hemmungen durch die verdammte Liebe noch verderblich; aber ich habe mir geschworen, mir sein Schicksal zur heilsamen Abschreckung gedeihen zu lassen. Außerdem hat er mir ja einen Vorsprung vor sich vorausgegeben, denn meine Mutter war eine Obersten-Tochter. An meinem Soldatenberuf habe ich nie gezweifelt, siehst du. Das Wichtigste für den Offizier ist aber das angeborne Herrenbewußtsein. — Aha, du lächelst! Ich lese alle deine Einwände hinter deiner Stirn. Natürlich kann das Herrengefühl auch aus bloßer eitler Anmaßung herrühren, aus physischem Kraftüberschuß, aus Brutalität —

dann wird es aber bei der ersten Probe versagen. Wer führen will, muß zur vorbildlichen Leistung befähigt sein, sonst folgt ihm niemand, sobald es sich um Gefahr und äußerste Schwierigkeit handelt. Siehst du, und diese Befähigung zum Führen, die glaube ich zu haben. Ich habe auch die Erfahrung für mich, daß das Herdentier mir instinktmäßig folgt. Ich darf mir schon zutrauen, daß ich überall an meinem Platze wäre, wo es darauf ankommt, Menschen nach meinem Willen in Bewegung zu bringen und die Einzelnen nach ihrer Befähigung an die richtige Aufgabe zu stellen. Und das ist es, was mich zur Kapellmeisterei verführt hat: ein Kapellmeister ist ein Feldherr im Kleinen. Ich denke es mir wundervoll befriedigend, so eine ganze Körperschaft von einzelnen eigenwilligen Künstlern unter die Macht meiner Idee zu zwingen. Das ist schöpferisches Wirken, das ist Herrenarbeit. Heute bin ich mir vorgekommen wie ein — na sagen wir ein Major, den man nötigen wollte, einen Halbzug von lahmen Invali-

den und krummen d.u.-Leuten zu exerzieren. — Schön war's nicht; aber immerhin doch besser, als die elende Geschäftchesmacherei, mit der ich mein bestes Jahrzehnt zähneknirschend verschandelt habe. Ich kann mir nichts Unwürdigeres denken für meinesgleichen als die Handelei und Schacherei. Dann schon lieber meine achtzehn Manderln exerzieren. Ich will sie schleifen, daß ihnen himmelangst wird und das Hohngrinsen vergeht. Hilf mir nur, daß mir die Geduld nicht ausgeht, liebe Fee. Mein Wille, mein Temperament sind auch ganz verwahrlost. Ich muß auch geschliffen werden — das ist dein Amt."

Sie nahm ihn bei den Ohren und küßte ihn lachend: „Du unverschämter Kerl, du, das werde ich dir besorgen! Ich glaube, du bildest dir noch was auf deine Bescheidenheit ein, wenn du dich nur als Major zu fühlen vorgibst. Im Grunde deines Herzens bist du wahrscheinlich der Ansicht, daß dir schon die roten Streifen an den Hosen gebührten. Bei Lichte besehen bist du doch

aber in der Musikantenarmee höchstens erst Unteroffizier. Mache deine Sache gut den Sommer über, dann werde ich Dir vielleicht am Schlusse der Badezeit das Portepee verleihen dürfen. Also zunächst einmal ein wenig mehr Bescheidenheit."

„Bescheidenheit ist eine Spießertugend — erkenne ich nicht an," rief er vergnügt.

„Wirst schon müssen," seufzte sie. „Sonst klopft dir die Wirklichkeit wieder auf die Finger. Kannst dich ja bei mir schadlos halten, Exzellenz. Ich will an dich glauben."

Er schloß sie zärtlich in die Arme und streichelte ihre warmen Wangen: „Ja, tu' das, Liebste," sagte er innig. „Damit kannst du mir besser vorwärts helfen als irgend jemand auf der Welt. Das ist's ja, was mir allein gefehlt hat: statt eines Menschen, der an mich glaubte, war ich einem Menschen ausgeliefert, der mir nicht über den Weg traute, der jeden Versuch, mich klein zu machen, begierig ergriff. Darin liegt ja die Rechtfertigung, die ich vor meinem Gewissen gefunden habe: so lange du nicht an

mir zweifelst, sind wir mit unserer Liebe im Recht — mag kommen was will."

„Mag kommen was will," sprach sie ihm mit glänzenden Augen nach und hakte sich wieder zum Weitermarsch in seinen Arm ein.

Am Waldrand fanden sie eine Bank, von der sich eine liebliche Aussicht in das freundliche grüne Tal bot. Sie ließen sich darauf nieder und horchten auf den verhallenden Ton des Abendgeläuts in der Runde. Die sinkende Sonne trat aus einer dunkelvioletten Wolkenschicht hervor und ihr letztes Erglühen warf einen rosigen Widerschein auf Helgas blasse Wangen und auf ihr üppiges Blondhaar. Tillmann schaute sie bewundernd von der Seite an, griff nach ihrer Hand und sagte ganz leise: „Mein Weib!"

Da standen ihr plötzlich die Augen voll Tränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und flüsterte ihm zärtlich ins Ohr: „Jetzt, wo ich weiß, daß wir ein Kind haben werden, bin ich erst recht froh. Nur anständige Liebesleute kriegen Kinder. Jetzt brauche ich mich gar nicht mehr zu schämen.

Wir sind anständige Liebesleute, gelt? Und wenn es auf einmal aus wäre, wenn ich garstig würde und du mich nicht mehr möchtest und dich wieder an eine andere hängtest — das könnte mich auch nicht mehr herunterzwingen, denn unser Kind ist empfangen worden in Schönheit und Kraft, in reinster Liebe und im tiefsten Glauben. Das muß einen stolzen, freien, vornehmen Menschen geben. Nun ist es meine Aufgabe und mein Glück, den wachsen zu sehen und mütterlich zu betreuen. Was brauche ich mehr!"

Tillmann umfing das schöne Geschöpf zärtlich mit seinen Blicken und saß eine ganze Weile in andächtiges Schweigen versunken neben ihr. Dann stieß er einen drolligen Seufzer aus und sprach: „Siehst du, wie gut Ihr's habt, Ihr Weibsleut' übereinand: von Anbeginn bis zum Ende aller Dinge habt Ihr Eure vorgezeichnete Aufgabe und aus allem Schmerz und aller schweren Pflicht und Sorge erwächst Euch auch Euer schönstes Glück. Wir armen Mannsleut aber stoßen und reiben uns ewig

an der Außenwelt. An die Verhältnisse und Einrichtungen und Grenzpfähle, die wir selber geschaffen und gesetzt haben, rennen wir mit dem Schädel an und verbringen so viel kostbare Zeit im Kampf mit allen diesen Widerständen, daß wir kaum die paar Kinderjahre dafür übrig behalten, das gute Tier in uns zu pflegen und uns zum Genusse unserer Menschlichkeit reif zu machen. Verstehst du mich? Euch kann es ganz gleichgültig sein, meine ich, was wir beispielsweise für eine Obrigkeit oder für ein Wahlrecht haben und ob wir mit den Russen oder mit den Franzosen paktieren sollen. Wenn Ihr nur dazu gelangt, Eure Bestimmung zu erfüllen, Kinder in Liebe zu empfangen und sie frisch fröhlich wachsen und reifen zu sehen, dann kann das ärgste Weltunwetter Eure persönliche Zufriedenheit nicht stören."

„Stimmt," versetzte sie lustig. „Du siehst ja auch wie vergnügt ich jetzt bin, trotz Kopfschmerzen und Übelkeiten, trotz unsicherer Zukunft und bedrohlicher Geldnöte. Möchtest du wohl mit mir tauschen?"

Er machte ein schlaues Gesicht. „Sicher nicht unter der Bedingung, daß mein Schatz Badekapellmeister in Pyrmont und dauernd unabkömmlicher Ehemann — und außerdem überhaupt noch so ein unsicherer Kantonist wie der Herr Tillmann Rohde wäre. Den Hallodri kenne ich nämlich: wenn morgen der Krieg ausbricht, geht er ja doch auf und davon, und sein Schatz mag zuschaun, wo er bleibt mit seinem Kind."

„Ach geh zu, du! Es ist dir wohl nicht jut!" rief Helga, in ihre heimische Mundart verfallend. „Mal den Teufel nit an der Wand! Wo soll dann der Krieg herkommen?"

„Er kommt, verlaß dich drauf," versetzte Tillmann in bitteren Ernst umschlagend. „Er muß kommen. Er ist eingesperrt in dem großen Hexenkessel der Wettrüstung der Mächte. Neid, Mißgunst, Machtkitzel heizen mächtig ein, und wenn das Manometer auf neunundneunzig steigt, fliegt das Sicherheitsventil hoch und der Teufel ist los. Glaubst du vielleicht, daß die Engländer das Feuer wieder ausgießen werden, das ihr König

Edward sieben Jahre lang mit Fleiß geschürt hat? Oder daß wir, um unsre ehrliche Friedensliebe zu beweisen, unsere großen Schlachtpanzer, Unterseeboote und Krupp-Kanonen als Schaustücke ins Museum stellen werden? Wenn wir auch noch so sehr vertroddelt und verkosmichelt sein mögen, eine Grenze für unsere Geduld gibt es doch und dann werden wir auch zuschlagen. Es ist zu viel Pulver und Dynamit in der ganzen Welt aufgehäuft, und überall gehen sie nicht so vorsichtig mit Feuer um wie bei uns. — Und das sage ich dir in allem Ernst: wenn's losgeht, dann bin ich dabei oder der Deixel soll mich kleinweis holen! Und du mußt doch selber sagen, ein Lump wäre ich, wenn ich anders dächte. Schau, das ist Mannesehre und Herrenpflicht. Habe ich meine Ehe gebrochen, um meine Persönlichkeit zu retten, so muß ich auch meine heilige Liebschaft brechen, um meine Ehre zu retten. Siehst du das ein?"

Helga reichte ihm die Hand und sah schweigend dem Verschwinden der Sonne zu.

Der rosige Schleier verblaßte, eine dunkel veilchenfarbene Wolkenbank senkte sich schwer auf den Horizont herab und Helgas Antlitz wurde wieder blaß und leidend. Es fröstelte sie und sie mahnte zum Aufbruch.

„Nun habe ich dich ganz um die schöne Stimmung gebracht," begann Tillmann, nachdem sie eine Weile rasch nebeneinander hergeschritten waren. Aber wenn wir es recht bedenken, haben wir eigentlich gar keinen Grund zum Verzagen. Im Gegenteil. Wenn der Krieg kommt, dann schafft er Klarheit, auch für uns. Dann kann ich beweisen, ob ich wirklich ein Recht hatte, mich über Gesetz und bürgerliche Moral hinwegzusetzen. Dann gibt es eben eine Entscheidung höchster Instanz, ein Gottesurteil: Falle ich, dann habe ich Unrecht gehabt und zugleich doch meine Schuld gesühnt; kehre ich aber heil wieder, dann war ich eine Todsünde wert, dann kann mir kein Zweifel und kein Kleinmut mehr was anhaben, dann bin ich und bleibe ich, zu was ich geboren war: Soldat, Führer und Lehrer zur Männlichkeit. Dann hat

auch die schlimme Elfriede keinen Schatten von Berechtigung mehr, mich als gemeingefährliches Raubtier in ihrem Ehekäfig eingesperrt zu halten, und du, Frau Königin, brauchst dich nicht mehr zu schämen, weil du dich zu Meinesgleichen herabgelassen hast."

Auch auf diese Herausforderung fand sie kein Wort der Entgegnung. Erst kurz bevor sie sich trennten, verlieh sie den Gedanken Ausdruck, die ihr die ganze Zeit über im Kopfe herumgegangen waren. „Jetzt sehe ich es erst klar," sprach sie, „wie gar verschiedene Wesen wir doch sind, Mann und Weib. Seit ich mich dir hingegeben habe, denke und träume ich von nichts anderem als von unserem Kind; wie das werden wird, wie ich es lieben werde, ob ich es werde auf den rechten Weg lenken können, wenn es bös ausschlägt, und ob du es so wirst lieben können wie ich; oder ob du eifersüchtig darauf werden wirst und mich nicht mehr leiden mögen wirst wegen meiner tollen Kindsliebschaft. — Und du trägst dabei die Sorgen und Ängste und Ehrgeize und Hasse aller

Völker und Länder der Erde mit dir herum und nimmst von dir aus Stellung zu allen Fragen, die der Tag bringt. So nebenbei hast du auch eine lange Liebste. Die ist dir recht, solange sie dir Schwung und Wärme gibt, gelt? Und wenn du Schwung und Wärme und was du sonst noch zu deinem Gedeihen brauchst, von deinem Ehrgeiz oder gar von deiner Entrüstung und deinem Haß beziehen kannst, hast du die Liebste gar nicht mehr nötig. — Nein, nein, schweig' nur — es ist schon so und muß auch wohl so sein. Ich glaube, wir verlangen gegenseitig viel zu viel voneinander. Wenn wir Weiber Mütter sind und Hausfrauen, haben wir eigentlich schon genug geleistet und Ihr habt gar kein Recht, Euch zu beklagen, wenn wir nicht außerdem noch Mitarbeiter an Eurem Werke sind und den Ehrgeiz nach geistiger Entwicklung einschlafen lassen. Und wir haben schon gar kein Recht, Euch nur nach Eurem Werte als Liebhaber und Hausväter einzuschätzen und mit unserer Leiblichkeit Eure geistigen Kreise zu stören. Wir sind unbe-

scheiden geworden, alle Beide, Männer und Weiber. Und je mehr wir uns mit Kultur sättigen, desto größer ist die Gefahr, daß sich die Bescheidenheit zur Unverschämtheit aufbläht."

„Ausgezeichnet!" rief er begeistert. „Du hast das Ding im Kern erfaßt. Beweis für die Richtigkeit: die meisten ruhigen Ehen gibt es unter dem bescheidenen Herdenvolk — oder aber ganz oben bei den Edelreifen und halb Verklärten. Also Schlußfolgerung: der gesetzlich garantierte Ehestand ist nur für den bescheidenen Mittelstand vorhanden. Und wenn wir unsere Berechtigung erweisen wollen, uns darüber hinwegzusetzen, dann müssen wir uns eben verklären."

Leise lachend küßten sie sich in der frühen Finsternis eines Laubenganges, bevor sie in die breite Mittelallee der Kuranlagen heraustraten und sich dort gesittet gute Nacht sagten.

Wenige Tage nach jenem Spaziergang wurde die Badezeit mit Pauken und Trompeten eröffnet und Herr Kapellmeister Rohde mußte nun zwei- bis dreimal täglich zu Tsching-

dera und Wumpdada den Takt schlagen, bei schönem Wetter im Freien, bei schlechtem im Kursaal. Er fühlte mit beschämtem Ingrimm, daß er damit keineswegs musikhungrigen Seelen ihr nahrhaftes tägliches Brot spendete, sondern nur einen glitzernden Schleier von Tönen über die banalen Geräusche des Menschengeschwätzes und Tellergeklappers bereitete. Er sagte es einmal zu Helga wie er es fühlte: „Schau, den Bauer tut's gereuen, ein schönes weißes Tischtuch zur Werktagsmahlzeit herzugeben und der Kulturmensch schaut verächtlich auf den Bauer herab, weil er vom blanken Tisch frißt. Derselbe Kulturmensch macht sich aber kein Gewissen daraus, die Musik zu mißbrauchen als Unterlage für seine geräuschvolle Daseinsbetätigung. Also was bin ich? Ein Kellner, der in der Sommerwirtschaft Servietten aufdeckt. Sie wischen sich die Mäuler in die Serviette und beklecksern sie mit Sauce. Oder hast du schon einmal auf der Kurpromenade einen andächtigen Zuhörer bemerkt? Ein erhabner Beruf, gelt? Ich gehe als Gaul am

Göpelbaum der Lärmmaschine im Kreise herum."

Sobald er bemerkt hatte, daß seine bittere Ironie ihr wehe tat, weil *sie* ihm doch schließlich den Gedanken, sich der Kapellmeisterei zuzuwenden, eingegeben hatte, schluckte er seinen Unmut hinunter und suchte durch Galgenhumor über seine Enttäuschung hinwegzukommen. Wenn die beiden sich in Sicherheit fühlten vor den neugierigen Blicken des Badevölkchens dieser langweiligen und gelangweilten bleichsüchtigen Mädchen und erschöpften Frauen, und wenn sie ein paar ungestörte Stunden vor sich hatten, dann vermochte sich Tillmann oft genug in seine übermütigen Bubenlaunen zurückzufinden, durch die er Helgas Herz und Sinne zuerst gefangen hatte. Ihren goldigen Wurschtel mit seinem Gesprudel von urdrolligen Münchner Sprüchen hatte sie gar zu gern und nahm ihm selbst gelegentliche allzu krachlederne Hochsprünge nicht übel. Und er fühlte sich für seine Anstrengung — wenn's ja einmal eine solche wurde — durch ihr Lachen reich

belohnt. Sie konnte lachen wie ein Backfisch, über ein Nichts manchmal, und sich vor Lustigkeit überschlagen, daß ihr schließlich die Tränen in Strömen über die Wangen liefen und sie ihre ganze selige Verliebtheit wütend verküssen mußte bis ihr der Atem ausging.

Einmal sagte sie mitten aus einem solchen Krampfe heraus: „Du, jetzt mußt du auch das noch wissen, sonst hast du dein Weib noch nicht ganz erkannt: Du bist nicht der Erste gewesen. Ich habe einen entsetzlich dummen Hereinfall hinter mir. Ich habe dir doch erzählt von meinem Bruder, dem schrecklichen Windhund, der meinen Eltern und mir auch so viel Kummer gemacht hat und dann elend verdorben ist. Also der Heinz brachte uns zuweilen Freunde ins Haus. Kannst dir denken, das waren Gesellen, die seiner würdig waren, und namentlich einer davon, der mag sein Meister in der Lumperei gewesen sein; aber ein bildhübscher frecher Schlingel. Ich war achtzehn Jahre und geladen vor Neugier. Der machte

mich dumm und toll mit seinem Geschwätz. Er erreichte seine Absicht ich glaube leichter als bei irgend einem leichtsinnigen kleinen Ladenmädel — und dann ließ er sich nicht mehr blicken. Wahrscheinlich habe ich ihn enttäuscht — glaub's gern. Ich hatte ja auch gar nichts gehabt von meiner raschen Hingabe; nur entsetzlich geschämt habe ich mich, Jahre hindurch. — Schließlich war aber auch das zu etwas gut. Die Neugierde plagte mich nicht mehr und auch nicht der Neid auf andere Mädchen, die bei den Männern Erfolg hatten. Sonst hätte ich mir vielleicht mein unheimliches Wachstum schlimm zu Herzen genommen, denn wir extra langen Mädchen haben es schlecht, wir sind nicht gefragt auf dem Heiratsmarkt. Ich glaube, Ihr habt Angst vor uns. Wenn eine kleine Rundliche mit den Augendeckeln klappert, kommen die Mannsen gerannt wie die Hirsche, wenn der Förster die Kastanien im Blecheimer schüttelt. Wenn wir aber von unserer Höhe herunter klappern, dann gehen die Hirsche um die Ecke flüchtig. — Ja,

wie gesagt, mir ist es nicht besonders nahe gegangen. Damals habe ich meine Scham nur dadurch überwunden, daß ich mich in die Arbeit stürzte. Der Gedanke, mich zur Pianistin auszubilden, schreibt sich daher. Ich habe vier Jahre lang einfach wütend geübt, und wie dann die andere Enttäuschung an der Kunst und die schmerzliche Entsagung kamen, da brachten mir die Kinder Heilung. An dem Verkehr mit den lieben Kleinen habe ich meine Mütterlichkeit geübt und meine eigentlichen Beruf erkannt. Ist es nicht merkwürdig? Ich war doch eigentlich schon eine richtige alte Jungfer; aber es ist mir kaum je einmal vorgekommen, daß die Kinder mich nicht geliebt oder kein Vertrauen und keinen Respekt vor mir gehabt hätten. Ich bin sogar mit richtigen bösen Buben spielend fertig geworden. Deine Frau war nicht die Erste, die eifersüchtig auf mich wurde, weil ihre Kinder mich lieber hatten als sie selber. — Und dann will ich dir gleich noch was gestehen, es ist ja ein Auswaschen. Wie du mich an dich gerissen und mich die Liebe

in ihrer brennenden Pracht gelehrt hast, da war ich schon so — v e r m u t t e r t möchte ich sagen, daß gerade in der höchsten Verzückung der Wollust nicht du mein Gott, mein Seligmacher, mein einziger Gedanke warst, sondern das Kind, das ich von dir wollte."

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und sah ihm forschend in die Augen. „War es sehr dumm von mir, daß ich das gesagt habe?" schloß sie ihr Bekenntnis. „Habe ich dich jetzt gründlich abgekühlt?"

Er hielt ihren Blick ruhig aus und lachte sie treuherzig an: „Aber geh, woher denn? Wie käme denn i c h dazu, mich über Jugendsünden zu entrüsten? Das wäre doch gerade zum Lachen. Und das andere ist mir nur ein neuer schlagender Beweis, daß ich in dir das richtige gesunde Vollweib erwischt habe. — Jetzt fängt mir's an klar zu werden, weshalb meine Kinder so sonderbar verschieden ausgeschlagen sind. Ich glaube, du hast recht mit deiner Theorie, daß die Seelenkräfte, die im Moment der Empfängnis oben

auf sind, für das innere Wesen des Kindes bestimmend werden — vielleicht auch noch die Gemütsverfassung der Mutter während der Schwangerschaft. Wie Ebba geschaffen wurde, war Elfriede ein heißblütiges, reizvolles Weib, und ich bildete mir ein, nie größere Wonne genossen zu haben als mit ihr. Und dennoch mußte mich der Teufel reiten, daß ich die unverzeihlichste Dummheit meines Lebens machte, ehe das Kind noch auf der Welt war. Das Entsetzen der Mutter muß sich auf das Kind übertragen haben, denn es hat von ganz klein auf schon immer so mißtrauisch und feindselig in die Welt geschaut und sich von den bösen Menschen zu den frommen Tieren geflüchtet. — Und dann der böse Bub! Der hätte eigentlich gar nicht mehr gezeugt werden dürfen, denn damals war mir seine Mutter schon rein körperlich so verleidet, daß ich mich jedesmal schämte, wenn ich mich von ihrer Begehrlichkeit hatte hinreißen lassen. Der Bub mußte verlogen werden, weil schon die Wollust, der er sein Leben verdankt, erlogen

war. Seine übrigen Lausbubereien täten mich nicht weiter grämen. In dummen Streichen findet der jugendliche Kraftüberschuß sein Sicherheitsventil. Ich traute mich schon, mit seiner Frechheit und seiner Verlogenheit fertig zu werden, wenn seine Mutter mir nichts darein zu reden hätte."

„Das getraute ich mich auch," sagte Helga nachdenklich. „Der Bursche müßte nur einmal begreifen lernen, daß derjenige es am besten mit ihm meint, der seinem törichten Willen das unerbittlichste Nein entgegensetzt. Derselbe Mensch, der ihn zwingt, zu tun was ihm am allerunangenehmsten ist, der müßte auch am ausgelassensten mit ihm lachen, an seinen harmlosen Streichen sich freuen, und wenn ihn ein Leid zwickt, am zärtlichsten ihn hätscheln. Das könnte seine Rettung sein. Jammerschade, daß es für mich ausgeschlossen ist."

„Selbstverständlich ausgeschlossen!" brach Tillmann wütend los. „Im Bereiche des behördlich konzessionierten Geschlechtsverkehrs sind überhaupt Gerechtigkeit, Vernunft und

Natur so gut wie ausgeschaltet. Schau dir einmal in unserem bürgerlichen Gesetzbuche die Paragraphen an, so da vom heiligen Ehestand, von den Pflichten und Rechten der Gatten und der Kinder handeln. Kunnst gleich narrisch werden vor Zorn. Als ob Pfaffen und Spießer und böse alte Weiber beiderlei Geschlechts den Blödsinn miteinander ausgeheckt hätten. Juristen, das heißt Leute, die sich ihr Rechtsempfinden wegstudiert haben, oder alte Amtsschimmel, denen alles Menschliche längst wurscht geworden ist, haben allein die Befugnis, darüber zu entscheiden, ob zwei Menschen, die bis ins Innerste vom tödlichsten Haß, den es auf der Welt gibt, vergiftet sind, beieinander bleiben müssen oder nicht. Die wirklich durchschlagenden Scheidungsgründe stehen in ihren Paragraphen gar nicht. Dafür spielt einer die erste Flöte, der eigentlich nur in seltenen Fällen entscheidend ist: der Ehebruch. Und weil anständig denkende Menschen eine natürliche Scheu davor tragen, die Heimlichkeiten ihres Schlafzimmers und ihre zartesten

seelischen Geheimnisse zu den Akten zu geben, darum müssen schlaue Advokaten Schindluder treiben und unwürdige Komödien aufführen, um die wahren Heiligtümer der Seele vor der Dummheit des Gesetzes nicht bloßzustellen. Bezahlte Beamte dürfen nach Paragraphen entscheiden, wer am Zusammenbruch einer Ehe schuldig sein soll. Bezahlte Beamte nehmen im Namen des Gesetzes gerecht denkenden, zielbewußten Vätern ihre Kinder weg und liefern sie launischen, gedankenlosen Müttern aus — oder auch umgekehrt — falsch ist's meistens. Es kann ein schuldig gesprochener Ehegatte ein idealer Erzieher von innerem Beruf sein und doch von Gesetzeswegen seinem Kinde ein Vormund bestallt werden, der sich zum Erzieher eignet wie ein Ochs zum Tanzmeister. Wenn ich auf das Kapitel komme, packt mich der dreimal heilige Zorn. Ja du, liebster Schatz, wir müssen schon vor den Paragraphen des Gesetzes den äußersten Grad von Schuftigkeit erklimmen, damit wir vor dem Herrgott unsere Unschuld beweisen können. Wir müssen

ein Kind in die Welt setzen, so gerade gewachsen an Leib und Seele, daß es uns bei dem droben als Kronzeuge dienen kann für die Heiligkeit unsrer lästerlichen Liebe."

Tillmann hatte einen ganz roten Kopf bekommen und seine scharfen grauen Augen blitzten böse. Da legte Helga ihm ihre berühmten Zauberhände um Stirn und Schläfen und redete ihm beruhigend zu. Er aber entfernte ungeduldig die angebeteten Sorgenbrecher von seinem Trotzkopf und rief grimmig lachend: „Laß mi aus, net bremsen! Ist mir grad recht, wenn ich mich so schön ausgiften kann. Das stärkt die Kampflust -- und die werden wir brauchen, wir zwei. Hast du dir es denn überhaupt schon einmal klargemacht, wie die Welt das Ding anschaun wird, das wir da selband gedreht haben?" Er wartete ihre Antwort gar nicht ab, er zog sie nur tiefer in den Wald hinein und dämpfte seine Stimme zum Schutze gegen etwaige Lauscher: „Also: da ist ein Kerl, der hat eine unbescholtene Tochter aus guter, vermöglicher Familie geheiratet. Er

kann sich weder über Kälte, noch über Dummheit, noch über Unwirtschaftlichkeit beklagen. Sie hat ihm zwei gesunde, geistig begabte Kinder geschenkt und ist dadurch einigermaßen außer Fasson geraten. Grund genug für den sauberen Herren, sich nach jüngeren und schlankeren Maderln umzuschaun — nota bene nicht, ohne daß er von ihrem Vermögen die Hälfte verspekuliert und verjuxt hat! Nach Erledigung diverser Skandälchen mit leichter Ware, setzt er sich's in den Kopf, justament das einzige Weib zu überrumpeln, das seine mit Recht allzeit eifersüchtige Gattin für unnahbar hält, ein Weib, dem ihr Herz gleich beim ersten Zusammentreffen zugeflogen ist, das sie vertrauensselig selbst in ihr Haus bringt und dem Luder von Gatten als Ausbund aller Tugend anpreist. Und was glaubst, der Sakra, der Dong Schuang, der ausgeschamte, bringt unter Beistand des Gottseibeiuns — drei Kreuzerln drüber! — das hehre Weib zu Falle, brennt mit ihr durch, veranlaßt sie, ihren auskömmlichen Lebensberuf aufzugeben und — läßt sie schließlich

mittellos mit einem Kind sitzen, um auf neue Abenteuer auszuziehen. Das Letztere vorläufig in Klammern für den Kriegsfall. Jetzt bitte, stelle dir vor, der Fall kommt vor Gericht. Glaubst du wirklich, daß irgendwo im ganzen deutschen Reiche ein Richter zu finden wäre, der diesen Höllenbraten nicht als allein schuldigen Teil verurteilen würde? Oder glaubst du vielleicht, daß irgend ein Richter denselbigen Menschen für den geeigneten Erzieher seiner Kinder erklären würde? Schon die Geschichte mit der Wachtmeistersgattin allein würde genügen, ihn in den Augen jedes Vormundschaftsrichters zum Schwerverbrecher zu stämpeln. Da, jetzt siehgst du's. Derselbige Lump bin ich. Schwer eingangen bist, meine Liabe."

„Huhu! Willst du mir grauslich machen?" hörte er ihre Stimme in unbefangenem Lachton dicht an seinem Ohre klingen, also daß er ihr ganz überrascht ins Gesicht sehen mußte. „Ja natürlich habe ich mir das auch schon überlegt. Ich bin doch alt genug, um zu wissen, was ich tue," fuhr sie ernster fort.

„Ich verstehe nur nicht, warum du dir solche Mühe gibst, dich vor mir schwarz anzumalen. Wir wissen's doch beide anders und das genügt uns doch."

Da lag er plötzlich im grünen Moose auf den Knieen vor ihr und seine Arme umspannten ihre Hüften: „Ach du!" rief er inbrünstig. „Lieblichste Madonna! Du bestehst doch jede Probe. Komm', leg dich daher, ich will dir verraten, warum ich das gesagt habe."

Er bot ihr seine Brust als Kopfkissen und seine Arme als Seitenlehnen. Und als sie dann recht wohlig bequem neben ihm hingestreckt im Moose lag, da sprach er weiter: „Schau, ich hab das gesagt, in derselben Absicht wie die alten gotischen Baumeister ihre Dome außen ringsherum mit Teufelsfratzen bepflasterten. Mochte die ganze Hölle in tausend scheußlichen Gestalten dem Gotteshause auf's Dach steigen und ihre ohnmächtige Wut hinausspeiben, drinnen wohnte die reine Schönheit und die stille Heiligkeit. So eine Kirche haben wir zwei uns aufgebaut

und glauben an die Heiligkeit unserer Liebe. Und wenn wir hinaus müssen in die schlimme Welt, dann soll uns alle Teufelei ihrer Moral und ihrer Vernunft nicht bange machen können, sintemal unser Humor schon so wüste Teufelsfratzen gestaltet hat, daß sich alle Teufelei der Wirklichkeit zahm dagegen ausnimmt. Also kurz gesagt: ich will uns im Glauben stärken. Leichtsinnig in den Tag hineinleben oder wie der dumme Vogel den Kopf in den Sand stecken, das wäre doch unser unwürdig. Ach Gott ja, ich weiß: du hast die Stärkung am Ende gar nicht mehr nötig, du hast ja die Kraft der Unschuld voraus. Ich aber nicht. Ich habe soviel gutzumachen. — Ich muß überhaupt erst beweisen, daß ich ein Recht hatte, mich über die Moral zu stellen. Mir scheint, diese krampfhaften Selbstzerfleischungen sind immer noch Angstanwandlungen. Ich möchte ja so gern derjenige sein, der endlich mein Geschlecht von dem ererbten Fluch erlöst. Du weißt ja, von der verdammten Liebe, die mein Vater so bitter anklagt. Die Welt

muß ja selbstverständlich unsere Liebe erst recht als verdammt anschaun; darum kommt alles darauf an, daß wir sie vor uns selbst heilig halten und dadurch rechtfertigen. Der Welt können wir sie nicht als heilig beweisen. Sie würde sogar unser augenscheinlichstes Glück als leichtfertigen Selbstbetrug brandmarken. Vor der Welt können uns erst unsere Kinder rechtfertigen, indem sie wohlgeraten. Siehst du, so schließt sich der Kreis: eine Sünde muß die andere gebären, damit unsere Unschuld offenbar werde. So habe ich es mir wenigstens zurechtgelegt."

Helga lag noch eine Weile mit geschlossenen Augen wie träumend in seinen Armen, bevor sie zu reden begann: „Daß Ihr Männer Euch soviel mit Spintisieren plagen müßt," sagte sie lächelnd. „Selbst an Euer Glück glaubt Ihr nicht, ehe Ihr es Euch nicht logisch bewiesen habt. Ich mache mir's nicht so schwer. Ich habe es gleich ahnend empfunden: da ist ein Mensch in Not, dem du vielleicht helfen kannst. Und dann bin ich

ihm zaghaft näher gegangen und habe es gewagt, ihn bei der Hand zu nehmen. Und jetzt fühle ich es ganz unzweifelhaft bestimmt: ich kann ihm helfen. Und das macht mich glücklich. Ich weiß ganz genau, was alles Schweres und Böses daraus folgen kann; aber was kann das mir anhaben, wenn i ch meiner Sache sicher bleibe."

Da küßte er dankbar ihre Hand und dann redeten sie nicht mehr über Schuld und Schicksal an diesem gesegneten Tage, sondern horchten andächtig auf den Vogel, der ihnen zu Häupten auf einer Birke saß und ihnen das einfache Liedchen vom lieben Leben und vom lieben Gott vorpfiff.

Auf dem Heimweg brach Helga unvermutet eine neue Frage vom Zaun: „Bist du eigentlich noch katholisch?" Und als Tillmann verwundert aufschaute, fuhr sie erklärend fort: „Ich meine, weil du doch sonst überhaupt nicht geschieden werden kannst?"

„Ach so," versetzte Tillmann. „Nein, ich war vorsichtig. Ich habe mich nur protestantisch trauen lassen. Im übrigen aber liegt

mir gerade das Protestantische gar nicht. Das war wohl auch ein Grund zur raschen Entfremdung, daß Elfriede so durchaus protestantisch dachte. Ich bin natürlich auch nur katholisch von Geblüt. Glauben kann ich nicht mehr, seit ich zu denken angefangen habe. Und seit ich Mann geworden bin, ist mir überhaupt das ganze Christentum unmöglich geworden. Das ist keine Religion für deutsche Männer. — So empfinde ich's. Aber den Weibern und überhaupt allen Schwachen und Enterbten, denen gönne ich es von ganzem Herzen und hüte mich, sie in ihrem Glauben zu stören. Wenn schon christlich, sage ich, dann doch wenigstens katholisch, weil nur unsere Kirche Stil, ich meine Gefühlswert und Schönheit hat. Sie hat noch so viel herrliches Heidentum in unsere Zeit herüber gerettet, darum konnte sie dem Volke ans Herz wachsen. Und so bunt und gar exotisch fremdartig ist sie geblieben, daß sie uns Deutschen ganz besonders behagt, da wir ja doch unsere größte Verehrung nur für das übrig haben, was recht weit her ist.

— Für eine Religion, die aus der schönen Gegend zwischen Bitterfeld und Luckenwalde bezogen ist, kann sich doch unmöglich ein krachlederner Altbayer begeistern!“

Helga lachte herzlich: „Nö! und ene kölsche Rabau auch nit. — Ich glaube, bei uns zu Hause haben sie es ähnlich so empfunden wie du. Die Eltern gingen beide ganz im Künstlerischen auf, die Mutter in ihrer Musik und der Vater nicht nur in seinem Fach, in der Architektur, sondern auch in allem Bildnerischen, so daß ihnen die Kunst wohl die ganze Religion ersetzte. Aber wir feierten doch alle Festtage mit und fühlten uns wohl dabei. Ich ging sogar fleißig zur Beichte — solange ich nichts zu beichten hatte! Dann aber .... Meine gräßliche Schande einem Manne preiszugeben, das war mir unmöglich. Seitdem bin ich nicht mehr beichten gegangen und damit habe ich mich selber exkommuniziert. Ich gehe aber doch noch häufig in die Kirche, am liebsten abends, wenn nur ein paar bescheidene Lichtlein tröstlich durch das Dunkel blinkern wie

Sternlein in einer Sturmnacht. Dann trete ich da unter und kniee vor einen einsamen Altar hin und versenke mich in mich selbst bis wieder schönes Wetter in meiner Seele ist. Daß mir der Priester rechtsgültig meine Sünden vor Gott vergeben könnte, das glaube ich schon deshalb nicht, weil ich mir ja über den Begriff der Sünde mit dem Priester gar nicht einig bin. Ja, wenn so ein liebes, kluges altes Weiblein im Beichtstuhl säße, das selber geliebt und gelebt und alle Weibsluft und Weibsnot erfahren hat, dann wäre es etwas anderes. Mir scheint, ich suche nur den Stimmungsreiz in der Kirche. Ich beziehe meine Andacht durch die Nerven und durch die Nase — Wachs- und Weihrauchdunst, weißt du. Und das Gefühl, daß die ganze Luft erfüllt ist von heimlichen Seufzern und Tränen und einfältig starkem Hoffen und Glauben, das hebt mich so schön weit weg vom Alltag und von der ganzen kümmerlichen Menschheit von heute. — Du hast ganz recht: Kirchen können gar nicht altertümlich und wunderlich genug sein,

weil das Alte dem Ewigen und das Wunderliche dem Wunder so nahe steht. Und das Wunder suchen wir doch alle in der Religion, meine ich — wenigstens wir Frauen."

„Also sind wir wieder einmal einig," sprach Tillmann fröhlich, indem er nach ihrer Hand griff. „Ist nicht schon ein Wunder an uns geschehen, indem wir uns gefunden haben? Am Ende geschieht gar noch ein größeres Wunder, indem wir die Welt von unserem guten Recht überzeugen. Wollen wir uns einstweilen in der Hoffnung trösten."

So schwand den Liebesleuten der helle Lenz und der bunte Sommer dahin, als säßen sie im Blitzzug der Glückseligkeit. Sie galten für reputierliche Leute und wurden nichts gewahr von Neid, Mißgunst, Afterrede und bösem Leumund. Wenn Helga frisch und fröhlich war, riß sie ihren Tillmann zu allen seinen liebenswürdigen Kindereien und Bubereien hin, und wenn sie unter ihrem Zustand litt und ihm ihre Ängste und Schmerzen nicht verbergen konnte, dann

schlug er den warmen Mantel seiner schönen väterlichen Sorge um sie und das bestärkte sie im Vertrauen auf seine Männlichkeit. Solche schlimmen Tage stärkten aber auch seine Zuversicht; denn dann sah sie nicht gut aus und er konnte sich dann vorstellen, wie er es empfinden würde, wenn sie einmal verblüht wäre. Und er richtete sich empor an dem Glauben, daß diese Frau neben ihm ruhig alt werden könnte, ohne daß seine Zärtlichkeit für sie nachließe. Er wurde die Angst vor sich selber und der verdammten Liebe allmählich los, und diese innere Befreiung half ihm auch leicht hinweg über den kleinen Ärger des Tages, über die Enttäuschung an seinem neuen Berufe. Ganz kleine Freuden brachte ihm übrigens der auch. So, als ihn eines Tages ein fremder Herr auf der Kurpromenade ansprach, ihm einiges Ermunternde und Schmeichelhafte über sein musikalisches Gestaltungsvermögen und seine Stabführung sagte und sich dann als ein bekannter Konzertdirigent vorstellte. Und ferner, als einmal eine Operettengesellschaft gastierte und

er sich vor die Aufgabe gestellt sah, ein gänzlich fremdes Werk mit nur einer Probe dirigieren zu müssen. Da schwitzte er Blut — und das war ihm gesund, denn er lernte die Schwierigkeit des rein Handwerklichen achtungsvoll erkennen und seinen dilettantischen Hochmut fest in die Zügel nehmen. Dadurch gewöhnte er sich das Geschimpfe über seine öde Tagesarbeit ab. Er erkannte nun endlich klar, daß die Kunst kein freundliches Wirtshaus an der Landstraße sei für müde Wanderer und irrende Ritter, sondern ein Gralstempel in schwer zu erklimmender Felseinsamkeit. So lernte er Bescheidenheit.

Da knallte an jenem schwülen Julitage die Pistole des Knaben Princip in Sarajewo und von der Lufterschütterung wurde das Kartenhaus des europäischen Gleichgewichtes über den Haufen geworfen. Der Badekapellmeister von Pyrmont war sich gleich darüber im Klaren, daß es von nun ab nicht mehr mit Abwarten und Teetrinken getan sei. Die Lunte brannte an mehreren Enden zugleich, und auf jeden Stiefel, der

sie auszutreten versuchte, kamen zwei Blasbälge, die sie mit boshaftem Eifer anfachten. Er wußte, daß auch für ihn die entscheidende Stunde geschlagen habe und er zögerte nicht zu handeln. Er schrieb an seinen Freund Ingelfingen und an seinen früheren Regimentskommandeur und bat sie, all ihren Einfluß aufzuwenden, um die allerhöchste Genehmigung zu seinem Wiedereintritt ins Heer im Kriegsfalle durchzusetzen. Und jene Herren bemühten sich nicht umsonst für ihn, wenngleich er seinen Gestellungsbefehl als Oberleutnant zu einem preußischen Artillerie-Regiment auch erst am zwanzigsten Mobilmachungstage erhielt.

Am Tage der Kriegserklärung nahm er Abschied von Pyrmont, indem er mit ingrimmigem Schwung und schöner Rührung ein klirrendes Hurra-Konzert dirigierte. Und am nächsten Morgen nahm er Abschied von seiner Fee. Sie hatte nicht geklagt, denn sie kannte ihren Tillmann nun gut genug, um zu wissen, daß er so und nicht anders handeln mußte. Und sie wußte, er würde es so

vollführen, daß sie auf ihn stolz sein dürfte. Ihre Lippen besiegelten noch einmal den heiligen Vertrag auf Tod und Leben und ihre Feenhände segneten seinen Auszug.

Sie hatten unter sich ausgemacht, daß er versuchen sollte, sein Winterquartier in Grünwald, die Tatzelwurmhöhle, für sie frei zu bekommen. Da sollte sie ihrer schweren Stunde und seiner Heimkehr harren. Er hatte aber auch noch ein anderes in München zu tun, ein weit Schwereres.

Elfriede hatte ihm wenige Tage vor der Mobilmachung geschrieben, sie sei am Ende ihrer Kraft und könne den Knaben Roderich nicht mehr bändigen. Nicht nur, daß er abermals sitzen geblieben und ungeachtet aller teuren Nachhilfestunden ein erbärmliches Zeugnis heimgebracht habe, er verlache auch alle ihre Wünsche und Befehle, gebe ihr freche Antworten und entziehe sich jeder Strafe. „Das ist dein Sohn," schloß der Brief. „Wenn du auch mir für meine aufopfernde Pflichterfüllung keinen Dank schuldig zu sein glaubst, so wirst du doch viel-

leicht einräumen müssen, daß du für dieses mißratene Kind mit verantwortlich bist. Ich weiß genau, daß du ja doch alles mißbilligen würdest, was ich über ihn beschließe, darum beschließe du selbst. Ich kann nicht mehr. Deine Grausamkeit hat mich zerbrochen. Du mußt schon kommen und den Jungen selbst holen, denn mit mir geht er nicht, wenn es ihm nicht paßt."

Da half nun nichts. Dieses Vaterwerk mußte getan werden, ehe er gegen den Feind zog. Und er fuhr vom Hauptbahnhof in München direkt nach der Ißmaninger Straße. Aus seiner eigenen Knabenzeit erinnerte er sich einer geistlichen Erziehungsanstalt, mit der ihm selber des öfteren gedroht worden war, wenn er sich gar zu widerborstig benahm. Die Benediktinerpatres hatten einen alt begründeten Ruf dafür, daß sie die christliche Liebe nicht hinderte, das spanische Röhrchen wuchtig zu handhaben und daß sie auch das härteste Jungholz zu biegen vermöchten. Mit dieser Klosterschule wollte er es versuchen. Er hatte seine Ankunft telegraphisch ange-

meldet und Elfriede hatte die Wohnung und sich selber zu seinem Empfange schön gemacht. Sie wollte die günstige Gelegenheit nach Kräften zu einer Überrumpelung seines Gemüts ausnutzen. Darum empfing sie ihn mit heiterer Miene als ob nichts geschehen wäre zwischen ihnen und verwandte ihre sprudelnde Beredsamkeit weder auf eine ergreifende Schilderung ihrer trostlosen Eheverlassenheit, noch auch auf einen eingehenden Bericht über die Schandtaten des bösen Buben, sondern erging sich in vaterländischer Begeisterung und in politischen Erörterungen.

Tillmann durchschaute sie sofort. Ihre hohe Politik erkannte er als billiges Lesefallobst und ihre patriotische Janitscharenmusik als Grammophonplatte. Aber es war ihm doch lieb, daß er sich nicht gleich zu Beginn der Unterhandlung gegen das schwere Geschütz der Tränen und Gefühlsausbrüche zu wehren hatte. Er nahm dankend den Tee an, den sie ihm bot und ließ sie ruhig ausreden. Erst als sie ihren schwungvollen Vortrag mit dem schönen Worte gipfelte: „Und

nicht wahr, das wirst du mir doch zugeben müssen: in solcher gewaltigen Zeit, wo alles Kleinliche von den Menschen abfällt, müssen auch wir alles vergeben und vergessen, was Trennendes und Vergiftendes sich zwischen uns gedrängt hat. Ich bin dazu bereit. Hier meine Hand."

Erst da meldete er sich zum Worte. Er übersah ihre edle theatralische Geste, nickte ihr nur lächelnd zu und versetzte alsdann ganz ruhig: „Ich danke dir für deine gute Absicht; du hast aber eins vergessen: ich bin jetzt nicht in erster Reihe Vater und Gatte, sondern Soldat. Ich gehöre an die Front. Und da gedenke ich meine Pflicht zu erfüllen Sobald ich den Buben versorgt habe, melde ich mich bei meinem zuständigen Bezirkskommando. Den Buben will ich heute noch in die Klosterschule befördern."

Sie sah ihn starr an und würgte bleich vor Schreck heraus: „Du kannst doch nicht ..... Du bist doch nicht mehr Offizier!"

„Dann gehe ich eben als Gemeiner mit,"

versetzte er mit der größten Ruhe. „Wenn du mich einigermaßen kenntest, wüßtest du wissen, daß das für mich selbstverständlich ist. Also reden wir nicht mehr davon.“ Und er erzählte ihr, was er von der Klosterschule wußte und bat sie, Roderich nicht zu verraten, was über sein Schicksal beschlossen sei, sondern ihm nur das Notdürftigste für etliche Tage zusammenzupacken und ihm zu sagen, daß er sich sofort für eine kleine Reise mit dem Vater zu richten habe. Sie könne ihm dann seine übrigen sieben Sachen nachsenden. Er gedenke sich vor seinem Ausmarsch auch noch nach Ebba umzusehen.

„Und ich? Was wird aus mir?“ Elfriedens Stimme klang heiser und tränendrohend bei der Frage. „Mein gutes, zärtliches, gemütvolles Kind hast du mir genommen,“ fuhr sie qualvoll wütend fort. „Den Jungen, der nur nur so schlimm geworden ist, weil er keinen Vater mehr zu fürchten braucht, muß ich wohl oder übel diesen tückischen Pfaffen überlassen, die natürlich sich eifrig bemühen werden, ihn der protestantischen Mutter ab-

spänstig zu machen — und du willst nun auch noch .... Wo soll ich denn hin mit all meiner schrecklichen Angst und Verlassenheit, jetzt, wo ich auch noch Tag und Nacht um dein Leben zittern muß?"

Tillmann erhob sich, trat zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter und sprach ihr freundlich zu: „Schau, du bist schon wieder dabei, dich selber zu belügen. Mach' dir doch nichts vor. Für dich ist es doch auf alle Fälle ein Gewinn, wenn du mich draußen vor dem Feinde weißt, dann bist du doch die Qual deiner Eifersucht und deines Hasses los. Daß du die Sorge und die Aufregung um die Kinder nicht mehr hast, wird dir auch dazu verhelfen, dir über dich selbst und die Aussichtslosigkeit unserer Ehe klar zu werden. Gib hier alles auf, oder schließe wenigstens zu und geh' zu deinem Vater nach Bremen, der wird dich jetzt brauchen können. Eine andere Umgebung und eine neue Aufgabe für deine Klugheit — das kann nur wohltätig auf dich wirken. Na und was die Angst um mich betrifft .... Was liegt

an mir? — Ich bin doch in deinen Augen ein verlorener Mensch, dem nur recht geschieht, wenn ihn der Deixel holt. Wenn ich obendrein noch meine Höllenfahrt mit einem schönen Heldentod maskieren kann, geschieht mir unverdiente Ehre und du stehst vor der Welt in der sanften Glorie einer Kriegerswitwe da. Ich würde es dir nicht einmal verübeln, wenn du darum beten würdest, daß mir eine gut gezielte Kugel einen barmherzigen Garaus macht — nein, wahrhaftig nicht."

„Ach du! O Gott, o Gott! Du hast ja ..... Keine Ahnung hast du, wie es in mir aussieht," schrie Elfriede überlaut auf, und ehe er sich ihr zu entziehen vermochte, hatte sie beide Arme um seinen Leib geschlungen und ihren Kopf gegen seine Rippen gepreßt. „Bin ich denn in deinen Augen eine solche Bestie?" schluchzte sie wild auf. „Ich liebe dich doch! Ich würde ja wahnsinnig, wenn ich zusehen sollte, wie eine Andere mit dir ..... Ach Gott, das ist ja nun schon alles gleich! Ich kann einfach ohne dich nicht

leben! Wenn du wüßtest .... Diese Qualen meiner schlaflosen Nächte! — Das Nachthemd, das du hier gelassen hast wie du fortgingst, das nehme ich und balle es zusammen und küsse es und heule hinein — und der Mensch sagt mir kaltlächelnd: „Geh' doch zu deinem Vater und danke Gott, wenn ich tot bin!" Und sie brach in ein hysterisches Gelächter aus.

Tillmann stand erschüttert. Er empfand, daß hinter dieser unangenehmen Theatralik doch ein ächtes Gefühl in ihrem wilden Ausbruch zu Worte gekommen sei. Das wollte also auch als Liebe seine Geltung behaupten, dieses wütende Anklammern an den physischen Besitz, dieses mißtrauische Umlauern des geliebten Gegenstandes, diese wollüstige Inbrunst des Hasses auf alles, was ihm lieb war, was seinen Geist und seine Sinne an sich zog. Was sollte er ihr zum Troste erwidern? Es gab ja doch keine Verständigung mehr zwischen ihnen. Er schlug die Hände zusammen und murmelte in ingrimmiger Verzweiflung vor sich hin: „O du

verdammte Liebe, was machst du aus einem Menschen!"

Ihre scharfen Ohren hatten das Wort aufgefangen und sie schluchzte ihm nach: „Jawohl, recht hast du: die verdammte Liebe, wenn die nicht wäre! Du hast freilich an deinen Lieben nie gelitten, für dich war es ein Spaß, ein Sport, ein Zeitvertreib; aber ich gehe daran zugrunde. Ich finde auch keine andere. Ich bin verblüht, verbraucht — erledigt. Mit meinen fünfundvierzig Jahren bin ich ein altes, armes Tier mit loser Haut und schlaffen Brüsten — und du mit deinen zweiundvierzig Jahren noch strahlend wie ein Opernheld!"

Er schüttelte den Kopf: „Ich bin ein Mann. Das ist der ganze Unterschied. Für mich gibt es noch ein anderes, Höheres neben der Liebe: meine Pflicht, meinen inneren Beruf. Dem folge ich jetzt; damit muß sich jede Frau abfinden."

„Und wenn du wiederkommst, heil und stolz, oder gar hilflos zum Krüppel geschossen?"

„Dann gäbe es doch wieder das alte

Elend," erwiderte er ohne Besinnen. „Ich will nicht alles wieder aufrühren. Wir haben genug darüber geredet. Wir sind beide reif und fertig, wir ändern uns jetzt nicht mehr. Wie sollen wir da jemals zum gegenseitigen Verständnis kommen? Deine Art von Liebe ist für mich unbegreiflich — abschreckend sogar — und mein Gefühl für dich ist daran langsam gestorben. Nicht, wie du glaubst, an den Gefühlen für andere Frauen. Ich hätte dir hundertmal untreu werden können, ohne daß unsere Ehe Schaden zu leiden brauchte; aber du hast durch die Fremdheit deines Wesens mein Gefühl für dich abgeschreckt, und deine Leidenschaft kann es nicht mehr erwärmen. Mein Herz ist ein gebranntes Kind — es scheut das Feuer."

Da waren ihre Tränen plötzlich versiegt. Sie sprang auf die Füße und flammte ihn mit ihren dunklen Augen an: „Wo hast du das her? Das habt Ihr Euch zusammen ausgeheckt — auf die gute Pointe, denkt Ihr, soll ich hineinfallen. Ich bin nicht so dumm; ich kenne dich besser. Du bist noch lange nicht

verbrannt genug, mein Kind. Du fühlst dich immer noch am wohlsten am Feuer — es muß nur immer ein n e u e s sein. Die lange Blonde wird auch eines Tages erledigt sein, dann kommt vielleicht wieder eine kleine Schwarze daran. D i e v e r d a m m t e L i e b e — haha! Du hast gerade Ursache darüber zu stöhnen!"

Ihr wütender Ausfall gab Tillmann seine ganze Ruhe zurück: „Wenn du das so sicher weißt," sprach er lächelnd, „dann laß mich doch laufen!"

„Das wäre wahrhaftig auch das Allervernünftigste," sagte sie, ihm schroff den Rücken drehend, indem sie sich die Tränenspuren mit ihrem Taschentuch aus dem Gesicht tupfte. „Ich sehe bloß nicht ein, warum ich allein gestraft werden soll durch ein ganzes einsames, jammervolles Leben, und du sollst deinen Willen durchsetzen und vergnügt davonfliegen."

„Du vergißt, wo ich hinfliege," mahnte Tillmann, indem er hinter sie trat und sie leise am Arme berührte: „Geh', sei endlich

einmal ruhig, vernünftig überlegt. Laß uns einen ehrlichen Pakt schließen: wir reden jetzt nimmer von Scheidung und überlassen das Urteil dem blinden Zufall — oder dem gerechten Gott. Falle ich, dann habe ich meine Schuld gesühnt und du darfst mich in Ehren betrauern und meinen Kindern großmütig unterschlagen, was du Schlimmes von ihrem Vater weißt. Kehre ich aber zurück, einerlei ob heil oder krumm geschossen, dann gib mich frei — gutwillig, hörst du, dir selber zuliebe. Ich glaube nicht, daß der Krieg so rasch erledigt sein wird; du wirst also Zeit genug haben, dich an die schöne Ruhe zu gewöhnen, und dann wirst du froh sein, wenn du dich nicht mehr auf gefährliche Experimente einzulassen brauchst. Sorgen wirst du ja nicht haben und den Widerwärtigkeiten des gerichtlichen Verfahrens wird dich ein geschickter Anwalt schon zu entziehen wissen. Also geh, schau: ist das nicht ein Vorschlag zur Güte? Wollen wir's so halten?"

Zu seiner Verwunderung bedachte sie sich

keinen Augenblick, sondern sprach, ihre Augen in die seinen bohrend, mit harter Entschlossenheit: „Gut. Einverstanden unter einer Bedingung: wenn du mir dein Ehrenwort gibst, daß du dann nicht hingehst und die Lorenz heiratest. Jede andere — meinetwegen — nur nicht das infame, heuchlerische Weibsstück.“

Tillmann trat rasch von ihr zurück und sagte achselzuckend: „Da haben wir's: Haß, nichts als Haß im Hintergrunde aller deiner Leidenschaft. Ich geb's auf. Bringe mir den Jungen um einhalb drei nach dem Hauptbahnhof. Ich erwarte Euch in der Vorhalle. Guten Morgen.“ Damit verließ er rasch das Zimmer.

Der Knabe Roderich war unterwegs äußerst aufgeräumt und legte nicht die mindeste Zerknirschung ob seiner Sündhaftigkeit oder Angst vor dem Vater an den Tag. Die Aussicht auf Abwechslung stimmte ihn vergnügt und in dieser Stimmung kehrte er seine wenigen angenehmen Seiten nach außen, seine gute Beobachtungsgabe und seine

Schlagfertigkeit im Antworten. Tillmann mußte oft herzlich lachen über seine treffenden Bemerkungen und über den bissigen Humor, mit dem er die Mitreisenden glossierte. Er meinte sich recht zu erinnern, daß er sich mit elf Jahren diesem Roderich recht ähnlich gebärdet habe und das stimmte ihn nachsichtig gegen den Sprößling und stärkte seine Hoffnung.

Gegen Abend erreichten sie den Ort ihrer Bestimmung, und Rodi wurde angewiesen, sich mit den im Klosterhof umhertummelnden Buben anzufreunden, während der Vater geheimer Zwiesprach mit dem Prior pflog. Der geistliche Herr stellte sich als ein kluger, weltmännisch gebildeter Kopf heraus, dem man wohl ein Verständnis für die Eigenart des Falles Roderich Rohde zutrauen durfte. Und so hielt denn Tillmann Rohde auch nicht zurück mit einem offenen Bekenntnis der gröblichen Erziehungsfehler und ihrer Ursachen, durch welche aus seinem Sprößling solch ein ausgemachter Lausbub geworden war.

Hochwürden hörte ihm aufmerksam zu, machte sich einige Notizen und entließ ihn dann schließlich mit den Worten: „Ich hoffe, daß Ihr Vertrauen zu uns Sie nicht getäuscht haben wird, Herr Rohde. Die Buben, die wir hier in Behandlung bekommen, haben fast alle durch blinde Mutterliebe Schaden genommen, aber wir sind keine Weiber, wenn wir auch lange Röcke tragen. Wir haben eine männliche Hand; doch auch ein warmes Herz für die Jugend. Und Klosterbrüder wollen wir nicht aus ihnen machen, wenn wir auch selbstverständlich die Religion in den Vordergrund stellen. Sein Pflichtbewußtsein stärken, gehört auch zur religiösen Betätigung. — In dieser Ansicht werden Sie mit uns übereinstimmen, gelt?"

Nachdem Tillmann sich von einem Bruder in der Anstalt hatte herumführen lassen, um eine Anschauung von den Einrichtungen der Klosterschule zu bekommen, gesellte er sich wieder zu seinem Buben, um Abschied zu nehmen, denn er wollte am Abend noch zurückreisen. Er nahm ihn absichtlich bei-

seite und spazierte in einer Abteilung des Klostergartens, die die Schüler allein nicht betreten durften, mit ihm auf und ab, um ihm für den Fall, daß er aus dem Feldzuge nicht heimkehrte, einige eindringliche väterliche Ermahnungen zu hinterlassen. Während er so mit ernstem Eifer auf Rödi einredete, bemerkte er, daß der einen schönen Pfirsich mit der Schale verschlang. „Wo hast du den Pfirsich her?" unterbrach er seine Ermahnungen.

„Gestrippst hier vom Spalier," versetzte der Bub pfiffig grinsend. „Von dem was hier wächst, tun wir nichts kriegen. Ich hab's aber gleich g'spannt, wo ma einsteig'n kann. Hihi!"

„So, damit fängst du deine Laufbahn hier gleich an?" herrschte ihn der Vater böse an. „Weißt du nicht, daß das Diebstahl ist? Gleich gehst du hin und lieferst dem Bruder Gärtner das gestohlene Obst aus, verstanden?"

Rodi blickte trotzig zu Boden und behauptete, daß er schon alles aufgegessen habe.

„Lüge nicht, ich sehe ja deine geschwollene Tasche. Gleich trägst du es hin oder ich melde dich Seiner Hochwürden zur Bestrafung.“ Da blickte der Bub herausfordernd zu ihm auf: „No no! Begehr' nur net glei so wild auf, Vatter,“ maulte er geringschätzig. „Du hast mir eh nix zum befehlen. Ich weiß schon, was du für einer bist. Mutter hat's gesagt. Recht hast gar keins über mich — und überhaupts: bald's mir hier nimmer g'fallt, holt mich d' Mutter wieder fort.“

Tillmann war wütend. „Du ausgeschamter Strizzi, du elender! Ich will dir zeigen, was ich für Rechte über dich habe!“ Er sprang hinter dem Reißaus nehmenden Rodi her und seine Rechte sauste im Schwung dem frechen Bengel nach dem Kopfe. Der aber duckte sich so geschwind, daß die strafende Hand ihr Ziel verfehlte und mit voller Wucht gegen den Baum traf, um den herum Rodi einen Haken schlug und in entgegengesetzter Richtung davonlief. Er hatte sogar noch die Frechheit, in sicherer Entfernung Halt zu machen und höhnisch zu lachen.

Tillmann verbiß seinen Schmerz und seinen Grimm und würdigte seinen mißratenen Sprößling keines weiteren Blickes. Bevor er das Kloster verließ, meldete er den Obstdiebstahl dem nächsten ihm begegnenden Pater und drang auf nachdrückliche Bestrafung. Dann trat er die Heimfahrt an.

Wenige Tage später fuhr er an den Chiemsee hinaus, um von Ebba Abschied zu nehmen. Er kam unangemeldet am späteren Nachmittag hinaus und fand die ganze Schule einschließlich ihres Oberhauptes im See. Die Kleinsten unter den Mädchen hatten den würdigen Herrn Wustermeier vor, indem zwei kecke Dirnlein ihm seinen wehenden Germanenbart in Zöpfe flochten, während die andern den strampelnden Wassermann an Armen und Beinen festhielten, so daß er, hilflos im seichten Uferwasser liegend, sich der übermütigen Bande nicht erwehren konnte. Und seine Ebba kam auf seinen lauten Zuruf von einem Grasinselchen in Steinwurfweite unter Wasser herübergeschwommen, und dann sprang sie ihm in ihrem nassen schwar-

zen Trikot rittlings um die Hüften und rieb ihm zur Begrüßung ihren triefenden blonden Schopf ins Gesicht, indem sie übermütig mit ihrer tiefen Stimme rief: „Grüß di Gott, Vatter! Geh, zieh di aus! Hupf eini, schön warm is!"

Und als er sich dieser Zumutung lachend erwehrte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn, wie sie war, über die Wiese zum Heim. Sie kamen an ein paar grasenden Kühen vorbei. Da sagte Ebba, auf eines der friedlichen Glotztiere deutend: „Da schau die Bläß, das ist mein Walkürenroß. Obacht, Bläß!"

Damit ließ sie des Vaters Hand los, lief ins hohe Gras hinein und schwang sich mit einem Satz der Kuh auf den Widerrist, indem sie sie bei den Hörnern packte und ausgelassen ihr die Hacken in die Flanken setzte. Die Kuh machte ein paar Sprünge, dann blieb sie stehen und muhte kläglich, als ob sie sagen wollte: „Ist das eine Behandlung für eine anständige Milchfrau?"

Unterwegs schwätzte dann das nasse Nix-

lein in einem unglaublichen Tempo von allen seinen freundschaftlichen Beziehungen zu dem gesamten Viehzeug der Schulwirtschaft.

„Sag, Deandl, lernst du auch was hier?“ unterbrach der Vater ihr hastiges Gesprudel.

„Warum denn net? A bisserl was schon,“ entgegnete Ebba leichthin. „Das heißt Sprachen lern' ich net. Die Vokabeln mögen amal net festpappen in mei'm Hirn. Zu was braucht's denn Französisch und Englisch? Des sind jetzt eh feindliche Sprachen und die Viecherln verstenga's doch net.“

„Na ja,“ lachte Tillmann, „aber schließlich mußt du dich doch auch auf den Verkehr mit Menschen einrichten.“

„Menschen — o jeckerl! Mir war's gnua!“ rief Ebba finster blickend. „Zu was brauch denn ich Menschen? Ich weiß schon was ich tu, wenn ich erwachsen bin. Ich zieh in ein Häuserl am Wald, weit weg vom Dorf, und halt' mir so viel Getier, als wie ich satt machen kann und eine große Dornenhecke pflanz ich herum und dahinter laufen

frei ein paar Borxeln, weißt, so Zähne fletschende, zuckrige Teifeln. Nachha getraut sich kein Mensch net eini. Alleinig meine Freunderln, wenn mich besuchen kommen, die dürfen auf dem Bankerl vor der Tür Platz nehmen und kriegen fei einen guten Kaffee von mir über d' Hecken serviert."

Tillmann lachte herzlich: „Mit einem Wort: spinnet!"

Ebba gab ungekränkt zu, daß sie von ihren sämtlichen Mitschülerinnen „Ebba, die Spinnerin" geheißen werde. Aber das ließe sie ganz kalt. Ihrer Meinung nach seien die großstädtischen Mädeln, die jetzt schon verbotene Romane läsen und von Liebesgeschichten tuschelten, viel spinneter.

Tillmann blieb noch zwei Tage draußen am Chiemsee, so gut gefiel es ihm bei den Wustermeierischen. Und er überzeugte sich in der Zeit, daß sein liebes närrisches Deandl da gut aufgehoben sei. Wenn sie sich auch noch so wenig an Wissenschaft einverleibte, sie war doch gesund und fröhlich. Mochte sie hier auch niemals gebildet werden, un v e r -

bildet blieb sie wenigstens, und das war auch ein Gewinn.

Beim Abschied ward ihm weh und weich ums Herz. Es entschlüpfte ihm schier wider seinen Willen eine Anspielung auf die Möglichkeit, daß er sein liebes Mädelchen vielleicht zum letzten Mal in seinen Armen halten könnte. Bei Ebba aber wollte keine Saite sentimental mitschwingen.

„Zwegen dem wirst doch net zum tränentröpferln anfangen, Vatter," sagte sie munter. „Es braucht doch net grad dich zu treffen. No und wenn ja, dann hast keine Sorgen mehr um deine bösen Kinder, gelt? Und ich werde um so eher fest und lerne mich wehren. Is net so? Alsdann pfüat di Gott, Vater."

9. Hauptstück,

hebt mit Frohlocken an und nimmt ein Ende mit Schrecken.

An der Marne, den 3./10. 1914.

Liebste Fee!

Was ist man doch für ein stummer, dummer Fisch, wenn man nicht als Dichter auf die Welt gekommen ist! Da ist nun endlich der Traum eines schändlich vertrödelten Lebens Wirklichkeit geworden, da ist einem endlich das Heil widerfahren, daß man mitschaffen darf an tüchtigem Mannes- und Heldenwerk, daß man mit Weltgeschichte machen und an einem Tage so viel erleben darf, wie in die Wurstschale eines ganzen dünn g'selchten Spießerdaseins überhaupt nicht hineingehen würde — und was weiß man darüber zu sagen? An Dreck! Ja wahrhaftig,

ich sitze hier wie ein geistig minder begabter Schulbub vor seinem deutschen Klassenaufsatz und weiß ganz genau, daß ich einen Vierer von dir drunter kriege — wie immer ich das Ding auch anpacken mag. Bleibt also nichts anderes übrig, als daß ich halt ohne Besinnen drauflos schreibe, und daß du mir versprichst, das Schreibatz nicht etwa drucken zu lassen.

Die Hauptsache vorweg: heute ist meine Beförderung zum Hauptmann eingetroffen! Also müssen meine Oberen, die gestrengen Herren Preußen mit meiner sechswöchentlichen Dienstleistung bei der Ersatz-Abteilung in D. doch wohl zufrieden gewesen sein. Schließlich hatte ich's am Ende auch nötig, mich so lange zwischen Kasernenhof, Schreibstube und Schießplatz herumzutummeln, um mich erst einmal wieder soldatisch einzuteufeln, denn zwölf Jahre Zivil machen einem die Knochen steif und das Hirn dumpfig. Du weißt ja, wie hart es mir angekommen ist, bei dem großen Sturmlauf durch Belgien und Nordfrankreich nicht dabei sein zu kön-

nen — ich habe ja mit Raunzen und Granteln nicht gespart in meinen Briefen. Gott sei Lob und Dank, daß die sechs Wochen überstanden sind, ohne daß meine Ungeduld mich zu Dummheiten hingerissen hätte! Jetzt ist es erreicht und ich stehe gut für mich. Heute früh ums Morgengrauen habe ich meine Batterie zur Ablösung in die Feuerlinie geführt. Ich hocke in meinem Unterstand, den ich mit meinem Burschen und einem zugelaufenen biederen Hundsvieh, einem höchst noblen Gordon-Setter teile und schreibe dir beim Scheine einer Stallaterne meinen Schlachtbericht.

Nichts besonderes für einen, der von Anfang an mitmachen durfte; für mich ein Festtag erster Ordnung, Geburtstag meiner Männlichkeit! Also wie gesagt, in aller Morgenfrühe rückten wir aus von unserem letzten erbärmlichen Quartier und in die frische, klare Nacht hinein. Den Sternen fielen schon die Augen zu vor Müdigkeit, und im Bestreben, sich wach zu halten, blinzelten und blinkerten sie so angestrengt, daß es aussah,

als wäre das ganze Firmament mit Votivkerzeln besteckt und die Millionen von Schutzengerln machten auf der Heimkehr von der irdischen Nachtwache einen lustigen Wirbelwind mit ihren Flügerln. Die Kanonen schwiegen hüben und drüben, und es war eine Stille über dem weiten Hügellande, daß man nicht anders annehmen konnte, als daß der Franzmann unbedingt in seinen Schützengräben das Klackern unserer Hufe auf der harten Straße und das Rasseln unserer Fahrzeuge hören müßte, obschon er mindestens noch zehn Kilometer entfernt lag. Die Scheinwerfer ließen ihre Lichtkegel noch immer spielen, und wenn sie über den Rand des Hügels weghuschten, an dessen Fuß unsere Abteilung dahertrabte, dann wurden immer Teile unseres Heerwurms in dem schwach phosphoreszierenden Wiederschein sichtbar — ein schier gespenstiger Anblick. Neben unserer Klapperschlange wand sich nämlich auch noch ein infanterist'ischer Riesenwurm der Front zu. Wir wußten, daß wir über den Kamm des Hügels hinwegmußten und daß

wir da oben vielleicht eine Viertelstunde Weges lang der Sicht vom Feind her ausgesetzt waren; es galt also diese Stelle noch bei voller Dunkelheit zu passieren. Wie wir da oben ankamen, hatten wir das Kampfgelände in weiter Ausdehnung vor uns; aber obwohl im Osten bereits ein rosenroter Spalt in dem flitterbestickten schwarzen Vorhang klaffte, war außer einigen noch glimmenden Bränden in der Nähe, von der letzten Beschießung her, nichts zu erkennen. Gleich darauf tauchten wir in wüst zerschossenen Hochwald ein und nach zwanzig weiteren Minuten hatten wir die Stellung erreicht. Der Kamerad, den ich ablöste, gab mir an Hand seiner Karte die notwendigsten Aufklärungen, dann rasselte die abgelöste Batterie davon, und ich hatte alle Hände voll zu tun, um in der Finsternis meine Geschütze alle richtig in die Deckung hinein und meine Leute und Pferde in ihren Erdhöhlen unterzubringen. Während ich mein Frühstück verzehrte, (Kaffee aus der Thermosflasche und Kommißbrot mit Margarine)

ging die Sonne auf. Jetzt war also für mich der große Augenblick gekommen, wo ich zum erstenmal ein Schlachtfeld übersehen sollte. Wir lagen natürlich hinterm Berg im Walde, unser Auslug war oben auf dem Kamm des Hügels. Also ich, noch mit vollen Backen kauend, hinaus und den Pfad gesucht, den mein Vorgänger durch das wüste Durcheinander von zerschossenen Bäumen nach unserem Beobachtungsstande hatte aushauen lassen. Ich brauchte nur dem Telephondraht nachzugehen. Droben hätte ich aber unseren Auslug vielleicht gar nicht gefunden, wenn ich nicht s. z. s. hineingefallen wäre, nämlich in ein tiefes Loch, das erst als Schacht und dann als Stollen gegraben war. Dann stieß ich im Finstern an eine Tür, drückte sie auf und befand mich in einem mit frischen Birkenstämmen versteiften Raume, in den vorne eine Fensteröffnung reichlich Licht hineinließ. Da stand das Scheerenfernrohr. Die übrige Einrichtung bestand aus einem rohen Meßtisch, dem Telephonkasten, einem Stuhl und einer durch stehengebliebenes Erd-

reich gebildeten Ruhebank. Von dem Fensterl aus habe ich mir zunächst den goldenen Morgen des dritten Oktober und alsdann durch das Scheerenfernrohr den Feind besehen. Ich werde mich fein hüten, dir von dem Sonnenaufgang etwas vorzuganghofern, wäre auch viel zu müde dazu. Ich kann dir nur sagen, daß mir der Aufstieg des Fesselballons bei denen drüben viel interessanter war als das Schaustück, das die Sonne in altgewohnter Weise aufführte. Ich war noch dabei, die Entfernung des Fesselballons zu berechnen, als drüben die Artillerie auch schon loszufunken begann. Das Mündungsfeuer konnte ich nicht sehen, weil sie drüben auch hinterm Berg lagen; wohl aber die Einschläge im Bereich unserer Infanterielinie. Gar zu gern wäre ich auf eigene Faust unseren Braven zu Hilfe gekommen, die in ihren frischen Gräben dem Eisenhagel hilflos preisgegeben waren. Ich hätte mich schön stad vorgetastet mit dem Feuer und allmählich schon die feindliche Stellung erwischt. Leider war Munitionsverschwendung verboten, es durfte

nur auf Befehl ein bestimmtes Quantum verfeuert werden. Und der Befehl kam erst am hellen Vormittag! Von meinem Erdloch aus habe ich dann durch den Draht das Feuer geleitet. Was das für ein Gefühl ist für einen Artilleristen, wenn man so zum erstenmal seine kostspieligen Zuckerhüte in einer Richtung lossausen läßt, wo notorisch Menschen stehen! Ich kann es nicht leugnen, ich hatte Herzklopfen bei den ersten Dutzend Schüssen. Aber der Franzose war auf dem Posten; es dauerte keine zehn Minuten, da kamen seine ersten Schrapnells über die Grabenlinie weg in unsern Wald geflogen. Das konnte mich in meiner sicheren Deckung kalt lassen; aber den Schrapnells folgten alsbald Granaten. Es war doch hart, jetzt nicht bei den Leuten sein zu können — wie ihnen wohl zumute war, den biederen Landwehrleuten in dem Heulkonzert der schweren Eisenvögel? Ich telephonierte hinunter: „Wie machen sich die Kerle?" — „Noch lachen sie," antwortete mein Leutnant hinauf. „Bis jetzt alles zu kurz. Im Wald splittert's

böse, Kleinholz fliegt uns um die Ohren." — Das Bersten, Brechen und Knacken konnte ich bei offener Tür in meiner Höhle hören und bei jedem Einschlag sickerte der Sand durch die Ritzen des Deckenbelags. Ich meine, zwei Stunden oder länger mag das Duell gedauert haben, ehe es mir mit meinem langsamen Vorwärtsfühlen glückte, da drüben die Batterie zum Schweigen zu bringen. Sakra, war ich froh, als ich das melden konnte!

Na und überhaupts: erst als Massenmörder mit gutem Gewissen wandelt man auf der Höhe des Daseins! Wunderbar — diese Ruhe, die im Ernste des Gefechtes über einen kommt. Freilich, die malerische Romantik einer ehrlichen Feldschlacht gibt's nimmer im modernen Stellungskriege, wo man den Feind ja überhaupt kaum mehr zu sehen kriegt. Der Mathematiker und der Ingenieur macht's, und für den Offizier kommt's nur darauf an, den technischen Apparat und seine Nerven zu beherrschen. Und doch bleibt er

hochherrlich, wie er immer war, unser Soldatenstolz: hinter dir liegt dein Vaterland, alles was dir lieb ist, und die Millionen von Menschen, die deine Zunge reden, in Angst und Trauer und Sorgen — und da vorn liegt der böse Feind auf der Lauer und will alles zertrampeln und zertreten und die verwüsteten Gaue mit Blut und Tränen düngen; und du, Soldat, stehst mit hunderttausenden deinesgleichen als Mauer dazwischen und pflanzest deinen Leib als Tartsche auf, und du läßt sie nicht durch; und ob sie deinen Leib in ein Sieb verwandeln, du wankst und weichst nicht — du bist überhaupt mit deiner werten Persönlichkeit bloß ein winziges Bröckerl in der großen Mauer, und ob du hungerst, frierst, schwitzest und blutest, ist gänzlich einerlei; und doch bist du wertvoll wie jedes andere Bröckerl in der Mauer und durfst dir nicht einbilden, daß du schlapp werden und ein bisserl verschnaufen dürftest, derweil die Kameraden für dich gut stehen. Nein, jeder Einzelne ist ein Nichts und doch ein gewichtiges Etwas, so lange er seine

Pflicht tut, und damit wächst sich die langweilige graue, viel verspottete Pflicht zu Riesengröße und Götterschönheit aus. Die große Weihe der Feuertaufe wäre mir um alle sieben Sakramente und um den Segen des heiligen Vaters nicht feil. Jetzt erlebe ich's, wie Kanonenkugeln Werte umwerten können; sie wühlen nicht nur den Boden auf, sondern auch alle unsere Leibes- und Seelenkräfte, das Alltäglichste bekommt Größe und Weihe, das Verborgendste wird offenbar, alles Falsche wird entlarvt und alles kleinlich Niedrige verschwindet mit Gestank wie der Deixel in der Hölle, wenn St. Michel ihm mit seinem Flamberg um die Ohren fuchtelt.

Also mit einem Wort, Liebste, ich bin glücklich, und ich pfeif' auf die Kapellmeisterei, und ich s . . . . ., wollt' sagen s p e i' auf die armen Hascher, die wo Vigorin-Tabletten verkaufen müssen. Damit gut' Nacht für heute. Ich bin hundsmüde. Dein letzter Brief war mir ein Labsal — so soll ein Soldatenweib schreiben: unverzagt und gott-

vergnügt. Ich bin so froh, daß ich dir jetzt die Sorgen abnehmen kann; ich brauche hier draußen schier nichts, kannst mein ganzes Gehalt kriegen. Schau nur zu, daß du was auf die Seite bringst für künftig. — Und unser Kind soll sich fein anständig aufführen und meine Fee nicht plagen.

Pfüat di Gott!

Dein

Till.

Hauptmann u. Batterie-Chef.

— — —

Bremen, den 20. Oktober 1914.

Lieber Herr Schwiegersohn!

Wir haben uns sehr zum Hauptmann gefreut, und ich möchte es nicht unterlassen, dir speziell meinerseits herzlich zu gratulieren und dabei dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß du dich nun doch vielleicht eines Besseren besinnen möchtest und geben den Gedanken an Scheidung gänzlich auf. Ich hoffe, du wirst dir das am Ende inzwischen schon selber gesagt haben, nämlich daß sich doch so

was gar nicht schickt für einen kgl. preußischen Hauptmann. Deine Ehre ist ja nun wieder hergestellt und die vergangenen Dummheiten sind damit begraben und kein Mensch soll wieder daran rühren. Elfriede hat mir aus freien Stücken zugeschworen, daß sie nie mehr davon anfangen will. Wenn man auch weiß, wie die Weiber sind, und daß sie leicht etwas schwören und dann doch nicht mehr ans Halten denken wenn die verdammte Leidenschaft sie packt, so möchte ich doch in diesem Falle für meine Tochter einstehen. Sie sieht ja jetzt ein, daß sie durch ihr ewiges Rumbohren in deiner wunden Stelle sich vielleicht mitschuldig gemacht hat an all der Verbitterung; aber jetzt, wo sie so stolz auf dich ist und mit den Kindern doch nicht aus und ein weiß und überhaupt sonst keinen Lebenszweck hat, da wird sie sich schon höllisch in acht nehmen und dich nicht wieder reizen. Es ist ja nicht ganz leicht mit ihr auskommen. Vier Wochen ist sie jetzt bei mir im Hause und ich muß gestehen, manchmal wird es mir schon zu viel. Für Wasserfälle habe ich

mich immer nur vorübergehend interessiert; aber schließlich hat sie doch auch ihre guten Seiten, und wenn du nach dem Kriege als Stabsoffizier — denn du wirst ja nun wohl dabei bleiben — ein Haus machen mußt, dann ist sie ja gerade die Richtige für dich, indem du doch nicht leugnen kannst, daß sie die sogenannten gesellschaftlichen Talente besitzt. Also überlege es dir noch einmal gründlich. Ich würde ja auch gern bereit sein, mich mit einem kleinen Zuschuß an dem Unternehmen zu beteiligen.

Meinen Sohn Fritz haben die Engländers erwischt, wie er sich auf einem dänischen Dampfer mit falschen Papieren durchschmuggeln wollte, um bei uns freiwillig einzutreten, und von meinem Sohn Elias höre ich nichts mehr. In Caracas ist er wenigstens weit vom Schuß.

Eure Tochter Ebba läßt auch nie von sich hören; aber es soll ihr ja gut gehen. Dagegen hat dein Sohn Roderich schon verschiedentlich geschrieben. Es gefällt ihm gar nicht bei den Kutten und in der Orthographie

hat er jedenfalls noch nichts dort profitiert, denn er kriegt es immer noch fertig, in einem Wort drei Fehler zu machen. Kürzlich hat er geschrieben, daß die Jungens ihn mächtig verhauen haben. Ich halte das ja für ganz gesund; aber Elfriede ist anderer Ansicht, sie hat Angst, sie schlagen ihr den Bengel krumm und lahm. Sie möchte ihn am liebsten fortnehmen und hält mir den ganzen Tag Vorträge über moderne Erziehung. Ich rate ab, obwohl ich für die Paters nicht viel übrig habe.

Was meine werte Person betrifft, so kann ich nicht viel Gutes berichten. Ich kriege keine Ware mehr herein und stoße das Lager langsam ab. Wenn es geräumt ist, kann ich zumachen, und dann sitze ich da und habe auf der Gotteswelt nichts mehr zu tun. Ich kann mir noch gar nicht vorstellen, wie das sein mag. Für mich ist es jedenfalls nichts; aber in meinem Alter kann man ja nichts mehr verlangen. Elfriede weiß nichts von diesem Brief, sonst würde sie selbstverständlich schön grüßen lassen. Es kommt

ihr furchtbar hart an, daß sie nicht schreiben darf; aber sie weiß ja, daß du es nicht gern hast und sie will dich nicht belästigen. Ich gratuliere auch noch nachträglich zum Eisernen Kreuz und bleibe vorläufig noch

dein treuer Schwiegervater

Josua W. Haberkorn.

— — —

Sonntag.

Lieber Vater!

Da du mir sonst bös bist und draußen ein Sauwetter, wo man doch nicht hinaus kann, so schreibe ich dir. Die Bläß, weißt die, wo mein Walkürenroß war, hat letzte Nacht gekaiberlt. Die ganze Nacht durch hat man das arme Vieh stöhnen hören, daß kein Mensch nicht hat schlafen können, ich auch nicht. Und das Kaibi ist erwürgt gewesen, weil sie's mit Stricken haben holen müssen. Ich tu einmal nicht heiraten. Voriges Monat haben wir so arg Vollmond gehabt, daß drauß bei der Nacht alles weiß

gewesen ist wie Schnee und meine Zimmerkamrädin, weißt die, von der du g'sagt hast, sie hängt wie eine Trauerweide und schlagt die Guckerln aufi wie dem Kwido Reni seine heiling'n Büßerinnen — alsdann diese Kamilla ist nachts beim Fenster außer g'stiegen, indem daß sie mondsüchtig ist und hat richtig auf der Dachrinne Duncan tanzen wollen. Wir hausen allweil noch in der Mansarde, wo du schon kennst und da ist man vom Fenster aus bereits gleich auf der Dachrinne. Ich hab's aber noch beim Hemdzipfel derwischt — ich mein die Kamilla, nicht die Dachrinne — denn wenn ich ein Geschrei hätt erhoben, hätt sie leicht können das Genack brechen. Hab ich dir schon geschrieben, daß Herr Wustermeier zu die Leiber eingezogen ist seit 1./10.? Letzten Sonntag war er auf Uhrlaub. Wir haben entsetzlich gelacht, weil ihm alle seine Sachen viel zu weit sind. Lernen tu ich auch ziemlich, nur Klavier komme ich nicht weiter. Das gibt Frau Directtor selbst und ich muß alleweil an die Fee gedenken. Das war viel anders.

Wenn ich nur wüßt, wo die Fee hin ist. Ich habe schon die Else Daller darum gefragt, die wo auch bei ihr Klavier gehabt hat. Die hat mir geschrieben, sie wär nimmer in München. Geh sag mirs, Vater, du wirst schon wissen, wo sie ist. Ich mögt ihr gern das von der Kamilla schreiben, daß sie was zum Lachen hätt. Aber nach Bremen mögt ich lieber net. Wenn ich auch kein Herz hab wie die Mutter schreibt, es ist mir zu weit und ich kenn mich net aus mit die Preißen. Geh, sags doch deinem Feldwebel, Vater, daß er dir Uhrlaub gibt und komm zu

deinem

Deandl.

(Ein Klecks und im Kranz drum herum geschrieben „Bussi".)

Wir schlachten nächste Woche. Herr W. sagt, daß er seinem Feldwebel ein paar Würscht mitbringt, dann kriegt er eher Uhrlaub. Soll ich dir auch ein paar schicken? Laß dich fei net erschießen, denn ich brauch dich noch. Zum Essen schellt's. Schluß.

St. Benedicten, den 15. Nov. 1914.

Hochzuverehrender Herr Hauptmann!

Es ist eine recht betrübliche Veranlassung, aus der ich Ihnen bereits heute wieder schreiben muß, nachdem ich vor kaum 2 Wochen Ihnen mit Genugtuung berichten konnte, daß ihr Sohn Roderich auf bestem Wege sei, sich der Schuldisziplin zu fügen und auch dem Unterricht seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Vor etwa 8 Tagen beklagte er sich bei seinem Ordinarius, daß ihn seine Stubengenossen dermaßen durchgeprügelt hätten, daß er in allen Gelenken noch Schmerzen verspüre und im Gehen, Stehen und Sitzen behindert sei. Ich zitierte die Schuldigen und bestrafte sie entsprechend für ihre Rohheit, obwohl ich nicht umhin konnte, ihnen innerlich mildernde Umstände zuzubilligen. Sie erklärten nämlich, daß ihnen die unverschämte Prahlerei und die faustdicken Aufschneidereien Roderichs allzusehr wider den Geschmack gegangen seien, und nachdem weder mit gutem Zureden noch

mit scharfem Spott hiergegen etwas auszurichten gewesen, seien sie übereingekommen, ihm das Lügen mit Gewalt abzugewöhnen. Nun, das war bubenhaft gedacht und die Execution ward bubenhaft vollstreckt. Ich zweifle aber nicht daran, daß die Strafe nachhaltig gewirkt hätte.

Nun hat Roderich einen unzensurierten Brief an seine Mutter durchzuschmuggeln verstanden. Vorgestern erschien Ihre Frau Gemahlin bei mir — sie hatte zu dem Zwecke die weite Reise von Bremen nicht gescheut — und stellte das Verlangen, den Buben sofort mit sich nehmen zu dürfen. Die Dame brauchte sehr heftige Worte: sie wolle ihr geliebtes Kind nicht zum Krüppel schlagen lassen und ob das unsere christliche Gesinnung sei und dergl. mehr. Ich wies solche Beschuldigungen in aller Höflichkeit zurück und berief mich auf Ihre Instruktionen sowie auf die gesetzlichen Vorschriften über die väterliche Gewalt. Dem gegenüber behauptete die Dame, daß diese väterliche Gewalt z. Zt. suspendiert sei durch den Umstand, daß Sie

im Felde stünden und außerdem ein Ehescheidungsprozeß im Gange sei. Sie verlange demnach nur ihr Recht als natürliche Vormünderin. Da ich mich dieser Ansicht nicht anschließen konnte und außerdem Roderichs Erziehung schwer gefährdet sah durch solche Nachgiebigkeit gegen seinen Willen, so blieb ich bei meiner Weigerung, ihn herauszugeben. — Gestern Morgen nun war, aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, Roderich verschwunden. Wie es Ihre Frau Gemahlin bewerkstelligt hat, des Knaben trotz vergitterter Fenster, Türhüter und hoher Mauern habhaft zu werden, ist noch nicht aufgeklärt. Der Abschied zwischen Mutter und Sohn fand allerdings ohne Zeugen statt und dabei muß wohl alles verabredet worden sein. Aus dem Gasthof hatte sich die Dame bereits nach Begleichung ihrer Rechnung um 8 Uhr abends entfernt, und der Hausdiener hat ihr sogar das Gepäck zum Bahnhof gebracht und sie abfahren sehen. Ich vermute, daß sie nur eine Station weit gefahren und alsdann zu Fuß zurückgekehrt ist. Da der gegen Mitter-

nacht hier durchfahrende Schnellzug bei uns nicht hält, muß ich wohl annehmen, daß sie die über 10 km weite Strecke zur nächsten Schnellzugstation mit dem Buben in der Nacht zu Fuß zurückgelegt habe.

Ich verkenne nicht die Schwierigkeit, verehrter Herr Hauptmann, in dieser Lage einen Entschluß zu fassen. Andrerseits bin ich mir auch vollkommen klar darüber, daß es schwerlich jemals gelingen wird, des unbotmäßigen Roderich Herr zu werden, wenn ihm dieser Streich ungeahndet durchgeht. Sobald er die Gewißheit hat, daß er sich nur klagend an seine Frau Mutter zu wenden hat, um sich jedes ihm unangenehmen Zwanges zu entledigen, so wird die Mühe aller späteren Erzieher und Lehrer an ihm verloren sein. Es wäre schade um den hellen Kopf und die gesunde Kraft des wohlbegabten Knaben, wenn er ins Leben entlassen werden müßte, ohne Selbstbeherrschung gelernt zu haben. Möge der Geist Gottes Sie erleuchten und Sie den rechten Entschluß finden lassen, verehrter Herr.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich als Ihr

ergebenster

P. Ambrosius.

— — —

Grünwald, den 1. Dez. 1914.

Ich habe mich lange über keinen deiner Briefe so gefreut, Liebster, wie über die letzte Postkarte, in der du mir deine Verwundung mitteilst. Gratuliere zum Cavaliersschuß. Da du so fidel darüber berichtest, kann es nicht schlimm sein, und nun habe ich doch die Hoffnung, daß du bald einen Erholungsurlaub bekommst. Wenn du nur noch 14 Tage damit wartest, so bin ich sicher, daß ich dir mit einem lebendigen Christkindlein aufwarten kann. Die weise Frau verpfändet ihre Ehre darauf, und ich fühl's, daß sie recht hat; aber es geht mir gut und ich gehe meinem Stündlein furchtlos entgegen. Sorge machen mir nur allerlei dumme Außendinge. Neulich ist mir auf dem Spaziergang eine Dame, besser gesagt, eine Frauensperson begegnet, die mich ganz auffällig ge-

mustert hat und mir nachgegangen ist. Ich versuchte sie durch rasches Zuschreiten und querwaldeinkreuzen loszuwerden; aber in meinem Zustand konnte ich weder weit noch rasch laufen. Ich verlor sie zwar aus den Augen, aber als ich eine halbe Stunde später bei mir zum Fenster hinausschaue, steht die Person wahrhaftig vor dem Gartenzaun und starrt herein. Ich werde den Gedanken nicht los, daß das am Ende gar meine geschworene Feindin, die berüchtigte „Käsmadam" gewesen sein könnte, wenn ich mich auch natürlich ihrer edlen Züge nach der flüchtigen Begegnung in Eurem Hausflur im Sommer 13 nicht mehr entsinne. — Und dann noch die andere Sorge: Die guten Leute hier reden mich immer noch Frau R. an; — was soll das geben, wenn du nicht da bist und die gesetzlichen Vorschriften müssen erfüllt werden? Du weißt schon, was ich meine. Ich mag gar nicht rühren an diese Dinge. Ich weiß, wir werden vielleicht noch viel Schwereres zu erdulden haben — aber damit kann man sich mit Würde abfinden —

diese gräßlichen Kleinigkeiten können einen dagegen nur demütigen. Ich bin mir vollkommen bewußt, eine große Sünderin zu sein, nicht nur vor der kleinen Welt der Bosheit, vor Gesetz und Moral, sondern auch vor einem höheren Sittengesetz. Wenn nicht ein Wunder geschieht, werde ich dir nie in Freiheit angehören dürfen. Unsere heilige Sache gebe ich vor allen irdischen Instanzen verloren und doch trage ich meinen Kopf stolz aufrecht, denn so lange wir nur einander würdig bleiben und unsere Liebe heilig halten, kann uns nichts geschehen. Ich bin sogar darauf gefaßt, daß wir uns für immer werden trennen müssen. Deswegen können wir einander doch in alle Ewigkeit angehören, wir zwei und das Dritte. Wenn du mir nur das gräßlich Allzuirdische, das lächerlich Erniedrigende abnehmen könntest! Also komm zum Fest, mein Till, mein Held. Die Wurmhöhle ist warm und für Sonnenschein laß mich sorgen. Komm sicher zu uns; es reckt seine Ärmchen und hilft mir bitten.

Helga.

Bremen, den 13./12. 1914.

L. T.

Meine Geduld ist zu Ende. Da du ja doch entschlossen bist, die Ehe mit mir nicht fortzusetzen, so vermag ich mit meinem „Weiberverstand“ nicht einzusehen, woher du dein Recht ableitest, mir im zürnenden Gattentone Vorhaltungen zu machen über die Erziehungsmaßnahmen, die ich meinen Kindern gegenüber für gut befinde. Die Klosterschule ist ein Zuchthaus und keine Erziehungsanstalt, und ich würde mich für eine pflichtvergessene Mutter ansehen müssen, wenn ich keinen Finger hätte rühren wollen, um meinen einzigen Sohn davor zu beschützen, daß er von dieser verrohten Gesellschaft seiner Mitschüler zum Krüppel geschlagen wird. Den Anfang dazu haben sie gemacht — unter Billigung der geistlichen Herren offenbar. Rodi hat 14 Tage nicht stehen und gehen können, er leidet heute noch unter den Folgen der Mißhandlung. Da dir offenbar das arme Kind verhaßt ist und du ja doch alles mißbilligen

würdest, was ich über es beschließe, so werde ich künftig, ohne deine Zustimmung einzuholen, nach bestem Wissen und Gewissen über es verfügen. Über deine Drohung, meine Mißachtung deiner väterlichen Rechte zur Begründung einer Scheidungsklage von deiner Seite zu verwenden, kann ich nur lachen. Den Gerichtshof, der auf einen solchen Schwindel hineinfällt, nachdem er meinerseits über den wahren Sachverhalt aufgeklärt ist, wirst du nirgends finden, mein Lieber.

Inzwischen habe ich eine andere erbauliche Entdeckung gemacht. Die Klavierlehrerin deiner Tochter kriegt dieser Tage ein Kind von dir! Du siehst, ich weiß alles. Also bitte, klage doch auf Scheidung — wenn du es riskieren willst, vom Gericht wie ein geprügelter Hund abziehen zu müssen!

Deinem Ultimatum vom August ds. J. stelle ich hiermit das meinige entgegen: Ich sage gleichfalls: warten wir ab, ob du aus diesem schrecklichen Kriege mit dem Leben davonkommst. Kehrst du aber heim und findest nicht mehr den Weg zurück zu mir

und deinen Kindern, so bin ich fest entschlossen, meinem Dasein ein Ende zu machen — aber nicht etwa aus übermächtiger Liebe zu dir, sondern einzig um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Das darf es einfach nicht geben, daß du mich in den Tod treibst, um dann mit der L. vergnügt weiterzuleben und den zärtlichen Familienvater zu spielen. Ich werde dafür sorgen, daß die sittliche Weltordnung aufrecht erhalten bleibe. Erst deine Geliebte — dann ich! Dann wird vielleicht sogar der Tag kommen, und zwar bald, an dem du mir für meine Gewalttat dankbar sein wirst; denn ich kenne dich zu gut, um nicht vorauszusehen, daß dir auch die L. rasch genug zuwider werden wird, wenn die Mutterschaft ihre Reize angreift und die Unruhe der Kinderstube und die Sorgen um die Ernährung der neuen Familie hinzukommen. Mich wirst du also los und eine neue Enttäuschung, ein neues Bleigewicht an deinem leicht beflügelten Fuß wird dir erspart — das soll meine Rache sein. Es liegt in deiner Hand, eine solche

gewaltsame Entscheidung zu verhindern: du brauchst mir nur dein Ehrenwort zu verpfänden, daß du zu mir zurückkehren und den Gedanken einer Vereinigung mit der Lorenz sowie jeden ferneren Verkehr mit ihr endgültig aufgeben willst. Also entscheide dich.

Elfriede.

— — —

Im Westen, den 20. Dez. 1914.

Das Telegramm der guten Wehmutter hat mich eben nach heißem Kampftag im Unterstand erreicht. Heil dir, Geliebteste! Ich darf wohl aus der knappen Andeutung der Depesche schließen, daß du verhältnismäßig leichten Kaufes weggekommen bist und daß deine gesunde Natur bald alles überwunden haben wird. Wie unser Sohn heißen soll? Selbstverständlich „Helge“! Ich dulde keinen Widerspruch, hörst du? Übrigens hatten wir es ja auch vorher schon so ausgemacht, und ich nehme also an, daß die Wehmutter den Helgasohn als Helge Lorenz beim Standesbeamten in Mün-

chen angemeldet hat. Hoffentlich täuschest du dich nicht über ihre Zuverlässigkeit, damit unsere braven Wirtsleute nicht etwa doch dahinter kommen, was für arme Sünder ihre verehrten Mietsleut im Grunde sind. Zahle die Frau nur reichlich, um ihr das Schweigen zu erleichtern. Ach, meine süße Geliebte, ich kann dir nicht sagen, wie schrecklich es mir ist, daß ich dich mit deiner stolzen Freude und mit all den kleinen und großen Sorgen und Ängsten jetzt allein lassen muß, und daß ich unsern Sohn jetzt nicht auf die Arme nehmen und jubelnd zum Himmel aufheben darf zum Zeichen der feierlichen Anerkennung meiner Vaterschaft. Ich fürchte, Ihr werdet auch das Fest ohne mich verbringen müssen. Mein Oberst hat mir den Urlaub rundweg abgeschlagen — es liegt was in der Luft. Hindenburg scheint im Osten eine große Schlacht zu planen; vielleicht trifft es uns, daß wir auch dorthin geschickt werden. Vorläufig alles Vermutungen, genährt durch das allgemeine Urlaubsverbot. Nun, in das Unvermeidliche

müssen wir uns fügen. Eine freudige Nachricht kann ich dir schon heute auf den Gabentisch legen: mein Patent — ich erzählte dir ja davon — jenes Nahkampfmittel, das Freund Ingelfingen mir glücklich angebracht hat, wird jetzt tatsächlich ausgebeutet und es ist mir schon für die nächste Zeit eine so reichliche Einnahme in Aussicht gestellt worden, daß ich es vor meinem Gewissen nicht verantworten kann, sie allein zu verzehren. Ich fahnde jetzt nach dem armen Teufel, der mir die Erfindung damals in der Not verkauft hat; ich will ihm vorschlagen, Halbpart mit mir zu gehen. Ich bin so froh, daß dir nun wenigstens alle Geldsorgen für die nächste Zukunft erspart sind. Nun knausre du mir nicht und laß dir und unserm Prinzen nichts abgehn. Auch deine andere Sorge kann ich von dir nehmen: selbst wenn die Käsmadam dein Mutterglück ausspioniert und nach Bremen berichtet haben sollte, brauchst du keine Angst vor etwaigen Rachetaten von jener Seite zu haben. Elfriede hat mir ihr Wort gegeben, daß sie nichts gegen dich und auch

nichts gegen mich unternehmen will, solange es nicht entschieden ist, ob ich heil aus dem Kriege heimkehre oder nicht.

Ich muß dir noch ein beschämendes Geständnis machen. Ich wollte mir's aufsparen für das mündliche Verfahren; aber nun muß ich doch wohl damit herausrücken, denn du hast ein Recht, an allen meinen Erlebnissen innerlichst teilzunehmen. Also höre: ich bin zur Beichte gewesen. Das kam so: der katholische Divisionspfarrer hatte sich bei unserm Regiment zum Abhalten von Beichte und Kommunion angesagt. Meine Preußen sind fast alle lutherisch, ich habe nur drei Katholische in der Batterie, die sich auch ausnahmslos zur Beichte gemeldet hatten. Der Herr Pfarrer machte mir gleich einen sympathischen Eindruck durch seinen klugen Kopf, seinen gütigen Blick und sein schlichtes, jeder geistlichen Salbung abholdes Wesen. Und mit seinem Amte nahm er es ungeheuer ernst. Ich stellte ihm meine mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Erdhöhle zur Verfügung; war aber nahezu 4 Stunden

selber ausgesperrt. Denke dir, solange hat er sich mit 3 Beichtkindern beschäftigt! Das machte mir einen starken Eindruck. Und während ich so ungeduldig und auf mein Abendbrot begierig vor meiner Tür auf und ab spaziere, kommt mir der Gedanke: möchte wohl wissen, wie unser Fall sich in den Augen eines solchen Gewissensrates und Seelenkenners von Beruf darstellt. Wie also der letzte absolvierte Sünder verklärten Antlitzes die Beichthöhle verläßt, gehe ich hinein und bringe ohne Umschweif mein Anliegen vor. Ich sage dem geistlichen Herrn ganz offen, wie ich's bisher mit meiner Katholischheit gehalten hätte und ob er mich unter den Umständen überhaupt zur Beichte zulassen wolle. Es sei mir von Herzen ernst darum, seine Meinung zu hören über einen schweren Gewissenskonflikt, aus dem ich allein nicht mehr herausfände. Er überlegte ein Weilchen, dann nahm er meine Hand in seine und schaute mir prüfend in die Augen: „Ich weiß schon, woran ich mit Ihnen bin," sagte er wehmütig lächelnd. „Sie suchen in mir

nicht den Priester, Sie glauben nicht an die Schlüsselgewalt und mein absolvo te würde Ihr Gewissen doch nicht erleichtern, Sie suchen nur meine menschliche Teilnahme, vielleicht meinen Rat, als den eines Mannes von Erfahrung. Wir wollen das Sakrament nicht zu einem Gaukelspiel herabwürdigen; aber sonst stehe ich Ihnen — sagen wir kameradschaftlich — herzlich gern zur Verfügung.“ Da lud ich ihn ein, zum Abendbrot mein Gast zu sein, und nachdem wir uns satt gegessen hatten, rückte ich mit meinem besten alten Rotwein und meinen anständigsten Zigarren heraus. Der überirdische Burgunder löste mir vollends die Zunge und es entwickelte sich in der nur vom Flackerlicht einer Stallaterne dürftig gemilderten Höhlenfinsternis eine Beichte, wie sie der geistliche Herr wohl seiner Lebtage nicht gehört hat. Ich habe ihm nichts verschwiegen, vor allen Dingen keine meiner wirklichen Verfehlungen unterschlagen. Und was glaubst du, was er mir geantwortet hat? „Mein lieber Herr Hauptmann,“ hat er gesagt, „in diesen Lie-

besdingen kennt sich unser Herrgott selber nicht aus. Das ist keine Blasphemie; ich will damit sagen, es gibt weder ein irdisches noch ein metaphysisches Gesetz, das da Normen aufstellen könnte, nach dem unsere animalischen Triebe und unsere geheimsten seelischen Schwingungen sich regeln ließen. Sie haben da einen Gegensatz aufgestellt: Verdammte Liebe — heilige Liebe. Das tun wir von amtswegen bekanntlich auch: irdische Liebe — himmlische Liebe. Aber schließlich ist doch die bewegende Ursache von beiden die liebe Sinnlichkeit, also das Tierische, das Naturgegebene. Und da wir dies Natürliche als das von Gott Verordnete ansehen, so dürfen wir auch nicht, aus pfäffischer Bosheit etwa, Gott unterschieben, daß ihm die sinnliche Liebe ein Gräuel sei, und daß er etwa gar deren ganzen Bezirk dem Widersacher zur Verwaltung zugeschoben habe; auf dem Standpunkt darf ein denkender und fühlender Mensch überhaupt nicht stehen. Und aus meiner alten Beichtstuhlerfahrung heraus kann ich Ihnen

sagen: den Kehrreim aller zerknirschten und verängstigten Mädchen-Beichten, den hat unser großer Heide Goethe formuliert: „Doch alles, was mich dazu trieb, war ach! so gut, war ach! so lieb.“ — Vor dem Richterstuhl der bürgerlichen Moral freilich kann es ebensowenig wie vor dem irgendeiner kirchlichen Satzung einen Freispruch geben für einen Ehebruch wie Sie ihn begangen haben. Als Beichtvater könnte ich Ihnen wohl mildernde Umstände zubilligen; aber niemals Sie absolvieren mit dem Hintergedanken: er läßt ja doch nicht von der geliebten Frau. Für uns menschliche Richter gibt es nur eine Sühne — durch Entsagung; aber ich wage nicht zu behaupten, daß Sie durch solche Entsagung Ihr Herz auf dem Altare Gottes opfern würden; möglich, daß Sie es nur dem irdisch heiligen Begriff der Familie zum Opfer bringen, und daß Gott selbst anders denkt. Nach meiner Vorstellung ist Gott die Güte, und Güte ist für mich das erlösende Prinzip. Wenn Güte Ihre neue Liebe dauernd durchdringt und verklärt und

auch die Früchte Ihrer Sünde zum Guten und Schönen gedeihen, dann wird wohl das, was Sie Ihre *heilige* Liebe nennen, das Angesicht Gottes nicht zu scheuen brauchen. Mißverstehen Sie mich nicht: ich sage nur, ich *wünschte*, daß es so wäre. Vielleicht finden Sie auch Ihren Frieden mit Gott in solcher Hoffnung; Ihren Frieden mit der Welt können Sie nur durch Entsagung schließen."

Was dünkt dich, Fee: war das nicht gesprochen wie ein wirklicher „Seelsorger"? Mir ist froh und leicht ums Herz geworden und ich meine, dieser Bescheid des geistlichen Herrn müßte auch dich stärken im Kampfe wider die Welt. Ich habe dem guten Pfarrer auch in deinem Namen dankbar die Hand gedrückt. Wir saßen noch lange zusammen, und der milde, weiche Burgunder hat wohl viel dazu geholfen, daß mein geistlicher Freund im Verlaufe des Abends auch mir seine Beichte ablegte. Er war ein lustiger Student der Rechte aus gutem wohlhabendem Hause und hatte sich mit der filia hospitalis

der hübschen Tochter seiner Wirtin, leichtsinnig in ein heißes Verhältnis eingelassen. Dann wechselte er die Universität und lernte ein Mädchen seines Standes kennen, welches ihm alles zu besitzen schien, was gerade ihn zeitlebens glücklich machen könnte. Das Mädchen neigte sich ihm zu, und seine Eltern waren hocherfreut über die Aussicht, sie zur Tochter zu bekommen. Die Verlobung sollte erfolgen, sobald er seine Staatsprüfung hinter sich hatte. Da schrieb die kleine Ladnerin, daß sie ein Kind von ihm geboren habe, schrieb es ohne Haß und wilden Vorwurf, ohne gierige Forderungen nach Entschädigung, in ergreifend einfachen Tönen wehmütiger Entsagung. Das warf ihn um. Kein jugendlicher Leichtsinn, kein praktischer Verstand, keine Rücksicht auf Familie und Zukunft befreite ihn von seiner Gewissensnot, denn er war ein tiefer Mensch und auch nicht törichter Schwärmer genug, um nicht einzusehen, daß auch eine Sühneheirat nichts gutmachen könne, weil sie nicht nur ihm, sondern auch dem armen Mädchen zum Un=

glück gedeihen mußte. Da flüchtete er sich in die Arme der Kirche. Er behauptet, es nie bereut zu haben —???

Hab keine Angst, Liebste, — ich werde nicht geistlich; mir liegt der Kampf besser. Sollte ein Kerl, der mit seinen Kanonen gegen Franzosen, Engländer, Russen und weiß Gott wieviel ebenbürtige Feinde mehr noch zu Felde gelegen ist, nicht auch den Kampf mit jenem Drachen bestehen, der zum Wächter des unheiligen Ehestandes bestallt ist? Ich wag's drauf — und du auch, gelt?

Damit lebewohl für heute, küsse meinen Segen Klein-Helge auf seine blonden Härlein. (Ich bitte mir aus, daß sie blond sind!)

Dein

Till.

— — —

Feldlazarett X, Obost, d. 5. März 15.

Verehrte gnädige Frau!

Herr Hauptmann Rohde hat mich gebeten, Ihnen an seiner Statt zu schreiben.

Er vermutet, daß Sie bereits durch als unbestellbar zurückgegangene Briefe darauf vorbereitet sein werden, daß er schwer verwundet und deshalb vorläufig unfähig ist, Ihnen selbst Nachricht zu geben. In dem letzten schweren Gefecht vor Augustowo hat er außer einem Streifschuß am Kopf und einem Gewehrschuß durch den linken Oberarm eine Zerschmetterung des rechten Oberschenkels durch eine Handgranate erlitten, welche die Amputation des Beines notwendig machte. Die Heilung macht gute Fortschritte, dürfte aber noch viele Wochen in Anspruch nehmen. Der Herr Chefarzt versicherte gestern, daß keine Lebensgefahr mehr bestehe, vorausgesetzt, daß der Heilungsprozeß wie bisher regelrecht verläuft. Hier geschieht alles, was in menschlicher Kraft liegt, um Komplikationen zu vermeiden. Ihr Gatte selbst ist guten Mutes, wenn auch natürlich noch sehr schwach und hilflos. Sobald er transportfähig ist, wird er in eines der besten Heimatlazarette überführt werden, und dann wird Ihnen ja auch Gelegenheit gegeben sein, ihn zu besuchen.

Heute ist hier für ihn das E. K. I. eingetroffen. Wie ich von anderen Teilnehmern an demselben Gefecht gehört habe, hat er sich diese hohe Auszeichnung durch eine wahrhafte Heldentat verdient. Die Infanterie-Stellung, hinter welcher seine Batterie stand, war von den Russen gestürmt worden und beim Zurückfluten wurde die Artillerie mitgerissen; da ist Ihr Gatte mit wenigen seiner Leute durch den Kugelregen wieder vorgegangen und hat selbst mit seinen tapferen Männern aus zwei Geschützen so lange auf die Russen gefeuert, bis die Reserve zum Sturm ansetzte und den Feind wieder aus dem Graben trieb. Seine schwere Verletzung erhielt er im Nahkampf mit einem russischen Stoßtrupp. Er und zwei Mann von seiner Batterie sind die Einzigen, die mit dem Leben davongekommen sind. Diese Leute sind weniger schwer verwundet und liegen auch in unserem Lazarett. Möge Ihnen der Stolz auf das Heldentum Ihres verehrten Gatten es erleichtern, Ihr schweres Geschick zu ertragen. Ihr Herr Gemahl grüßt Sie und

Ihr Söhnchen tausendmal und wünscht Ihnen Geduld und ein fröhliches Herz bis zu Ihrer Wiedervereinigung.

Es grüßt Sie, gnädige Frau, mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre ergebenste

Schwester Annemarie.

— — —

Feldpostkarte.

Frau

Hauptmann Elfriede Rohde

Bremen.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Ihre gestern hier eingelaufene Karte wurde mir übergeben zur Weiterbesorgung, da Ihr Herr Gemahl bereits in ein Ref.-Lazarett nach Danzig abtransportiert wurde. Ihre Aufregung kann ich mir nur erklären durch die Annahme, daß mein ausführlicher Brief vom 5. ds. M. sowie zwei spätere Postkarten nicht in Ihren Besitz gelangt seien; aller-

dings waren dieselben nicht nach Bremen, sondern an Ihre frühere Adresse: Grünwald bei München gerichtet. Da Ihr Gatte mir bereits durch eigenhändige Postkarte mitgeteilt hat, daß er die Fahrt gut überstanden habe, so besteht auch gegenwärtig kein Grund zur Besorgnis für Sie.

Hochachtungsvollst

Schwester Annemarie.

Es war an einem der ersten Tage des Wonnemonds 1915, der blanke blaue Himmel voller lustiger, blütenweißer Lämmerwölkchen, die in zwei großen Herden, von dem frisch anspringenden Bergwind getrieben, über den Himmelsplan weideten, als ein Münchner Kraftwagen über die Groß-Hesseloher Brücke sauste, in welchem ein Feldgrauer, dessen blasses Gesicht ein kurz gehaltener, hübsch gekräuselter brauner Vollbart umrahmte, sich an die Seite einer schlanken blonden Dame schmiegte, die ihren Arm zärtlich um seine

Schultern geschlungen hielt. Mitten auf der Brücke schrie der Feldgraue mit durchdringender Kommandostimme dem Fahrer zu: „Sie, Chauffeur, halten!“ um dann, sobald der Wagen zum Stehen gebracht war, sich aus dem Arme seiner hohen Beschützerin zu lösen und mit einer weiten Handbewegung über den großen, herrlichen Ausblick talwärts und bergwärts auszurufen: „Herrgott sakra, ist das schön! Gelt, du laßt mich erst ein bisserl das Bild einschlürfen; wird ja eh noch lang g'nug dauern, bis ich wieder nach Belieben commod daherspazier'n kann; ich muß auf Vorrat schaun. Geradnaus einen Rausch anschaun möcht' ich mir, einen Heimats-Augenrausch.“

Und dann beugte er sich seitwärts zum Ohr der Dame und flüsterte ihr zu: „Weißt noch, Fee, wie wir zwei 's erste Mal in der Sturmnacht hier über d' Brücken marschiert sind und d' Windsbraut mir's Hüetei vom Kopf g'rissen hat?“

Die hohe Blonde nickte nur rasch ein paarmal hintereinander und dann beugte sie

sich über des Soldaten Hand und küßte sie. Und wie er ihr beschämt die Hand entzog, da bemerkte er auf deren Rücken ein blankes Tränenperlchen.

Und er schalt sie herzlich: „Ja, was wär' denn des? Heut' wird amal nix geträneneltröpferlt. Was soll denn der Helge von uns denken!" — Und er kommandierte: „Alsdann fahrens zu!"

All sein gutmütiges Poltern und zärtliches Schmeicheln konnte aber freilich nicht hindern, daß an diesem und den nächsten Tagen noch gar viel geträneneltröpferlt ward. Klein-Helge beteiligte sich jedoch hieran nur in mäßigem Umfang und erwies sich der Mutter an robuster seelischer Gesundheit überlegen, indem er des Vaters schwungvolle Fortbewegungsart zwischen zwei Krücken keineswegs traurig, sondern sogar höchst belustigend fand. Zum hoppe hoppe Reiter machen genügte ja auch schon e i n Knie und nur der neue braune Feldbart vermochte sein Mißfallen zu erregen, wenn er sein zartes Gesichtchen zu bürsten sich unterfing.

Es hatte sich im Heimatlazarett eine Nachamputation als unerläßlich herausgestellt, und dadurch hatte sich die Entlassung Tillmanns bis zum Mai verzögert. Bis er sein ihm versprochenes künstliches Idealbein bekam, konnten auch noch Wochen oder gar Monate vergehen; aber er nahm sein Geschick nicht allzu tragisch — oder gelang es ihm nur so gut, mit allerlei Scherzen seine süße Fee über seine wahre Empfindung hinwegzutäuschen? Er war imstande, sich an das Klavier zu setzen und in selbst gedichteten Schnadahüpferln über seine Einbeinigkeit zu spotten:

Der Krieg, der is gar, und d' Musi
spüllt auf,
Und der Michel tanzt fei mit der Resi,
Und der Jörgl, der draht mit der
Anamirl —
Und i walz mit meiner Prothesi!
Dulieh!

Helga gab sich die redlichste Mühe vor ihm heiter und zuversichtlich zu erscheinen; aber bei jeder neuen Offenbarung seiner

Hilflosigkeit oder gerade bei seinen wildesten Scherzen schoß ihr das heiße Naß in die Augen, und dann gab es ihm jedesmal einen schmerzenden Schlag, wie wenn ein neues Spitzgeschoß in seinen armen Körper schlüge. Darum der erbitterte Kampf mit Recht und Sitte, darum dies Kettensprengen, dies Opferbringen und Opferfordern, um einem jungen, starken, schönen Weibe auf Lebenszeit einen Krüppel anzuhängen?! An seiner ersten Ehe freilich war nicht viel verloren, die war zerbrochen so oder so, und um den Geschäftsmann wider Willen, den unbefriedigten Dilettanten, den vergrantelten Topfgucker, der er bisher gewesen war, um den war es weiter nicht schade; aber darum konnte man schon blutige Tränen weinen, daß nun auch der glänzende Offizier, der schneidige Kreuzritter, der glückliche Eroberer der herrlichsten Frau erledigt sein sollte. Nun war er doch wieder auf demselben Punkte wie damals, als die Frau des Wachtmeisters ihn aus der Bahn geschleudert hatte. Wieder sah er sich angewiesen auf die qualvolle Wahl zwischen

den Zivilstellen, die für einen erledigten Offi-
zier in Betracht kamen. Und wenngleich er
diesmal keinen Flecken auf der Ehre hatte,
der ihn zu ängstlicher Zurückhaltung zwang,
und einflußreiche Fürsprecher, es blieb doch
dabei, daß er für seinen eigentlichen Beruf
erledigt war. Und wenn er ein noch so reich-
liches Brot fand, für ihn würde es immer
ein Gnadenbrot bleiben. Und im dunkelsten
Untergrunde seiner Seele bäumte sich die
schwere Frage in wüster Fratzengestalt empor:
Gibt es eine Liebe so all ausfüllend, all
erlösend, daß sie dies Weib voll zu ent-
schädigen vermöchte für das Opfer, das deine
Selbstsucht von ihr verlangt?

Tillmann und Helga lebten die köstlichen
Lenztage nebeneinander her, ohne diese schwe-
ren Fragen anzuschneiden. Er wußte, daß
sie alle seine quälenden Zweifel mit einem
strahlenden Ja zu verscheuchen bereit sein
würde; und sie ahnte alles, was ihn quälte
und vermied darum ängstlich jeden Anlaß,
der zu einer Aussprache hätte führen können.
Sie kindschten und sie kosten, sie spielten ein-

ander Komödie vor und genossen das schwanke Glück ihrer Wiedervereinigung mit zitternden Nerven und wehen Herzen.

Nur einmal, gleich in den ersten Tagen, berührte Tillmann im Gespräch eine seiner quälendsten Ängste. „Du, Liebste," begann er, als er eines Morgens beim Hinausstelzen in den Garten über den ausgetretenen Steinstufen vor der Haustür beinahe zu Falle gekommen wäre, „hier können wir nicht wohnen bleiben. Die Räumlichkeiten passen nicht zu unseren Maßen, die Stuben sind so nieder, daß wir zwei schier mit dem Kopfe an die Decke stoßen und das Gärterl ist gar nur ein mit Bauernblumen schlecht verhüllter Vorwand für ein paar Gemüsebeete. 's is wahrlich net zwegen meiner; wenn ich erst meine Prothese hab', hupf' ich glatt über die zwei verdammten Stufen hinunter; aber du brauchst Platz und Luft und Licht und Schönheit und Bequemlichkeit, und für klein Helge wird es auch schon bald zu eng werden hier. Wir müssen uns nach einer anderen Behausung umschau'n. Und nebenbei

gesagt — es ist mir auch nicht sicher genug hier für Euch. Ich fürchte mich ja nicht; ich meine, meine liebsten Freunde werden mich nimmer widerkennen mit dem Bart da und dem edlen schwungvollen Gang auf drei Beinen. Selbst s i e — weißt schon, wen ich meine — würde auf der Straße an mir fremd vorbeigehen. Aber sie weiß doch jetzt, daß du hier hausest und daß du das Kind hast. Es könnte ihr doch einfallen, wieder nach München zu kommen, und wer weiß, was ihre Rachsucht dann für bösartige Angriffe gegen dich ausheckt. Ich meine, wir sollten nicht lange fackeln und schaun, daß wir weiter kommen, weit weg — an den Rhein meintwegen, wenn du lieber bei d i r daheim sein magst."

Sie sah seufzend an ihm vorbei und nickte Bestätigung. „Weiß sie denn, wie es um dich steht?" fragte sie nach einer Weile zaghaft.

„Gewiß," erwiderte er. „Sie weiß jetzt wohl alles. Sie weiß auch, daß mein kleiner Unglücksfall meinen Entschluß, nicht zu ihr zurückzukehren, keineswegs erschüttert hat. Ich

habe sie immer noch nicht so weit, daß sie mich gutwillig freigibt. Jetzt fragt es sich nur noch, ob du ......"

Sie ließ ihn nicht ausreden. Sie ergriff seine beiden Hände und drückte sie fest und warm. Das war eine Antwort so gut wie ein feierlicher Schwur. Und er hielt die geliebten Segenshände fest und fühlte seine ganze Seele warm überrieselt von ihrer großen Liebe.

So saßen sie eine lange Weile schweigend nebeneinander auf der Gartenbank, und dann legte er seinen Arm um sie und sagte fröhlich: „Aber wenn ich meine Prothese verpaßt hab' und wieder laufen kann wie ein Hirsch, dann fahren wir erst einmal miteinander zum Chiemsee und besuchen mein liebes Deandl. Was daraus entsteht ist mir einerlei. Das Kind ist wunderlich reif und hält zu mir und ist dir immer noch tief getreu. Ebba muß es ja doch einmal wissen. Inzwischen schaun wir uns nach einem würdigen Heim um und betreiben den Umzug."

Anderen Tages um die zehnte Stunde

hüteten Tillmann Rohde mit Weib und Kind allein das Haus, dieweil der Bauer und die Bäuerin im Felde arbeiteten und sie ihre Magd auf Einkäufe in die Stadt geschickt hatten. Helga saß in der Sofaecke und reichte ihrem Söhnchen die Brust, während Tillmann beim Fenster in einem Korbstuhl saß und las. Das behagliche Schmatzen des Säuglings lenkte seine Aufmerksamkeit ab; er ließ das Buch sinken und verlor sich ganz im Anschauen des lieblichen Bildes. Nie war Helga so schön als in diesen ihren mütterlichen Andachtsstunden. Dann ging von ihrem stolzen Gesicht ein seliges Leuchten aus, das ihren goldenen Hauptschmuck wie mit einem Heiligenschein umkränzte und die unscheinbaren Wände des niederen Bauernstübchens weiteten sich zu einer Tempelhalle, die schlichte Blümchentapete verwandelte sich in einen funkelnden Hintergrund aus Goldmosaik.

Plötzlich fühlte Helga, daß sie beobachtet werde und drehte ihm mädchenhaft errötend den Kopf zu: „Was lurste denn eso, du

sollst doch nich!" schmollte sie echt rheinländisch.

„Sst, net reden," drohte er lächelnd zurück. „Stör meine Andacht net, heilige Helga. — Weißt, es ist doch eine Schand', daß ich net knieen kann."

„Ach du!" schmollte sie, die Stirn kraus ziehend, und dankte ihm doch dabei mit einem innigen Blick.

Er raffte seine Stelzen an sich, die neben seinem Sessel lehnten, erhob sich und humpelte zum Sofa hinüber. Dann beugte er sich so weit über ihren Kopf herab als ihm das möglich war und sagte voll inniger Rührung im Ton: „Ich sag dir was, Weiberl: mußt schaun, daß du dir's so einrichtst, daß d' grad wieder am ammerln bist, wann mir der Herrgott zum Abmarsch blasen laßt; mit dem Bild vor Augen möcht ich gen Walhall fahr'n."

Sie erwiderte nichts, sondern drückte nur ihre warme Wange an seine die Krücke umklammernde Linke. Minutenlang stand er so andächtig versunken über sie gebeugt, als

Stimmen draußen vor der Haustür laut wurden, die ihn aufschreckten. Er wandte das Ohr lauschend der Tür zu und vernahm nun ganz deutlich eine Kinderstimme, die auf eine Frage Bescheid gab mit den Worten: „Gengas nur füri, die Dame wird schon daheim sein, gleich d' zweite Tür links." Und dann hörte er eine tiefere Frauenstimme weiter fragen: „Kannst du mir sagen, Kind, ob die Dame eine Bedienung oder sonst jemanden bei sich hat?"

Tillmann wartete die Antwort nicht ab. Er hatte an der Stimme — Elfrieden erkannt!

Auch Helga war aufmerksam geworden und schaute verstört zu ihm auf.

„Leg das Kind in sein Wagerl und halt' dich ganz still," flüsterte er hastig der Liebsten zu. „Reg' dich nicht auf, 's g'schieht dir nix. Jetzt muß sich's entscheiden."

Er schwang sich nach der Tür, drückte auf die Klinke und stelzte mit einem aufmunternden Abschiedsblick in den dunklen Gang hinaus. Er kam gerade zurecht, um Elfriede

daran zu hindern, die Schwelle des Hauses zu überschreiten.

Die Erscheinung des feldgrauen Einbeins mit dem Eisernen Kreuz auf der linken Brustseite tauchte so plötzlich aus dem Dunkel des Hausflurs im Türrahmen auf, daß Elfriede mit wankenden Knieen vor ihr zurückwich, rückwärts die beiden Steinstufen hinunter und noch ein paar Schritte weit auf die Dorfstraße hinaus. Da stand sie nun und starrte mit weit aufgerissenen Augen die Erscheinung an. So unvorbereitet war sie auf solche Veränderung, daß sie in dem armen Krüppel mit dem bleichen, bärtigen Gesicht ihren Gatten gar nicht erkannte.

Tillmann wandte sich dem kleinen Mädchen zu, das Elfrieden Bescheid gegeben hatte und hieß es sich davon machen. Und dann sprach er, den Kopf zum Gruße neigend, die Gattin an: „Bitte hier durch das Gatterl in den Garten, da können wir reden."

Jetzt wußte sie, mit wem sie es zu tun hatte; seine Stimme hatte ihren alten, hellen Klang bewahrt. Sie war dermaßen er-

schrocken, daß sie sich mit einer Hand an dem Gartenzaune stützen mußte, der dicht neben ihr dahinlief. „Du bist das?!" flüsterte sie kaum vernehmbar, ihn immer noch wie gebannt anstarrend. Ihre Stimme versagte ihr wie ihre Knie.

„Bitte, geh voran," wiederholte er mit einem so gebieterischen Blick, dabei mit dem Zeigefinger der Rechten auf das Gattertürchen deutend, daß sie, ohne Widerrede seiner Weisung folgend, das Gartentürchen öffnen und in den Garten treten mußte. Genau vor der Mitte der Längswand des Hauses war zwischen den Gemüsebeeten ein Rundplatz freigelassen, auf dem eine noch schattenlose Laube mit Tisch und zwei Bänken errichtet war. Da Tillmann sich nicht setzte, folgte auch Elfriede seiner stummen Aufforderung nicht, sondern blieb am Eingang der Laube ihm dicht gegenüber stehen.

Sie hob die Hände gegen ihn auf, als wollte sie die Arme um seinen Nacken legen; als sie aber die zornige Abwehr in seinen Mienen gewahr ward, rang sie die Hände

ineinander und jammerte tonlos: „Mein Gott, so müssen wir uns wiedersehen?! Tillmann, du Ärmster, ist es denn möglich . . . . . .!"

„Bitte, keine Sentimentalitäten," fiel er ihr ohne Schärfe ins Wort. „Ich darf dich wohl um Aufklärung ersuchen, was du hier wolltest?"

Elfriede war so verwirrt durch die unvermutete Begegnung, daß sie keine Antwort fand; aber eine plötzliche haßerfüllte Verzerrung der Züge um ihren üppigen Mund hatte schon deutlich genug gesprochen.

Tillmann reckte den Kopf straff aus den Schultern und umklammerte seine Krücken mit festem Griff: „Ich kann mir denken, was du im Schilde führtest," herrschte er die Frau, seine Stimme zum Flüstern dämpfend, an. „Du wolltest wohl die Drohung deines Briefes zur Tat machen, wie? Aber das soll dir nicht gelingen; ich wache über Mutter und Kind, hörst du? Ich werde sie Tag und Nacht nicht verlassen. Und daß du's nur gleich weißt: das Wenige, was von mir noch übrig geblieben ist, das gehört nimmer dir.

Wenn du dich weigerst, mich freizugeben, und wenn dies Bruchstück Tillmann Rohde der andern da drinnen nicht rechtens und in Ehren angehören soll — auch gut, dann bleibt's halt vogelfrei; aber in dein Joch zwingst du mich nimmer. Das ist mein letztes Wort."

Da sank sie vor ihm auf die Kniee, reckte die gefalteten Hände zu ihm empor und stammelte atemlos: „Das kann nicht dein letztes Wort sein! — Ich bin doch jetzt die Nächste, ... jetzt, wo du so hilflos .... wer soll dich denn pflegen und stützen? Ich bin doch deine Frau — die Mutter deiner Kinder! Ich kann es doch nicht mit ansehn — ich kann es doch nicht dulden, daß ein anderes Weib sich anmaßt ......" In röchelnder Leidenschaft erstarben die letzten Worte und sie drückte ihre Fäuste gegen die Augenhöhlen, um sie im nächsten Moment drohend in der Richtung gegen das Haus zu schütteln.

„Steh doch auf," sprach Tillmann mit einem verzweifelten Seufzer. „Du tust mir

ja in der Seele leid; aber es ist doch einmal nicht zu ändern: du hast keinen Teil mehr an mir, du bist mir lange schon fremd geworden, so fremd .....! Ach, alles reden führt ja doch zu nichts. Sei doch verständig, sei doch gut, gib's doch auf, es ist doch bei Gott nicht nötig, daß wir alle daran zu Grunde gehen — unsere Kinder auch. Wir könnten doch in aller Freundschaft uns trennen."

Da erst raffte sie sich empor und rief laut mit wild funkelnden Augen: „Nein, nein und nein! Ich will nicht! Niemals! Du bringst mich nicht dazu. Gut — sollst es wissen," fuhr sie heiser fort, indem ihre Rechte sich an dem seidenen Beutel zu schaffen machte, der ihr am linken Handgelenk hing: „Ich bin hergekommen, um ein Ende zu machen. Wenn dies Weib, diese verfluchte Schlange nicht zwischen uns gekommen wäre, dann hättest du jetzt wieder zu mir zurückgefunden. Die oder ich! Und wenn du bei deiner Weigerung bleibst, dann töte ich mich vor deinen Augen."

Sie zog die Hand wieder aus dem schwarzen Seidenbeutel hervor, und Tillmann erkannte in dem schwarzen Ding, das ihre Finger krampfhaft umklammert hielten, seinen alten Dienstrevolver, den er damals bei seinem eiligen Aufbruch in seinem Schreibtische zurückgelassen hatte.

„Laß das bleiben!“ rief er laut. „Kein Theater an offener Landstraße bitt' ich mir aus! Her damit!“ Er tat einen Schritt auf sie zu und griff mit der Hand nach ihrem Arm.

Mit einer raschen Bewegung wich sie ihm aus, entfernte sich rückwärts schreitend von ihm und setzte dabei die Mündung des Revolvers an ihre rechte Schläfe. Ihre dunklen Augen flammten ihn an, ihr Mund verzerrte sich und ihre Stimme überschlug sich, indem sie ihm zuschrie: „Gib sie auf oder . . . . . .!?“

Da tat er einen weiten Satz auf sie zu und schlug ihr mit der Rechten rasch ausholend auf den Unterarm. Der Schuß krachte. Tillmann schrie auf, griff nach seinem Her-

zen, die Krücke entfiel seiner Schulter und er fiel schwer um, mit dem Gesicht nach unten, quer über das nächste Beet.

Elfriede ward es schwarz vor den Augen, sie taumelte. Die Mordwaffe fiel in den Kies und ihre Hände griffen nach einer Stütze in der Luft umher. Auf Händen und Knieen kroch sie zu dem bewegungslos Ausgestreckten hin. Ihre schlaffen Lippen lallten unverständliche Worte, ihre tastenden Hände suchten den schweren Körper umzuwenden. Und als sie die Gewißheit hatte, daß er tot sei, ging ihr Wimmern über in einen einzigen jammervollen, tierischen Weheschrei.

In den Nachbargärten, auf der Dorfstraße tauchten Menschen auf, nahten eilige Tritte, aufgeregte Stimmen. Und am Fenster, ihr gerade gegenüber erschien die schlanke blonde Frau, die sie gesucht hatte. Da fuhr Elfriede mit einer Handbewegung über ihre Augen, als ob sie einen Schleier fortreißen müßte, dann irrten ihre Augen auf dem Boden herum und, den Leib weit vorstreckend, errafften ihre Finger den Revolver vom Kies-

weg. Ehe einer der von allen Seiten herbei-
eilenden Menschen es zu verhindern ver-
mochte, hatte sie das Rohr an die Schläfe
gesetzt und losgedrückt. Mit einem gurgeln-
den Laut bäumte sich ihre ganze Gestalt aus
den Knieen noch einmal auf, als ob sie vor
sich selber fliehen wollte — dann schlug sie
mit dem Gesicht in die Buxbaumeinfassung
des Beetes.

— — —

Schlußstück,

in welchem die Vorsehung sich eines alten Narren bedient, um der Vernunft zum Siege zu verhelfen.

Bereits eine Stunde später führte ein Kraftwagen aus München den Staatsanwalt mit seinen polizeilichen Hilfskräften heran. Der Ortsvorsteher hatte unterdessen pflichtgemäß dafür gesorgt, daß die beiden Leichen unberührt an ihrem Platze verblieben und die neugierigen Gaffer dem Tatort ferngehalten wurden. Der Bürgermeister selbst hatte Helga Lorenz mit sanfter Gewalt von der Leiche des Geliebten weg und in ihr Zimmer zurückgeführt. Nun saß sie schon über eine halbe Stunde lang in der Sofaecke vor dem Wagen ihres schlafenden Kindes und starrte tränenlos, fast unbeweglich nach dem Korb-

stuhl am Fenster, in dem ihr Tillmann vor seinem letzten Gange gesessen war. Durch ihre Hirnwindungen wälzte sich das Blut in rauschenden, strudelnden Wellen, um sie dann wieder auf kurze Frist ganz leer zu lassen. Sie fühlte nur diese rhythmische Abwechslung zwischen dem heiß und schwer und kalt und leicht werden ihres Kopfes. Auch ihr Körper schüttelte sich bald im Frost, bald glühte er in heißen Fieberschauern. Sie vermochte weder einen klaren Gedanken zu fassen, noch sich über ihre Empfindungen Rechenschaft zu geben. Sie war lebendig-tot. Die gut gemeinten Tröstungsversuche der Bäuerin beachtete sie so wenig wie das Gebahren des Menschenhäufleins, das immer noch den Garten umlagerte, und auf die zudringlichen Fragen der alten Frau antwortete sie nur mit gequälten Abwehrlauten.

Der Staatsanwalt hatte draußen am Tatort die nötigen Feststellungen mit Hilfe des Arztes erledigt und betrat nun die Bauernstube, um Helga zu Protokoll zu vernehmen. Es war ein untersetzter, beleib-

ter Herr, ein kurzatmiger Bierschwamm, dem die akademische Vergangenheit mit reichlichen Schmissen auf dem feisten Gesicht eingekerbt stand. Er trat ohne Gruß herein, hieß seinen Schreiber am Eßtisch Platz nehmen und sich zur Verhandlungsaufnahme rüsten. Der Kriminalwachtmeister blieb an der Tür stehen. Nun pflanzte sich der kleine Herr jenseits des Kinderwagens vor Helga auf und suchte sie durch einen strengen Blick zum pflichtschuldigen Erheben zu veranlassen. Da sie aber an ihm vorbeistarrte und ihm nicht einmal ein Kopfnicken der Begrüßung gönnte, so zog er drohend seine spärlichen Brauen zusammen und redete sie mit nachdrücklicher Schärfe an: „Meine Dame! Ahem! Sie, also ich muß schon bitten .... ich muß schon bitten, von meiner Anwesenheit gefälligst Notiz zu nehmen: ich bin der Staatsanwalt. Aus den Aussagen der Einwohner geht hervor, daß z. Zt. der Tat zufällig niemand in diesem Hause anwesend war außer Ihnen, und auch von der Straße aus ist der Vorfall anscheinend nicht beobachtet worden. Ich muß also

Ihre Personalien aufnehmen zunächst, bitte. Verstehen Sie mich?“

Sie mußte ihn wohl verstanden haben, er hatte laut genug gesprochen, und ihre Augen hatten sich während seiner Rede ihm zugekehrt. Sie schüttelte sich, strich sich mit beiden Händen über die Stirn und stieß einen tiefen Seufzer aus, wie wenn sie aus einer Ohnmacht zu sich käme. Dann drehte sie langsam ihren Kopf, als suche sie durch eine forschende Umschau festzustellen, wo sie sich eigentlich befinde. Sie machte auch einen Versuch, aufzustehen, sank aber alsbald wieder kraftlos in ihre Ecke zurück. Ihre Augen quollen von plötzlich hervorbrechenden Tränen über, und als sie die warme Feuchtigkeit auf ihren Wangen verspürte, fuhr sie mit einem unwilligen Zucken in ihren Mienen zusammen und tastete nach einem Taschentuch suchend auf dem Sofa herum. Da sie keines fand, wischte sie sich die Tränen mit der gestickten Decke des Kinderwagens ab. Dann versuchte sie zu reden. Doch was sie sagen wollte, wurde mehr durch ihre Augen und

ihr Mienenspiel als durch die heiseren, würgenden Laute deutlich, die ihre Kehle hervorbrachte.

„Die Anwesenheit dieser Herren ist durchaus erforderlich," sagte der Staatsanwalt ärgerlich, und dann zog er sich einen Stuhl heran und fuhr im Niedersitzen fort: „Alsdann bitte raffen Sie sich zusammen, meine Dame. Ihre Verstörung ist ja begreiflich angesichts einer solchen Tragödie. Ich vermute, daß Sie mit den Opfern in einem nahen Zusammenhang ..... Die Bäuerin hat bekundet, daß Sie die Gattin des verstorbenen Hauptmanns Rohde sind."

Da holte Helga tief Atem, richtete ihren Oberkörper straff auf und schüttelte, in ihren Schoß blickend, langsam den Kopf.

„Wie denn: nein?" rief der Staatsanwalt überrascht. „Sind Sie etwa mit keinem der beiden Verstorbenen verwandt oder verschwägert?"

Abermals bewegte Helga verneinend das Haupt und dabei lösten sich die schon vorher gelockerten beiden blonden Zöpfe, die sie

im Kranz um den Kopf trug, vollends und glitten ihr über die Schultern hinab. Zum erstenmal schlug sie ihre Augen groß auf, umfing mit beiden Armen den Kinderwagen und richtete dann ihren Blick voll schmerzlichster Wehmut auf ihr schlafendes Söhnlein.

Der Staatsanwalt hatte verstanden: „So, so," sagte er mit einem Blick der Verständigung nach dem Schreiber und dem Wachtmeister hin. „Alsdann bitte Ihre Personalien: Vor- und Zuname, Geburtsort und Datum, Religion, Zivilstand und Beschäftigung."

Nach mehreren vergeblichen Anläufen gelang es endlich Helga die gewünschten Angaben zu machen. Der Schreiber kritzelte eifrig und der Staatsanwalt setzte seine strengste Amtsmiene auf, um sich als Menschenkenner von Beruf ein vorläufiges Urteil über die Glaubwürdigkeit dieser Tatzeugin zu bilden.

Das Verhör nahm seinen Fortgang. Die ersten Antworten mußte der Staatsanwalt ihr noch schier silbenweise abnötigen, bald aber kehrte ihr das volle Bewußtsein der

Gegenwart zurück und auch ihre Stimme gehorchte ihr wieder, sodaß sie eine zusammenhängende Darstellung des Vorganges zu geben vermochte. Da sie, gleich nachdem Tillmann das Zimmer verlassen, ihm nachgegangen war und durch die halb geöffnete Tür gelauscht, dann aber, als die Stimmen im Garten laut wurden, hinter dem Fenstervorhang hinausgespäht hatte, so vermochte sie eine nahezu schlüssige Darstellung des wahrscheinlichen Zusammenhanges der Ereignisse zu geben, bis zu dem Augenblick, wo Tillmann der rasenden Gattin die Waffe aus der Hand zu schlagen versuchte. Als sie den Geliebten zusammenstürzen sah, war sie, so rasch ihre Füße sie tragen wollten, hinausgestürzt. Der Selbstmord der Gattin war aber bereits geschehen, als sie das Gattertürchen aufklinkte.

Es dauerte geraume Weile, bevor der Schreiber mit Hilfe des Staatsanwalts die kurze Aussage zu Papier gebracht hatte. Dann wandte sich der kleine Herr, nachdem er sich nachdenklich die Lippen gekaut hatte,

abermals an Helga: „Nach Ihrer Darstellung, Fräulein Lorenz, handelt es sich also im Falle des Hauptmanns Rohde nicht um vorsätzliche Tötung, sondern um einen unglücklichen Zufall, hingegen bei Frau Rohde um Selbstmord. Nun, es wird Aufgabe des Untersuchungsrichters sein, über Ihre Glaubwürdigkeit die nötigen Erhebungen anzustellen. Nur so viel scheint mir bereits jetzt sicher zu sein, daß die Motive der Tat in Ihrer Person zu suchen sein dürften. Sind Sie bereit, mir sofort hierüber Auskunft zu geben oder ziehen Sie es vor, dieselben vor dem Untersuchungsrichter zu machen? Ihre Verhaftung wird natürlicherweise nicht zu vermeiden sein. Ist Ihnen bekannt, ob aus der Rohdeschen Ehe Kinder vorhanden sind und sonstige Verwandte, die man sofort benachrichtigen muß, damit sie sich um die Bestattung der Leichen annehmen und die gerichtliche Vertretung der Interessen der Verstorbenen und ihrer Kinder wahrnehmen könnten?"

Abermals strich Helga sich besinnend mit

beiden Händen über die Stirn, dann richtete sie sich auf und versetzte mit einer Handbewegung, die wie eine Entlassung wirkte: „Ich bin bereit, das Notwendige selbst zu übernehmen."

„Sie?" grinste der Staatsanwalt unwillkürlich, indem er sich auch seinerseits erhob. „Sie scheinen mir nicht ganz — im Bilde, meine Dame. Sie haben wohl überhört, daß Sie verhaftet sind. Sie werden gleich mit uns fahren."

Da sagte Helga zum maßlosen Erstaunen der drei Männer ganz ruhig und gefaßt, indem sie auf das schlafende Kind deutete: „Ich kann mein Kind nicht verlassen, ich nähre es selbst. Übrigens hat es keinen Zweck, mich zu verhaften, denn über die Beweggründe der Tat kann es keinen Zweifel geben. Herr Rohde erstrebte schon seit Jahren die Auflösung seiner Ehe — lange bevor er mich kennen lernte. Die Frau verweigerte die Scheidung. Mein — mein Freund beharrte aber bei seinem Entschlusse, nicht zu seiner Gattin zurückzukehren, und

als er dann nach seiner Entlassung aus dem Lazarett zu mir und meinem Kinde heimkehrte ..... es ist doch ganz klar: Eifersucht — Verzweiflung. — Was wollen Sie denn noch von mir, mein Herr? Es gibt keine Schuld im Sinne des Gesetzes."

Der Staatsanwalt bekam einen roten Kopf und krähte scharf: „So, meinen Sie? Na, das ist eine Auffassung, die ..... das wird sich ja finden. Ich ersuche Sie zunächst noch einmal um Angabe der Adresse eines etwaigen männlichen Verwandten der Verstorbenen."

Helga drückte die Augen zu und sann angestrengt nach. Dann schritt sie durch das lang gestreckte Zimmer nach der gegenüberliegenden Ecke, wo neben dem Bett der Feldkoffer Tillmanns stand. Er war unverschlossen. Sie kramte in den Papieren herum, die sich in der Tasche des Deckels befanden. Sie entnahm diesen Papieren einen der letzten Briefe Elfriedens, trat damit an den Tisch und diktierte dem Schreiber die Bremer Anschrift des alten Herrn Haber-

korn. Zum Staatsanwalt gewendet fügte sie erläuternd hinzu: „Das ist der Schwiegervater meines ..... Herrn Rohdes."

„Schön," sagte der Staatsanwalt, „wir werden sofort diesen Herrn telegraphisch herbeirufen. Der Herr wird vermutlich doch auch über den Zusammenhang einigermaßen Bescheid wissen und dann werden wir Ihre merkwürdige Auffassung von der Schuldfrage ...... Sagten Sie nicht, es seien Kinder vorhanden aus der Ehe? Haben Sie nicht daran gedacht, was jetzt aus diesen Kindern werden soll?"

„Ich habe noch an nichts gedacht," versetzte Helga leise, und ihre Stimme zitterte dabei in schmerzlicher Qual, „aber ich werde auch an die Kinder denken, Herr Staatsanwalt, und Sie können versichert sein, daß ich meine Pflicht tun werde — gern und freudig — mehr als meine Pflicht. Ich werde sein Vermächtnis heilig halten." Die Stimme versagte ihr und sie stützte sich mit beiden Händen schwer auf den Tisch.

Der Staatsanwalt stand ratlos staunend

da. Diese unverehelichte Lorenz mit ihrem vornehmen Gehabe verwirrte ihn vollends. Er räusperte sich, sah nach der Uhr und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Dem Schutzmann wurde die Zeit lang, er trat zwei Schritte näher und polterte im Unteroffizierston heraus, indem er eine befehlende Gebärde gegen Helga machte: „Alsdann, Sö da, machens Ihna fertig, mir haben keine Zeit, Ihnare Sprüch' anz'hör'n. Sö san verhaftet im Namen des Gesetzes, verstengas? 's Kind dürfens mitnehmen, wann Sie's nachweislich selber stillen tun."

Mit ein paar schwankenden Schritten trat Helga an den Kinderwagen, beugte sich schützend darüber und stieß würgend die Worte hervor: „Ihr wollt mich mit meinem Kinde ins Gefängnis ..... Mein Herr, machen Sie dem Manne begreiflich ....."

Der Staatsanwalt mochte sich von der Energie des Schutzmanns beschämt fühlen, denn er fiel Helga nun auch mit rauhem Ton in die Rede: „Ach was, halten Sie uns nicht auf. Was heißt: begreiflich

machen? Es scheint mir am nötigsten, daß Ihnen erst einmal begreiflich gemacht wird, daß das Gesetz zum Schutze der sittlichen Anschauungen da ist."

Das Kind erwachte von den lärmenden Stimmen und weinte laut auf. Da nahm es Helga rasch aus dem Wagen, drückte es an ihre Brust und streichelte mit ihrer Wunderhand sein Köpfchen, also daß es sich im Nu beruhigte und sich zufrieden in das weiche Rund ihres Busens schmiegte. Und so, beide Hände um ihr Kind gefaltet, trat sie dem kleinen Staatsanwalt einen Schritt entgegen und ließ einen schier mitleidigen Blick an seiner fetten Unbedeutendheit herniedergleiten. Dann sprach sie, völlig gefaßt: „Ich bitte Sie, mich jetzt allein zu lassen, Herr Staatsanwalt. Über die sittlichen Begriffe, die Ihr Gesetz verteidigt, werden wir uns schwerlich einigen; aber Sie werden Ihr Gesetz doch wohl nicht dazu mißbrauchen wollen, unschuldige Kinder von Männern, die ihr Blut fürs Vaterland vergossen haben, ins Gefängnis zu werfen. Mein Kind bürgt

Ihnen dafür, daß ich mich den sogenannten Armen der Gerechtigkeit nicht entziehen werde; ich stehe Ihnen hier oder wohin Sie mich sonst befehlen, zur Verfügung."

Der kleine Herr nagte wieder nervös an seinem Zahnbürstenbärtchen herum und wagte gar nicht einmal, zu der hohen blonden Frau aufzuschauen, wie wenn ihre gebieterischen Augen seinen wulstigen Nacken zu Boden drückten. Schließlich sagte er hastig, abermals auf die Uhr schauend: „Also meinetwegen. Ich glaube, wir können von einer Verhaftung absehen, ich werde es vor dem Untersuchungsrichter verantworten." Damit nickte er Helga, ohne sie anzuschauen, verdrossen zu und drückte sich rasch zur Tür hinaus, gefolgt von den beiden Beamten.

Kaum eine Stunde später — die beiden Leichen waren eben erst fortgeschafft worden — trat die Bäuerin zu Helga ins Zimmer und keifte sie ohne jede Vorbereitung an: „Also bitte, meine Dame, mir san anständige Leit, des gibts net bei uns, daß mir a ledig's Fraunzimmer, die wo sich als

Ehefrau ausgeb'n tut, bei uns wohnen lassen. Mir tun nur an anständige Herrschaften vermieten; mir san net solchene Leit, die wo der Unsittlichkeit an Vorschub leisten tun. Alsdann packens sei Ihre sieben Zwetschgen z'sammen, sans so gut, und schauns, daß s' weiter kemman."

Helga saß mit ihrem Kinde an der Brust in ihrer Sofaecke, anzuschauen wie die heilige Genoveva mit ihrem Schmerzensreich. Sie war seit der Unterredung mit dem Oberstaatsanwalt vor keinen Spiegel gekommen und durch das fortwährende trostlose Wühlen in ihrem Haar hatten sich die dicken Zöpfe vollends gelöst, so daß ihr der goldene Seidenmantel frei über die Schultern fiel. Ihr Schmerz hatte sich immer noch nicht gelöst, er drückte ihr schwer wie Blei den Nacken herab und erfüllte ihr Hirn mit nur dumpf bewußter, stechender Pein. Die bösen Worte der Frau, die sie nun länger als ein Jahr hindurch nicht anders kennen gelernt hatte, denn als ein warmes, mütterliches, schlicht gütiges Wesen, diese grausamen Worte gell-

ten ihr wie Peitschenhiebe in die Ohren. Sie wandte ihr Haupt dem Weibe zu und richtete in fassungslosem Staunen ihre großen feucht umschleierten Augen auf sie; aber ihre Kehle war wie zugeschnürt, sie brachte kein Wort heraus.

Und die Alte fuhr fort, indem sie ihr runzliges Gesicht zu einer boshaften Fratze verzerrte: „Hä — Antwort möcht i, obs mich verstanden ham? Des hilft Ihna fei nix, wanns mi aso wehleidig anschaun, als wia's Leiden Christi. Mir ham uns eh lang gnua für an Narr'n halten lass'n mit Eahnere schöne blauen Augen und Eahnere g'schmachen Reden und feines Benehmen. Sö tun lüg'n mit allem was an Ihna is. Nix wie Lug und Trug sans vom Kopf bis zu die Fieß. Oh mei, die Schand! Mein eigen Fleisch und Bluat, meine einzige Tochter, wann i oane hätt, hätt i außer g'jagt aus'm Haus, balds bei mir hätt niederkommen wollen mit an ledign Kind, und jetza hab i mi dazu hergebn'n müassen, für den Herrn Hauptmann sein Matratz 's Kuppel-

wei z' machen. Pfui Deifel, sag i, Sö Weibsbild, Sö ausg'schamts! Schauns Jhna nur fei um nach andre Leit, die wo s' derblecka könna; ei der Stadt findens solchene gnua. Mir san rechtschaffene Bauersleit, die wo auf Anstand halten. Bei uns hams d' letzte Nacht geschlafen, verstanden?"

Da senkte Helga bejahend den schweren Kopf und löste sanft ihres Kindleins Mund von ihrer Brust, indem sie mit zuckenden Lippen vor sich hinflüsterte: „Nicht weinen, mein armer Liebling, hörst du? Sie wollen dir deine Milch vergiften. Hab' Geduld — ich will stark sein."

Als ob das Kind ihre Mahnung verstanden hätte, blinzelte es die Mutter freundlich an und ließ sich ruhig in seinen Wagen legen. Dann erhob sich Helga und zwang sich, der Frau in ruhigen Tone zu sagen, daß sie ihren Wunsch sofort erfüllen werde.

Brummend entfernte sich die Alte. Helgas Knie zitterten unter ihr, ihr Herz klopfte bald in wütenden Schlägen, bald setzte es sekunden-

lang ganz aus, ihre Hände waren bald kalt, bald heiß und um ihren Kopf fühlte sie einen schmerzenden Druck, wie von einem festgeschraubten Eisenringe; aber das Werk mußte getan werden. Sie spannte ihre Kräfte aufs Äußerste an und packte zunächst Tillmanns Habseligkeiten in seinen Feldkoffer und in seinen Mantelsack zusammen und legte alsdann ihre eigenen Sachen zurecht.

Zu früher Nachmittagsstunde kehrte ihr Dienstmädchen mit den Einkäufen aus der Stadt zurück und sie sah es dem Gesicht des Mädchens gleich beim Eintritt an, daß es nicht nur von dem schrecklichen Ereignis des Vormittags wußte, sondern auch von der Bäuerin bereits über alles übrige aufgeklärt war. Das junge Ding hatte mit einer guten Hundetreue an ihr gehangen, sie auf seine Art schwärmerisch verehrt und oft genug angesichts der allgütigen Menschlichkeit, mit der es behandelt wurde, erklärt, daß es für seine gnädige Frau durch Feuer und Wasser gehen würde. Und nun setzte dasselbe blind ergebene Geschöpf eine tückisch

verdrossene Miene auf, verrichtete nur widerwillig die aufgetragene Arbeit und kündigte ihr, als diese gegen Abend getan war, den Dienst auf. Es zeigte wenigstens so viel Schamgefühl, daß es sich darauf hinauszureden versuchte, seine Mutter sei äußerst sittenstreng und werde es nicht leiden, daß es „bei einer Herrschaft mit einem Kinde“ diene, „wo solchene grauslichen Dinge im Haus passierten.“

Zum Abendzuge fuhr sie der Bauer mit seinem Gespann nach dem Bahnhof. Vorher hatte sie noch die Dämmerung benutzt, um sich nach der Leichenhalle des Dorfes zu stehlen und von dem Geliebten den letzten Abschied zu nehmen. In der Dunkelheit des engen Raumes vermochte sie die starren Züge nicht mehr zu erkennen. Sie kniete am Kopfende der Bahre nieder, warf ihre Arme über die Brust des Toten, und was sie fühlte war ein wortloses Gebet, ein heiliger Schwur: Du hast dein Leben gelassen für mich, Geliebter, nun muß ich mein Leben — leben für unsere Liebe. Vor der Welt werde ich

sie nie rechtfertigen können, nur vor unserem Kinde will ich sie rechtfertigen. Unser Kind will ich rüsten zum Kampfe wider die Welt. Und wenn es zu einem Helden erwächst wie du einer warst, Geliebter, dann werden wir entsühnt vor unserem Gott stehen können. Ich will stark sein, ich will leben — ich will — ich will!

Auch an Elfriedens Bahre trat sie heran, bedeckte ihre Augen mit den Händen und verrichtete ein Gebet um die Ruhe ihrer Seele, ein Gebet ohne Worte, auch nur ein starkes, wogendes Empfinden: Du mußtest mich hassen, denn du warst ein Weib mit heißen Sinnen und hast nie aufgehört, ihn zu lieben. Dein Fluch wird wirken weit über dein Grab hinaus. Die Verachtung der Welt wird dich an mir rächen; aber ich will leben und büßen. Nimm meine Sühne an, du arme Liebende.

Beim Abschied auf dem Bahnhof zog der Bauer seinen Hut und verbeugte sich tief vor Helga. Dann nahm er einen Anlauf und stammelte in großer Verwirrung: „Nehmens des sei net in übel, was d'

Bäuerin gegen Ihna daher g'red't hat. Ich hab allweil meinen Respekt vor Ihna g'habt, gnädig Frau, und i woaß scho, wie des beschaff'n is mit dena menschlingen Dinge. Obs recht getraut san oder net, des machet mir nixen aus. Zwegen dem bleibens in meine Augen allweil dieselbige, feine, liebe Dame. — Aber d' Weiber! Jo mei, wie s' halt san, d' Weiber übereinand! Pfüat Ihna Gott, Frau Hauptmann, mit samt Eahnerem herzigen Buberl."

Und wie sie dem wackerem Manne die harte Hand drückte, da schossen Helga die erlösenden Tränen aus den Augen, und bis sie in München am Hauptbahnhof ausstieg, hatte sie sich schon von dem Eisberg der völligen Verzweiflung an aller Menschlichkeit losgeweint und trieb auf der Scholle schwankender Hoffnung in die graue Meeresweite des neuen einsamen Lebens hinaus.

Helga hatte sich in einem Gasthause einquartiert, und die neue gleichgültige Umgebung sowie die Notwendigkeit, sich selber zu bedienen und alle Forderungen der nüch-

ternen Wirklichkeit zu erledigen half ihr aus ihrer Betäubung heraus. Schon am nächsten Morgen vermochte sie mit klarem Kopf nachzudenken, was nunmehr zu geschehen habe. Sie dachte zunächst gar nicht an sich selbst und ihr Kind, sondern nur an die beiden Toten und die beiden Waisen, die sie zurückgelassen hatten. Sie wußte von Tillmann, daß sein Schwiegervater ein sehr alter schrulliger Mann sei, und deshalb fürchtete sie, er könnte am Ende die weite Reise scheuen und sich um nichts kümmern. So machte sie sich denn, ihr schlafendes Kind der Obhut eines freundlichen Zimmermädchens anvertrauend, noch am selben Vormittag auf den Weg zur Staatsanwaltschaft. Nach langem Warten gelang es ihr, den Herrn Staatsanwalt selber zu sprechen, und aus seinem Munde ward ihr die Mitteilung, daß der alte Herr Haberkorn sich tatsächlich auf das Telegramm hin alsbald in Begleitung seiner Wirtschafterin aufgemacht und bereits in früher Morgenstunde vorgesprochen habe. Es sei beschlossen worden, um den Schwierigkeiten

mit der Geistlichkeit und mit der Gemeinde Grünwald zu entgehen, die Leichen dem Krematorium des Neuen Schwabinger Friedhofes zu übergeben, wo sie am übernächsten Vormittag eingeäschert werden sollten. Von den Rohdeschen Kindern sei nicht die Rede gewesen. Der alte Herr habe einen sehr verstörten Eindruck gemacht; aber seiner Wirtschafterin sei wohl zuzutrauen, daß sie die Ausführung der verabredeten Schritte richtig besorgen werde. Helga ließ sich noch das Absteigequartier des Herrn Haberkorn angeben und verabschiedete sich dann mit damenhafter Würde, indem sie sich nochmals der Staatsanwaltschaft zur Verfügung stellte.

Ihr ganzes Auftreten machte einen starken Eindruck auf den hochfahrenden Beamten, so daß er sich veranlaßt sah, eine Art Entschuldigung wegen seines gestrigen schroffen Benehmens vorzubringen und sie darüber zu beruhigen, daß sie von seiten des Gesetzes keine weitere Verfolgung zu befürchten habe, es sei denn, daß Herr Haberkorn einen Strafantrag stellte.

Helga verzichtete darauf, sich Trauerkleidung anzuschaffen, denn es ging ihr wider den Geschmack, die schlimme Welt dadurch zu reizen. Auch in die Feier auf dem Schwabinger Friedhof wollte sie sich nicht drängen. Sie nahm sich nur vor, für den Fall, daß die Urne dort beigesetzt wurde, ihren Kranz später hinzutragen. Sie erkundigte sich bei der Friedhofsverwaltung, wann die Einäscherung stattfinden solle und stellte sich eine Stunde später in dem Hotel ein, wo Herr Haberkorn abgestiegen war.

Da er noch nicht zurückgekehrt war, erwartete sie ihn in der Vorhalle. Allzu lange ward ihre Geduld nicht in Anspruch genommen, denn bereits nach etwa zwanzig Minuten hielt eine Taxameterdroschke vor der Tür, welcher ein dürres altes Männchen im schwarzen Gehrock und Zylinderhut entstieg, gefolgt von einer umfangreichen, derbknochigen Frau.

Mit der Frage, ob sie mit Herrn Haberkorn die Ehre habe, trat Helga dem alten Herrn entgegen und auf seine verwunderte

Bejahung bat sie um eine sofortige dringende Unterredung ohne Zeugen.

Josua Haberkorn zog ein saures Gesicht und sah sich wie hilfesuchend nach seiner Begleiterin um, indem er undeutlich vor sich hinmummelte: „Was wollen Sie denn von mir? Ich kenne doch hier niemanden."

Frau Petersen führte ihn am Arme ein paar Schritte beiseite und flüsterte ihm eifrig etwas zu, worauf der alte Herr zu Helga gewendet mit beiden Armen heftige Abwehrbewegungen machte und so laut, daß es die zunächststehenden Hotelbediensteten wohl vernehmen konnten, sie anraunzte: „Sie sind wohl die Person, die .... Lassen Sie mich zufrieden, Sie ..... ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen. Gehen Sie — gehen Sie! Ich will nicht — ich will nicht — ich will nicht!" Und er stampfte zornig mit dem Fuß auf, um seiner Weigerung Nachdruck zu verleihen.

Doch Helga ließ sich nicht abschrecken. Rasch trat sie an seine Seite und sprach so dicht an seinem Ohr wie möglich, leise aber

deutlich: „Ich bin Helga Lorenz; aber ich bin nicht die, für die Sie mich halten. Sie dürfen mir die Aussprache nicht verweigern, Herr Haberkorn. Es handelt sich um Tillmann Rohdes Kinder. Ich bin die Einzige, die seine Absichten kennt — die Vollstreckerin seines letzten Willens also."

„Dann nehmen Sie sich einen Rechtsanwalt," knurrte der Alte schlagfertig. „Ich werde mir auch einen nehmen und die Herren können untereinander alles ausmachen."

Da rang Helga die Hände ineinander und rief unwillkürlich laut: „Um Gottes Willen keine Juristen! Ich beschwöre Sie, Herr Haberkorn, es handelt sich um Lebens- und Gewissensdinge, was sollen da Rechtsanwälte — fremde Menschen!? Ich weiß doch von Tillmann, daß Sie nicht nur ein geschäftskluger Kopf, sondern vor allem ein Mann von Herz sind. Über die Dinge, die jetzt zur Entscheidung stehen, können nur wir, die Hinterbliebenen urteilen und beschließen, wir, die wir mit unserem ganzen Herzen dabei sind."

Diese Notlüge — denn Tillmann hatte ihr den alten Haberkorn tatsächlich nur als eigensinnigen Querkopf geschildert — diese Notlüge hatte ihr ein guter Geist eingegeben. Die unvermutete Schmeichelei wirkte sofort, und der alte Herr lenkte ein mit einem ärgerlich verlegenen „Tja, das mag ja denn wohl sein; aber man bloß nicht so unmittelbar nach dem Begräbnis."

Frau Petersen machte sich von der anderen Seite her eilfertig an ihren Herrn heran und flüsterte eifrig abmahnend auf ihn ein.

Doch Helga wußte auch diese Beeinflussung unwirksam zu machen, indem sie mit einem unschuldigen Lächeln ihm zuraunte: „Sie werden sich doch nicht vor mir fürchten, Herr Haberkorn?"

„Fürchten? Nee! Hähä! Fürchten ist nicht meine Sache," entgegnete der Alte, indem er forsch sein vertrocknetes Köpfchen aus dem weißen Kragen hochreckte.

Damit war Helgas Sieg entschieden. Wenige Minuten später saß sie Josua Haber-

korn allein in seinem Zimmer gegenüber, denn er hatte Frau Petersen ungeachtet ihres heftigen Widerstrebens hinausgeschickt.

„Also bitte machen Sie's kurz," eröffnete der Alte die Unterredung. „Was wollen Sie von mir?"

„Ich wollte Sie fragen, was Sie über die Zukunft der Kinder beschlossen haben?"

„Kinder? Was .....? Ach so, ja. Vorläufig noch ..... Erlauben Sie, was geht Sie das überhaupt an?"

„Ich sagte Ihnen schon: ich habe mit Tillmann sehr viel über seine Kinder gesprochen. Sie werden wohl wissen, daß er fest entschlossen war, auf keinen Fall zu seiner Frau zurückzukehren — ich meine, auch wenn sie Jahre hindurch die Scheidung hartnäckig verweigert hätte. Er wußte, was er mit seinem Entschlusse auf sich nahm und seine größte Sorge dabei war das Schicksal seiner Kinder."

Herr Haberkorn rückte nervös auf seinem Sessel herum und räusperte sich bedrohlich: „Was denn, das sind man Redensarten,"

knurrte er böse. „Wenn ihm die Kinder wirklich so Sorge machten, dann hätte er eben zu seiner Frau zurückkehren müssen. Was wollen Sie denn? Sie sind doch daran schuld, daß alles so gekommen ist. Ihretwillen hat er doch die Kinder aufgegeben. Er hat sie doch schon bei Lebzeiten ihrem Schicksal überlassen, nich? Was will er denn da nach seinem Tode ..... alles man Redensarten."

„Nein, wahrhaftig nicht," wehrte sich Helga mit leidenschaftlicher Wärme. „Das sind keine Redensarten, Herr Haberkorn. Tillmann hätte unter keinen Umständen sein väterliches Recht aus der Hand gelassen."

„So, glauben Sie?" höhnte der Alte. „Das Gesetz war gegen ihn; was wollte er denn da ausrichten?"

„Ach, das Gesetz!" ereiferte sich Helga. „Ist denn das Gesetz die Vernunft oder die Gerechtigkeit? Kann das Gesetz die Liebe ersetzen? Sie müssen doch zugeben, Herr Haberkorn, daß Ihre Frau Tochter keine glückliche Hand in der Erziehung gehabt hat.

Selbstverständlich bezweifle ich ihre beste Absicht nicht. Aber Ebbas Herz hatte sich ganz von der Mutter abgekehrt und Roderich machte sich nur ihre Schwächen zu Nutze, um seinen Bubenkopf durchzusetzen."

Der Alte fingerte aufgeregt auf den Lehnen seines Armsessels und dann platzte er wütend los: „Na, wissen Sie, Fräulein, wie ich das finde? Sie nehmen sich heraus, über meine Tochter abzuurteilen, ausgerechnet Sie!? Mir scheint, Sie vergessen die Hauptsache. Wenn Sie nich dazwischen gekommen wären und hätten dem Tillmann den Kopf verdreht, dann hätte ich heute meine Tochter noch, und meine Tochter ihren Mann und die Kinder ihren Vater. Hä? Nee, mich machen Sie nich dumm, wenn ich auch ein alter Mann bin, der nichts mehr am Leben zu verlieren hat. — Was ich von Ihnen zu halten habe, das weiß ich; meine Tochter gehörte nicht zu denen, die ihre Gefühle bei sich behalten können. Sie war ja monatelang bei mir im Hause, sie hat von früh bis spät kaum von etwas anderem ge-

sprochen. Ihr Charakterbild, das habe ich schon zum Frühstück serviert bekommen und bis in mein Schlafzimmer hat sie mich damit verfolgt. Ich weiß Bescheid."

Da versetzte Helga in aller Ruhe: „Verzeihen Sie, Herr Haberkorn, Sie wissen doch nicht um mich Bescheid. Sie haben doch lange genug gelebt, um Menschenkenner zu sein: es gibt keine Frau, die so schlecht wäre, wie die Eifersucht sie macht. Glauben Sie das nicht auch?"

Der Alte starrte mit seinen matten Äuglein zu ihr auf und dann fing er auf einmal schier behaglich zu lachen an: „Hähä! wie war das bitte: es gibt keine Frau, die so schlecht ist, wie die Eifersucht sie macht? Hähä, sehr gut! Tja, da mögen Sie wohl mit recht haben."

„Gewiß habe ich recht," fuhr Helga rasch fort, ihren Vorteil ausnutzend. „Tillmann sagte einmal zu mir: der wütendste Haß ist der zwischen zwei Menschen, die nicht von-

einander loskommen können und die giftigste Leidenschaft ist der erotische Futterneid. Das ist grob aber wahr. Wenn Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, dann müssen Sie sich schon bemühen, mich mit Ihren eigenen Augen genauer zu betrachten."

Das war ganz weich, fast demütig flehend gesagt; aber weil es aus diesem Munde kam, lag die Kraft eines Befehles darin, dem der Greis nicht zu widerstehen vermochte. Es lief ein Zucken durch alle Muskeln seines ledernen Gesichtchens, das deutlich seinen Kampf gegen den Zauber widerspiegelte, den diese blonde Frau auf ihn ausübte. Aber er war diesem Zauber verfallen, weil er seinen achtundsiebzig Jahren zum Trotz doch noch Mann war. Wie sehr er sich auch bemühte, an ihr vorbeizuschauen, die alten Äuglein blinkerten immer wieder über sie hin und das Wohlgefallen an ihrer fraulichen Schönheit begann in seinem trägen Blute zu prickeln.

Helga schwieg und ließ dem Alten ruhig Zeit, bis er nach vielem Räuspern, ärger-

lichem Lachen und Grunzen wieder Worte fand.

„Also nu sagen Sie schon, was Sie von mir wollen?"

Helga zog den Handschuh von ihrer Rechten, stützte den Ellenbogen auf den Tisch vor ihr und schmiegte die Stirn in die offene Hand. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust und dann sprach sie, die Hand gegen den alten Herrn ausstreckend: „Ich möchte, daß Sie mir Ihre Hilfe nicht versagen, Herr Haberkorn; i c h m ö c h t e s ü h n e n. Ich habe bei Gott nichts getan, um diese entsetzliche Tragödie ..... Ich habe wahrhaftig keine Netze ausgeworfen nach Tillmann — Sie dürfen mir das glauben. Das ist alles gekommen, wie es unter den Umständen kommen mußte. Ihre Frau Tochter hat durch ihr Verhalten auch dazu beigetragen; aber ich denke natürlich nicht daran, ihr deswegen ..... Daß sie mich aus dem Wege räumen wollte, verstehe ich; wer weiß, ob ich an ihrer Stelle ..... Aber es hat keinen Sinn, sich darüber den Kopf zu zer-

brechen. Schließlich bin ich doch schuldig an dem Tode zweier wertvoller Menschen und ich will versuchen, das zu sühnen — mit allen meinen Kräften — mein Leben lang. Ich möchte es an den Kindern gutmachen, was ich an den Eltern gefehlt habe."

Der alte Herr hatte aufmerksam zugehört; aber nun blickte er doch ganz ratlos drein. Die ausgestreckte Hand hatte er nicht ergriffen. Jetzt rückte er mit seinem Sessel weiter ab und fragte unsicher: „Sie? Ich verstehe wohl nicht richtig. Wie wollen Sie denn das machen?"

„Die Kinder haben doch nun niemanden," sagte Helga, ihre Stimme dämpfend. „Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Herr Haberkorn; aber Sie werden doch in Ihrem Alter kaum imstande sein, so junge Kinder zu führen — abgesehen von allen äußeren Schwierigkeiten, die das mit sich bringt. Andere Verwandte sind doch, soweit mir bekannt, nicht vorhanden — Ihre Söhne im Ausland . . . . . Also da meine ich, ich wäre

doch die nächste dazu, mich der Kinder anzunehmen."

„Sie?!" stieß der Greis voller Entsetzen hervor. „Lassen Sie das man sonst niemand hören! O Gott, o Gott! Was glauben Sie wohl, was da das Vormundschaftsgericht und überhaupt alle anständigen Menschen dazu sagen würden?"

„Es steht bei Ihnen, Herr Haberkorn, das Vormundschaftsgericht auszuschalten, Sie haben doch allein zu bestimmen. Und über das Urteil der Welt müssen denkende Menschen erhaben sein, sonst kommt die Vernunft nie zu ihrem Rechte."

„Das Urteil der Welt ist mir ja auch ganz egal," keuchte der alte Herr. „Aber — die Kinder selbst?! Das haben Sie doch wohl nicht recht überlegt, Fräulein Lorenz! Wenn ich die Kinder fragen wollte: da ist eine Frau, die hat Eure Mutter und Euren Vater in den Tod getrieben und nun sollt Ihr zu ihr kommen und zu ihr Mama sagen! Hä, was glauben Sie, was die Kinder antworten würden?!"

„Fragen Sie sie doch!" rief Helga und ihre großen Augen strahlten ihn zuversichtlich an. „Oder besser, überlassen Sie es mir, die Frage zu stellen. Was Ebba antworten würde, weiß ich. Und ich weiß auch, daß ich Ebba eine gute Mutter sein könnte. Rodi freilich . . . . es steht sehr schlimm um ihn. Aber wenn da überhaupt noch zu helfen ist — es sollte meine Buße sein, mich für diese schwere Aufgabe zu opfern. Ich habe eine glückliche Hand mit Kindern. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, Herr Haberkorn: wagen Sie es mit mir; Sie werden es nicht bereuen. Ich will die Kinder lieb haben wie mein eigenes. Und Liebe richtet alles aus bei Kindern."

Der alte Herr erhob sich mühsam aus seinem Lehnstuhl, trat ans Fenster, schaute eine Weile hinaus und machte dann einen nachdenklichen Gang durch das Zimmer, fortwährend vor sich hinmurmelnd: „Unglaublich! — Hä, einfach doll! — Frau Petersen rührt der Schlag. Hähä! — Ich

weiß nicht ..... allerdings, wenn man es recht bedenkt — nee, nee, nee! — Aber wo soll ich hin mit diesen armen Kindern? — Wissen Sie schon das Neuste?" wandte er sich lauter und deutlicher an Helga: „Den Rodi, den Lump, hatte meine Tochter doch in die berühmte Anstalt in Dingsda — in Thüringen getan. Sie war ja ganz weg von den Prinzipien dieses verrückten Kerls, — wie heißt er man? — wo Schüler und Lehrer sich gegenseitig duzen und die Schüler regieren sich selbst und stimmen ab über die Lehrer, und Autorität ist natürlich Blödsinn, Strafen gibt's nicht und gelernt wird auch nichts. Tja, das war ihr Ideal von einer modernen Schule! Hum, was wollt' ich doch sagen? — richtig: Zu Neujahr hatten wir den Roderich dahin getan und vor ein paar Tagen kommt ein Brief von dem berühmten Wundermann, wir sollten den Bengel gefälligst wiedernehmen, an dem wäre Hopfen und Malz verloren, die ganze Anstalt brächte er ihnen durcheinander. Was soll man da machen?"

Da rief Helga rasch und zuversichtlich: „Ich will es trotzdem mit ihm versuchen!"

Frau Petersen trat herein und forderte den alten Herrn auf, zum Mittagessen herunterzugehen, es sei schon zweimal geläutet worden.

„Hä!" rief Josua Haberkorn, sich an den Kopf greifend, „Mittagessen soll man auch noch nach solcher Aufregung. Wenn mir das man bekommt! Und er hakte sich, froh, von diesem sieghaften Weibe loszukommen, in den Arm seiner alten Bedienerin ein.

„Wollen Sie mir nicht die Hand zum Abschied geben?" bat Helga, indem sie zur Tür voranschritt.

Frau Petersen hatte seinen rechten Arm in ihrer Gewalt und sie hielt ihn so fest an ihre Seite gedrückt, daß er nicht wohl seine Hand ausstrecken konnte, auch wenn er gewollt hätte. Da raffte er sich zum letzten boshaften Widerstand auf und sagte: „Nee, Fräulein Lorenz, meine Hand kann ich Ihnen heute noch nicht geben; aber 'Antwort will

ich Ihnen geben, schriftlich. Lassen Sie mir Ihre Adresse da."

Länger als vierzehn Tage mußte Helga auf Bescheid aus Bremen warten, so daß sie bereits annahm, der alte Haberkorn werde aus Angst vor seiner Frau Petersen sein Versprechen überhaupt nicht halten. Das Schreiben, welches sie an einem der ersten Junitage in dem Augenblicke erreichte, als sie just mit ihrem lebendigen Päcklein sich auf die Wanderschaft begeben wollte, um eine Sommerbehausung im Vorgebirg zu suchen, war sehr schwer zu entziffern, denn die zittrige Greisenhand hatte seine ursprünglich dünnen, sehr schräg liegenden Kaufmannszüge in eine ganz verwünschte Linienwirrnis verwandelt. Sie brauchte wohl eine Stunde zur Entzifferung von zwei Briefseiten. Das Schreiben lautete also:

Sehr geehrtes Fräulein Lorenz!

Beehre mich mit Gegenwärtigem mitzuteilen, daß Ihren Vorschlag annehme. Sie glauben alle, weil ich einen alten Mann bin, sie könnten mit mir man so umspringen; aber nun gerade nicht!

Es ist nämlich richtig so gekommen, wie ich Ihnen sagte, indem die freie Schulgemeinde mir den Jungen, den Roderich, retourniert hat. Acht Tage war er man bei uns im Hause; aber nun haben wir genug von ihm. Ich habe der Petersen bei Strafe sofortiger Entlassung verboten gehabt, dem Jungen oder auch dem Mädchen die Wahrheit über den Tod der Eltern zu sagen, indem ich die Aufklärung mir vorbehalten wollte, und ich hatte mir etwas ausgedacht, damit die Kinder nicht so einen schrecklichen Eindruck ins Leben mitnehmen sollten. Ich habe also dem Jungen erzählt, sein Vater wäre nach Hause gekommen in seine Münchner Wohnung und hätte beim Aufräumen seinen alten Revolver gefunden und nachsehen sollen, ob er noch in Ordnung wäre. Durch Unvorsichtigkeit wäre ein Schuß losgegangen und hätte ihn auf der Stelle getötet und seine Mutter hätte vor Schreck der Schlag gerührt. Dasselbe habe ich auch der Ebba geschrieben und

sie gleichzeitig gefragt, ob sie wohl zu Ihnen möchte, Sie hätten sich erboten, Mutterstelle an ihr zu vertreten. Das Kind hat richtig und umgehend mit tausend Freuden ja gesagt. Und dann habe ich auch den Rodi dasselbe gefragt. Da hat er einen gewaltigen Schreck gekriegt und geschrieen: „Nicht um ein Roß — die haut mich!" — Dieses hat mir sehr gefallen, weil ich selber nämlich nicht mehr imstande bin, den Bengel überzulegen und er ohne Solches nicht zu bändigen ist. Ich habe darauf der Petersen aufgetragen, sich zur Abreise nach München mitsamt dem Jungen bereit zu machen usw. Da hat sie mir ein großes Theater gemacht: das täte sie nicht und lieber ginge sie aus dem Hause und allen solchen Snack. Und weil ich nun natürlich erst recht auf meinem Willen beharrte, hat sie aus Rache dem Rodi die Wahrheit verraten.

Nun will ich Ihnen mal was sagen: damit diese Leute sehen, daß ich nicht so mit mir umspringen lasse, und weil ich

überhaupt den Eindruck gewonnen habe, daß Sie eine sehr energische und vernünftige Dame sind, so habe ich mich entschlossen, Ihren Vorschlag zu akzeptieren unter der Bedingung, daß Sie mich auch noch mit in den Kauf nehmen. Lange werde ich Ihnen ja nicht mehr zur Last fallen und in Bremen habe ich nichts mehr zu suchen, seit ich mein Geschäft zugemacht und keine Tätigkeit mehr habe. Ich bitte Sie hiermit, ein zweckentsprechendes kleines Haus irgendwo zu kaufen oder zu mieten, wo ich Wasser und Schiffe sehen kann und gute Schulen für die Kinder vorhanden sind. Den Kostenpunkt nehme ich auf mich und ist es mir ganz egal, was die Leute dazu sagen. Die Petersen kann hier wohnen bleiben und das Haus hüten. Die nötigen Möbel lasse ich nachkommen von hier. Ich komme mit dem Jungen, sobald Sie mir schreiben.

Ich begrüße Sie hochachtungsvollst

Josua Haberkorn.

Mit diesem Brief in der Tasche fuhr Helga Lorenz statt ins Bayrische Vorgebirg an den Rhein, erwarb ein Haus mit einem hübschen Garten bei Godesberg, mit weiter Aussicht über den Rhein, und zu Beginn der Sommerferien war bereits ihre ganze kleine Familie um sie versammelt. Sie setzte ihre ganze starke, helle Persönlichkeit ein, um ihr schweres Sühnewerk zu vollbringen. Und ihre große Liebeskraft wirkte Wunder. Sie hatte Ebba die fürchterliche Wahrheit über den Tod ihrer Eltern natürlich nicht vorenthalten; aber das Kind hatte dadurch sein instinktives Vertrauen zu ihr nicht erschüttern lassen. Ein frühreifer Ernst war über Ebba gekommen, der sie in ihrem wunderlichen Menschenhaß noch mehr bestärkte und sie bis zur Närrischkeit in ihre Tierliebe zu verstricken drohte. So erwuchs Helga die schwere Aufgabe, um die Seele dieses seltsam verkapselten Geschöpfes zu ringen wider die gewaltige Übermacht der gesamten Tierheit, alles dessen, was da kreucht und fleucht. Der Erfolg war wenig ermunternd. Und selbst

das große Erlebnis deutschen Heldentums vermochte dieser stachligen Jungfrau nicht die Anerkennung abzuzwingen, daß die Seele eines Menschen doch vielleicht mehr wert sei als die eines preisgekrönten Karnickels. Helga setzte ihre ganze Hoffnung auf die Weibwerdung Ebbas in den Entwicklungsjahren; aber bis zur Stunde sind ihre Aussichten auf den Endsieg noch schwach, denn mit Ebba ging eine ganz merkwürdige körperliche Verwandlung vor. Sie wurde unförmlich dick, trotz der schmalen Kriegskost, und ihr feines vornehmes Köpfchen saß auf einem formlosen Körper. Das Bewußtsein ihres traurigen Mangels an Anmut erzeugte in Ebba einen leidenschaftlichen Widerstand gegen alle natürlichen Wünsche, Freuden und Eitelkeiten des Jungmädchentums. Sie hielt sich fern von Spiel und Tanz und allen geselligen Freuden ihrer Schulkameradinnen und gefiel sich darin, möglichst männisch derb aufzutreten und in ihrer Kleidung, in Haartracht und Gebarung ihre Verachtung aller weiblichen Eitelkeit zum Ausdruck zu bringen.

Zärtlich war sie auch gegen Helga nicht und ihre große Liebe zu ihr ließ sie nur dadurch erkennen, daß sie ihr allein keinen Widerspruch entgegensetzte, ihr allein sich dienstwillig, gläubig vertrauend erwies.

Was Helga selbst kaum für möglich gehalten hätte, die Bändigung des wilden Roderich gelang ihr viel leichter. Sie hatte für ihre Zähmungsarbeit Helfershelfer gefunden, die sie nicht im Stiche ließen. Der Krieg war es, der dieses verstockte Bubengewissen ganz gewaltig aufrührte. Helga verstand es wunderbar, durch die fromme Andacht, mit der sie selber das Andenken Tillmanns heilig hielt, die Heldenverehrung des kraftvollen Knaben zu stärken und sie ihrem Erziehungszwecke dienstbar zu machen. Sie lehrte ihn in der Person seines Vaters ein leuchtendes Beispiel von vornehmer Gesinnung und männlicher Tatkraft zu erblicken, und dadurch gelang es ihr, ein starkes Ehrgefühl in diesem ruppigen Buben zu erwecken, der bisher höchstens eine romantische Räuber- und Wildwestehre anerkannt hatte. Und dann

hatte sie ganz unvermutete Hilfe gefunden in ihrem Söhnchen Helge. Der schlimme Rodi war vom ersten Augenblicke an in sein Stiefbrüderchen geradezu vernarrt gewesen. Er wurde nicht müde, mit dem Kinde zu spielen und lernte im Umgang mit ihm Geduld und zartes Rücksichtnehmen. Er hatte sich wochenlang gegen seine ihm aufgezwungene Pflegemama boshaft widersetzlich benommen und ihr sogar in frechen Worten ihr Verhältnis mit dem Vater vorgehalten. Selbst die Furcht vor ihrer großen kräftigen Hand, die mit schier unfehlbarem Geschick seine Wange zu treffen wußte, hatte ihm seine Unverschämtheit nicht ganz abzugewöhnen vermocht. Da warf ihn eines Tages eine schwere Lungenentzündung um, die er sich auf einem seiner verbotenen Streifzüge geholt hatte. Helga wich nächtelang nicht von seinem Bette — und nun lernte er die strafende Hand auch als weiche Segenshand kennen. Und sein Trotz beugte sich endlich vor der großen Liebe, die ihm diese starke, leuchtende Frau angetan hatte. Als Rodi wieder gesund geworden

war, begann er in der Menschwerdung erstaunliche Fortschritte zu machen. Ein Lob aus Helgas Munde beglückte ihn fortan, und um solches Lob zu erwerben brachte er es sogar fertig, seine eingefleischte Abneigung gegen Ordnung, Reinlichkeit und gesittete Manieren zu bekämpfen. Helga gegenüber wurde er sogar zum Kavalier.

Josua Haberkorn ließ sich verwöhnen wie ein alter Hauskater. Er mißbrauchte die rührende Dienstwilligkeit Helgas bald schändlich. Sie mußte ihm sein Essen immer besonders zubereiten und ihm die Mühe des Verzehrens nach Möglichkeit erleichtern. Es fehlte nur noch, daß er sie aufgefordert hätte, ihm die Speisen vorzukauen und ihn direkt von Schnabel zu Schnabel zu füttern wie einen jungen Raben. Er hatte immer Hunger und immer Wünsche und war mit nichts recht zufrieden; nur wenn sie ihm abends vor dem Schlafengehen das vertrocknete Köpfchen kraulte, schnurrte er behaglich, konnte es aber selten unterlassen, ihr beim Gutenachtsagen noch zuzugrinsen: „Weiß schon,

häha; Erbschleicherin! Tja, mach' du mir man deine schönsten blauen Augen, ich lasse nicht mit mir umspringen! Deswegen kommst du doch nicht in mein Testament."

Und zwischen Roderich und seinem Großvater gab es vollends wunderliche Tänze, denn der alte Herr war so kindisch geworden, daß er sich mit dem Enkel um dessen Spielsachen zankte. Er hatte ihm ein Unterseeboot geschenkt, es ihm aber gleich wieder fortgenommen, weil er es doch nur mutwillig kaput machen würde und er brauchte es doch so nötig, um Engländers zu versenken. Ja, die Engländers vermochte der Greis noch mit seinem letzten aufflackernden Lebensfeuer zu hassen; aber im übrigen war ihm der Krieg unfaßlich neu und groß und grausig. Er kläffte den Riesen ohnmächtig an wie ein armsäliges Hündchen einen Elefanten.

Am Anfang des vierten Kriegsjahres begruben sie Josua Haberkorn in Godesberg.

Und bei der Eröffnung des Testamentes stellte es sich heraus, daß er wirklich Helga Lorenz keinen Pfennig vermacht hatte, wohl

aber waren seine Enkelkinder reich darin bedacht und ihr die Vermögensverwaltung und der Zinsgenuß bis zur Großjährigkeit der Kinder eingeräumt.

Auf der Rückkehr vom Begräbnis hieß Helga die Kinder allein heimgehen und trat in das offene katholische Gotteshaus ein. Der Marienaltar war festlich geschmückt und alle Kerzen brannten. Helga besann sich. Ja, richtig: heute war Mariä Himmelfahrt. Und sie kniete nieder, weihte ihr Herz der vergöttlichten Mutter und tat ein heiliges Gelöbnis.

„Nun bin ich frei," sprach ihre Seele zu der Himmelskönigin, „nun bin ich nichts als Mutter mehr. Ich bringe dir meine Söhne, Gottesmutter, auf daß du sie segnest. Ihres armen Vaters Seele quälte sich mit dem Wahn, daß sein Geschlecht verflucht sei, am Flackerfeuer seiner Sinne zu verbrennen. Ich trat zu spät in sein Leben ein, um ihn von seinem Wahn zu erlösen; laß es mir gelingen an seinen Kindern. Kampffrohe Helden sollen sie werden, sein Helge und sein

Roderich, wie ihr Vater war, und so stark und froh und frei, daß sie auch den bösesten Feind nicht mehr zu fürchten brauchen: die verdammte Liebe. Dazu hilf mir Du, heilige Mutterliebe!"

Und mit siegesfroh leuchtenden Augen schritt die hohe blonde Frau durch den hellen Sommertag.

Ende.

Druck von Edmund Stein
in Potsdam.

